

Walter Bucher

Start ins Leben im Schlosspark St. Andreas

2. Auflage

hofmann.

Danke für die Unterstützung

Bürgergemeinde Cham

Cham Tourismus

Einwohnergemeinde Cham

Hürlimann-Wyss Stiftung Zug

Waldgenossenschaft Städtli

**Bezugsquellen in der Schweiz:
im Buchhandel**

oder

bupro@bluewin.ch

**Das Buch ist auch als E-Book
erhältlich unter
www.sportfachbuch.de/2280**



Walter Bucher

Start ins Leben im
Schlosspark St. Andreas

Bestellnummer 2280

© 2015 by Walter Bucher

2., erweiterte Auflage 2016

Layout: Michaela Palfalusi c/o Hofmann-Verlag, D-73614 Schorndorf

Umschlaggestaltung: Daniel Lienhard / info@lienhardillustrator.com

Umschlagfotos: Walter Bucher

Druck: Media-Print Informationstechnologie GmbH, D-33100 Paderborn

Printed in Germany • ISBN 978-3-7780-2280-1

Inhaltsverzeichnis

Einstimmung	4
1 Gut Ding will Weile haben	9
2 Gesund geboren – liebevoll umsorgt	13
3 Waldschlupf 1 – kleines Paradies	19
4 Etwas älter – etwas mutiger	45
5 Auf Schulwegen – und auf Abwegen	67
6 Freizeit – Strolchenzeit	105
7 Altes Schloss – schöner Traum	131
8 Waldschlupf 2 – neues Leben	153
9 Schlosspark – adieu!	169
10 Waldschlupf 3 – neue Zeit	187
Ausklang ... oder vorwärts zum (Neu-)Start?	193
Dank	197
Verwendete und weiterführende Literatur	198
Foto- und Dokumentationsnachweise	199

Einstimmung

Wie entstehen Geschichten aus Zeiten, die weit zurückliegen, teilweise bereits über 60 Jahre?

Gerne und immer öfter erinnere ich mich an meine unvergesslichen und eindrücklichen Erlebnisse aus meiner Kinder- und Jugendzeit. Wäre es nicht schade, wenn alle diese Geschehnisse in Vergessenheit geraten würden? Dieser Gedanke bewog mich, die Geschichten aufzuschreiben. Anfänglich waren es nur St. Andreas-Erinnerungen, doch immer häufiger kamen auch Chamer Geschichten dazu.

Im Herbst 2014 anlässlich eines Besuches bei der jungen Schlossherrin im Schloss St. Andreas und nach einem gemeinsamen Spaziergang durch den Schlosspark stand mein Entschluss fest, und ich begann zu schreiben.

In glücklichen Verhältnissen wuchs ich als Kind des Schlossgärtners Bucher mit fünf Geschwistern auf. Es war eine unvergessliche Zeit. Mein Vater arbeitete während 35 Jahren tagtäglich und bei jedem Wetter in diesem schönen Schlosspark. Rund um unser uraltes Haus – dem «Waldschlupf» (S. 19) – boten sich mir unzählige, abenteuerliche Bewegungs- und Spielmöglichkeiten an. Ich bin sicher, dass sich dadurch meine motorischen Fähigkeiten und Fertigkeiten vielseitig und auf natürliche Art und Weise entwickeln konnten.

In Cham besuchte ich den Kindergarten und die Volksschule, absolvierte eine vierjährige Lehre als Elektromechaniker in der Papierfabrik Cham, besuchte anschliessend die Lehrantwortschule in Luzern und studierte zu guter Letzt Sport an der ETH Zürich. Danach unterrichtete ich als erster Chamer Turn- und Sportlehrer in derselben Turnhalle, in der ich schon als Kind geturnt hatte.

Obwohl für uns Gärtnerkinder natürlich der Zugang zum Schlosspark grundsätzlich nicht erlaubt war, wagten wir uns immer wieder – verbotenerweise – durch den Schlosspark zum Seeufer. Ein ganz besonderer Anziehungspunkt war der märchenhafte Schlossweiher. Wenn dieser erzählen könnte ...

Der Schlosspark St. Andreas in Cham liegt am Ufer des Zugersees. Er erstreckt sich wie auf einer Halbinsel über eine Fläche von rund 67 000 m².



1 Situationsplan des Schlossareals St. Andreas in Cham.

Die folgende Abbildung mit Hinweisen auf die einzelnen Gebäude und Orte vermittelt ein Bild von der Grösse und der Gestaltung des Schlosses und des Schlossparks St. Andreas. Ich bin im alten Waldschlupf (Legende Nr. 12) aufgewachsen und lebte dort über 20 Jahre. Im Jahr 1964 wurde an der gleichen Stelle ein Zuger-Riegelhaus gebaut, in dem ich noch zwei Jahre wohnte. Nach meiner Heirat verliess ich 1971 meine Chamer Heimat.



1a Schlossanlage St. Andreas mit Veränderungen in den letzten hundert Jahren.

- 1 Schloss
- 2 Kapelle
- 3 Maienrain
- 4 Garagen/Remise
- 5 Atelier
- 6 Güggelturm
- 7 Kaplanenhaus
- 8 Gärtnerhaus
- 9 Holzschopf
- 10 Schreinerei
- 11 Schweinestall
- 12 **Waldschlupf**
- 13 Tennisplatz
- 14 Castellino
- 15 Weiher
- 16 Schlossplatz
- 17 Ob. Schlossterrasse
- 18 Unt. Schlossterrasse
- 19 Kinderspielplatz
- 20 Ringmauer/Graben
- 21 Schlüsselrain
- 22 Strasse z. Hirsgarten
- 23 Kistenmagazin
- 24 Brücke zum Schloss
- 25 ehem. Storchenhause
- 26 Storchennlände
- 27 ehem. Taubenhaus
- 28 Ritterhaus
- 29 Schlüssel
- 30 Hirsgarten
- 31 Östl. Zugerseeufer
- 32 Ausfluss der Lorze
- 34 Gärtnererei



1b Wappenscheibe von 1668: Eroberung der Burg St. Andreas durch die Zuger und Schwyzer im Jahre 1387.

Das Schloss und der Park St. Andreas sind vor rund hundert Jahren entstanden. Gestaltet wurden die Gebäude der Schlossanlage im Stile des Historismus vom bekannten Zuger Architekten Dagobert Keiser.

Otto Fröbel, ein berühmter Landschaftsgestalter seiner Zeit, schaffte einen grosszügigen englischen Park mit einem prachtvollen Baumbestand. Heute gehört er zu den wenigen, weitgehend in der ursprünglichen Form erhaltenen Beispielen seiner Zeit. Der Park ist auf den Schlosshügel ausgerichtet und öffnet sich zum Zugersee mit seinem beeindruckenden Panorama. Die Bepflanzung des Parks ist vielseitig, wobei nordamerikanische Pflanzenarten einen Schwerpunkt bilden. Mein Vater kannte jeden Baum und lehrte uns immer wieder deren Namen.

Die Halbinsel St. Andreas war lange Zeit ein wichtiger Siedlungs- und Handelsplatz im Ennetsee-Gebiet. Der Verkehrsweg von Zürich nach St. Gotthard führte vom Landungssteg unterhalb der Burg St. Andreas über den Zugersee. Im 14. Jahrhundert erhielt der Ort St. Andreas sogar für kurze Zeit von Kaiser Karl IV das Stadt- und Marktrecht.

Mit der Eroberung durch die Stadt Zug und dem zunehmenden Ausbau der Landwege verloren Burg und Ort St. Andreas an Bedeutung. 1903 erwarb Adelheid Page-Schwerzmann die Liegenschaft. Sie liess die verfallene mittelalterliche Burg umgestalten. Von 1904 bis 1907 entstand das heutige Schloss.

Jeweils an einem Wochenende pro Jahr finden bei günstiger Witterung während der Blütezeit der Rhododendren *Gartentage* statt. Während diesen zwei Tagen gewährt die Schlossherrschaft der Öffentlichkeit einen Einblick in die wunderbare Parkanlage.

An diese *Gartentagen*, die bereits in meiner Kindheit stattfanden, erinnere ich mich heute noch gerne (S. 191).



1c Einmal pro Jahr während der Rhododendronblütezeit gibt es die Gartentage.

Der Name «Städtli» blieb als Chamer Quartierbezeichnung lange erhalten. Unsere Familie Bucher nannte man deshalb «s'Buechers im Städtli», denn es gab auch noch eine Familie Bucher im Duggeli-Quartier. Heute gibt es bereits etwa 30 Bucher's in Cham!

Dieses Chamer Städtli, in dem ich aufwuchs, erlangte mit 10 000 Einwohnern 1986 den Stadtstatus und zählt mittlerweile gegen 16 000 Einwohner. Cham blieb seither eine Einwohnergemeinde mit Gemeindepräsident und Gemeinderat.

«Weißt du noch?» So beginnen oft Gespräche unter Menschen, die sich seit langer Zeit nicht mehr gesehen haben, so auch an der Klassenzusammenkunft von uns 70-Jährigen (S. 190). Nach einem derartigen Einstieg in ein Gespräch werden oft spontan die buntesten Geschichten aus vergangenen Zeiten aufgefrischt und sogar noch ausgeschmückt. Diese Schilderungen wiederum lösen weitere Geschichten aus, sodass man sich plötzlich um Jahre zurückversetzt fühlt; längst Vergangenes taucht plötzlich wieder auf.

Ich hätte nie gedacht, dass ich beim Sammeln und Beschreiben von Geschichten aus meiner Kinder- und Jugendzeit im und um den Schlosspark St. Andreas und im Dorf Cham so viele Zusammenhänge (wieder) entdecken und auf diese Weise nochmals wahrnehmen würde. Überraschend und erstaunlich war für mich das Zustandekommen von längst vergessenen Anekdoten in Gesprächen mit Menschen, mit denen ich jahrzehntelang keinen Kontakt mehr hatte. Einige persönliche Erinnerungen konnte ich in meinen Tagebüchern nachlesen,

doch leider begann ich mit dem Festhalten von persönlichen Ereignissen erst im Jahre 1983 (siehe S. 126).

Das Aufschreiben dieser Geschichten war für mich ein äusserst spannender Prozess. Ich möchte alle Leserinnen und Leser, die auch schon einmal mit dem Gedanken spielten, Vergangenes in irgendeiner Form festzuhalten, ermuntern, dies auch zu tun. Das digitale Zeitalter ermöglicht dies auf immer einfachere Art. Lehrpersonen möchte ich ermutigen, ihre Kinder anzuleiten, regelmässig und systematisch Tages- oder Wochenbuchnotizen zu machen und Fotomaterial zu sammeln. Ich bin nämlich überzeugt, dass sich jeder Mensch gerne über selbst geschriebene Geschichten seiner Kinder- und Jugendzeit freuen würde.

Vielleicht ist mein Buch ein «Vorläufer» des Projektes chamapedia.ch, denn an der Bürgerversammlung vom 15. Dezember 2015 wurde entschieden, die Idee einer Internetplattform für Chamer Geschichten unter der Leitung von Thomas Gretener, Bürgerschreiber von Cham, zu realisieren?

Beim Nachdenken und Festhalten von Erinnerungen entdeckt man, auf welche Art und Weise die Kinder- und Jugendzeit einen geprägt hat. Es gibt ganz interessante Phänomene: Oft wird angenommen oder sogar behauptet, negative Erlebnisse in der Kindheit würden sich auf das spätere Leben auch negativ auswirken. Das muss nicht zutreffen, jedenfalls war es bei mir nicht so. Ein Beispiel: In meiner Kindheit habe ich Schlimmes am bzw. im Wasser erlebt (S. 49 ff.). Ich bin zweimal beinahe ertrunken, wurde aber beide Male nur zufällig und zum Glück rechtzeitig entdeckt und gerettet. Ironie des

Einstimmung

Schicksals: An genau den gleichen zwei Stellen, an denen ich ins Wasser gefallen und beinahe ertrunken wäre, fanden zwei Menschen den Tod. An der einen Stelle ein Kindermädchen und an der anderen eine alte Frau. Trotz aller Bedenken entwickelte ich mich zu einer richtigen «Wasserratte»: Rettungsschwimminstruktor, Schwimminstruktor, Wasserspringinstruktor, Taucher-Brevet, Schiffsführerausweis, Fischerpatent, Ausbilder von Berufsschwimmlehrpersonen im Interverband für Schwimmen IVSCH; Chef des Seerettungsdienstes Cham; Verfasser verschiedener Schwimmlehrmittel und letztendlich Dozent für Schwimmen in der Sportlehrerausbildung an der ETH.



1d ... erhellt mit Trompetenklängen von Jürg Sonderer ...

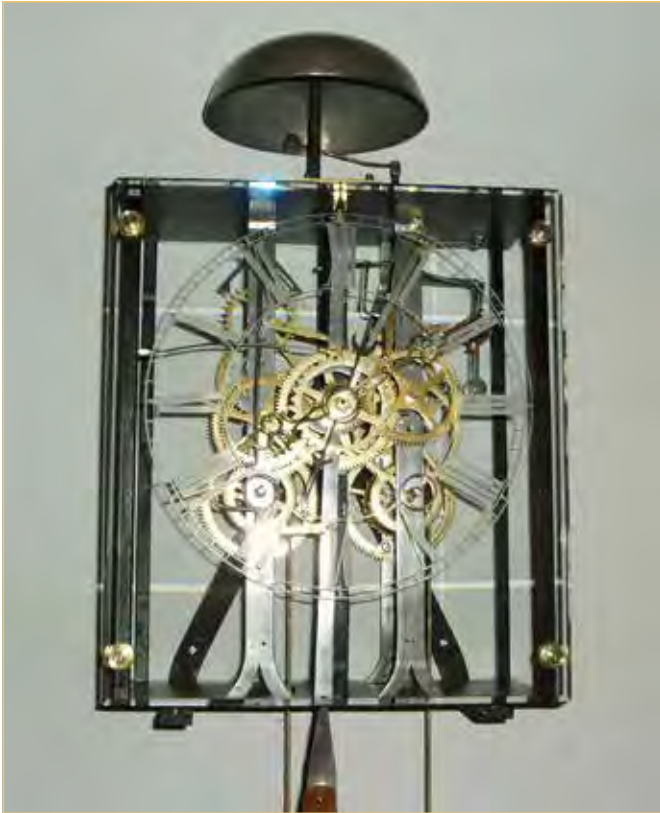
Mein Leben ist Bewegung, auch heute noch. In unzähligen Sportstunden habe ich in meiner Tätigkeit als Sportlehrer versucht, Kinder und Erwachsene vom Kindergarten bis zur Hochschule meinen «Bewegungsvirus» auf möglichst spielerische Art und Weise weiterzugeben.

Das Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Buches erweckt den Eindruck einer chronologischen Abfolge der über 300 zumeist illustrierten Geschichten, doch dem ist nicht so. Es ist möglich, irgendwo im Buch zu beginnen.

Nun wünsche ich allen Leserinnen und Lesern viel Spass, egal wie und wo der «Start ins Lesen» beginnt.



1e ... und untermalt von meinen Alphornklängen.



Die Kindheit prägt jeden Menschen. Vieles aus dieser Lebensphase bleibt im Gedächtnis haften. Ich hatte das Glück, eine unbeschwerte Kindheit in einer Grossfamilie im Schlosspark St. Andreas Cham erleben zu dürfen. Viele unvergessliche Erlebnisse aus dieser Zeit haben mein Leben geprägt.

1 Gut Ding will Weile haben

Nach dem Tod meines Vaters schrieb ich im Herbst 1988 an Frau und Herrn von Schulthess einen Brief. Ich bedankte mich bei ihnen für die Fürsorge nach der Pensionierung meines Vaters, aber auch für alles, was unsere ganze Familie im Schlosspark St. Andreas erleben durfte. Ihre herzliche Antwort vom 30. Dezember 1988 hat mich berührt. Herr von Schulthess schrieb u. a.:

Wir freuen uns immer, Briefe von Ihnen zu erhalten, denn sie sind besonders lebhaft, positiv und unterhaltend geschrieben. Ich glaube, Sie haben ein Talent als Schriftsteller und frage mich, ob Sie nicht in Ihrer Freizeit ein Buch schreiben sollten über den Waldschlupf und Ihre Erlebnisse in Cham.

3a Auszug aus einem Brief des Herrn von Schulthess im Jahr 1988.

Diese Worte haben mich gefreut und immer wieder beschäftigt. Sollte ich es wagen? Zwei Jahre später, am 11. Januar 1990, erhielt ich von Herrn von Schulthess erneut einen langen Brief. Darin äusserte er sich im Speziellen zu einigen Geschichten aus meiner Jugendzeit, die ich ihm geschildert hatte.

Was Sie über Ihre Jugenderinnerungen an St. Andreas schreiben, hat uns sehr gerührt, denn wir haben die Reaktion auf unsere Bemühungen noch nie in dieser Art gehört.

3b Herr von Schulthess interessierte sich immer mehr für meine Jugenderinnerungen.

Dies war leider sein letzter Brief an mich. Im Sommer 1991 ist Herr von Schulthess im Alter von 89 Jahren gestorben. Auf einen Brief an seine Frau antwortete ihre Tochter Adrienne

Oltramare mit lieben Worten. So schrieb sie: *«Ihre verschiedensten Erinnerungen an unseren Vater freuen uns alle und interessieren uns.»*

Der Gedanke, Geschichten aus meiner Kinder- und Jugendzeit rund um den Schlosspark St. Andreas zu schreiben, liess mich nach diesen Briefen einfach nie mehr los. Nach einem Besuch auf St. Andreas im Sommer 2010 ermutigte mich auch Frau Pacher (Tochter von Frau Oltramare), diese Geschichten doch aufzuschreiben. Auch sie zeigte sich sehr interessiert an Vergangenen rund um den Schlosspark St. Andreas, in dem auch sie als Kind immer wieder unvergessliche Ferien erleben durfte. Doch es blieb wieder nur beim Gedanken.

Nach dem sehr frühen Tod von Herrn Ferdinand Pacher im Herbst 2013 nahm ich im Frühling 2014 wieder Kontakt auf mit Frau Sibylle Pacher. Ich machte ihr den Vorschlag, gemeinsam einen «Spaziergang in meine Vergangenheit» im Schlosspark St. Andreas zu unternehmen und gleichzeitig diesen Spaziergang mit Schilderungen aus meinen Kindheits- und Jugenderinnerungen zu ergänzen. Frau Pacher nahm diesen Vorschlag begeistert an, fügte aber bei, dass sie gerne alles auf einem Tonträger festhalten würde. Das war für mich der zündende Gedanke: Ich könnte doch einige meiner Erinnerungen aus unserer Kinder- und Jugendzeit auf und um St. Andreas in einem Buch und in einem kurzen Videofilm festhalten.

Nun habe ich es gemacht. Es ist ein Dankeschön an die Familie von Schulthess, aber auch an alle Menschen, die mich während der St.-Andreas-Zeit von der Kindheit bis ins Erwachsenenleben bei meinem «Start ins Leben» begleiteten.

Am 2. September 2014 begaben sich Frau Pacher und ich auf einen «Spaziergang in die Vergangenheit». Vor dem Haus des

damaligen Obergärtners Ernst Ast, begann ich von meinen Erlebnissen und Erinnerungen zu erzählen.

Einige Tage später griff ich zur Feder. Auf dem virtuellen Spaziergang in meine Vergangenheit schweife ich immer wieder ab, einerseits innerhalb der jeweiligen Zeit oder des jeweiligen Ortes, aber ab und zu auch bis in die Gegenwart. Es ist ein gemütlicher, abwechslungsreicher Spaziergang. Ein Spaziergang, bei dem ich immer wieder anhalte, wo ich von etwas abgelenkt oder durch Zufall auf etwas aufmerksam gemacht werde. So wie eigentlich ein gemütlicher Spaziergang sein sollte! Und wenn man einen Spaziergang wiederholt, entdeckt man plötzlich wieder etwas anderes. Deshalb kommen einige Erinnerungen mehrmals vor, jedoch immer unter einem anderen Blickwinkel.

Beim «Start ins Leben» mache ich mir Gedanken, wo ich auf die Welt gekommen bin und wie unsere Familie damals ausgesehen hat. Ich denke nach über die unbeschwerte Vorschulzeit. Dann beginnen Entdeckungsreisen rund um den Waldschlupf und Beziehungen zu Nachbarskindern und deren Eltern. Schon bald ist es Zeit, in die Schule zu gehen. Ich erzähle von langen Schulwegen mit allerlei Erlebnissen. Nach der Schule folgte immer wieder die Freizeit, die für mich viel wichtiger war als alles andere. Zuerst schlendere ich rund um unser Haus. Dann folgt die Erkundung des Schlossparks mit vielen kleinen und grossen Abenteuern. Bald wage ich mich langsam auch in Gebiete ausserhalb meines «kleinen Paradieses» vor. Schliesslich erzähle ich von eigentlichen Schlossgeschichten in vielen Farben und Facetten, gefolgt von der sanften «Zwangsversetzung» ins Bänihaus und der Heimkehr zurück in unseren zweiten Waldschlupf. Nach der Heirat verlasse ich St. Andreas.

Leider spät, aber dafür umso intensiver wurden meine Berührungsgänge zu Frau und Herr von Schulthess abgebaut. Nach ihrem Tod interessierte sich leider kaum mehr jemand ernsthaft für das Weiterbestehen des wunderschönen Schlossareals, bis dann endlich neue Hoffnung aufkam. Die neuen Schlossparkpläne der Familie Pacher bewegten die Chamer Bevölkerung, es gab Widerstand. Doch die Pacherey gaben nicht auf.

Nach dem Tod ihres Mannes kämpfte Frau Sibylle Pacher weiter und realisierte bald einige Neubaupläne. Sie motivierte mich damit endgültig zum Schreiben einiger Kinder- und Jugendgeschichten. In diesem Zusammenhang wurden viele interessante Gespräche mit Menschen aus meiner Kindheit aufgefrischt, mit denen ich zum Teil mehr als 50 Jahre keinen Kontakt mehr gepflegt hatte. Wir tauschten gegenseitig Erinnerungen aus. Ebenso überraschend wie die vielen schönen



4 Frau Pacher und ich stehen vor dem Obergärtnerhaus und machen uns auf den Weg zum «Spaziergang in meine Vergangenheit».

Erinnerungen war, wie sich bei der Aufarbeitung und beim Suchen von Unterlagen unerwartet und zufällig viele Kreise geschlossen haben.

Vieles, was ich in meinem Leben realisieren durfte, hat seine Wurzeln im und um den Schlosspark St. Andreas. Ich habe noch nie in meinem Leben, wie in dieser Zeit des Aufarbeitens, auf so eindrückliche Weise erlebt und erfahren, wie sich mein soziales Umfeld und damit verbunden mein Netzwerk im Verlauf der Zeit, insbesondere in den Schlosspark-Zeiten, entwickelt und stets erweitert hat.

Wenn ich an dieses Netzwerk denke, dann kommt mir ein besonderes Erlebnis aus meiner frühen Kindheit in den Sinn. In unserem WC im alten Waldschlupf gab es oberhalb des engen Raumes ein kleines Fenster. Ich stand oft auf dem wackeligen WC-Rand (einen Deckel gab es nicht) und beobachtete stundenlang, wie eine Spinne auf eindrücklich-kunstvolle Weise ihr Netz flocht.

Zuerst waren es nur einige von einem Zentrum aus angelegte, feine Radial-Fäden. Dann begann die Spinne von innen her systematisch das Netz zu spinnen, Ring um Ring, bis ein prachtvolles Netzwerk entstand. Alle Fäden wurden systematisch kunstvoll miteinander verwoben. Innen waren die Abstände klein, gegen aussen wurden sie zusehends grösser. Bei starken Winden oder wenn jemand von uns den grossen Hausschlüssel, der jeweils auf dem kleinen Fenstersims versteckt war,

unvorsichtig wegnahm, ging das ganze Netz wieder kaputt. Doch wenig später begann die Spinne mit dem Neuaufbau.

Es kommt mir vor, als sei es ähnlich wie in unserem Leben. Zuerst ist bedeutsam, an welchem Standort unser Netz befestigt wird. Schon da gibt es günstige und weniger geeignete Standplätze. In der ersten Zeit des Lebens wird das Netzwerk ohne eigenes Mitwirken durch das Umfeld (Eltern, Geschwister, Verwandte, Erziehende usw.) bestimmt. Bald aber werden eigene Fäden gezogen, ein eigenes Netzwerk aufgebaut. Und so ist jedes Netzwerk anders. Und jedes ist wie ein Fingerabdruck einmalig. Schicksalsschläge können ein Lebensnetzwerk beschädigen oder ganz zerstören. Wenn die Kraft reicht, kann wieder ein neues aufgebaut oder zumindest so gut es geht geflickt werden. Wenn es nicht gelingt, dann bleibt ein Loch im Netz bestehen, aber das Leben geht weiter.



5 Jeder Mensch baut im Verlauf seines Lebens sein eigenes Netzwerk.

Es wurde mir beim Schreiben meiner Geschichten bewusst, wie die Fäden meines Netzwerkes miteinander verwoben sind. Wenn ich an einem Faden zog, bemerkte ich, wie sich viele andere Fäden mitbewegten, ausgehend von der frühen Kindheit bis in die Gegenwart, aber immer wieder habe ich mich an den Ausgangspunkt, den Schlosspark St. Andreas, zurück-erinnert. Die Schlosspark-Geschichten wurden dadurch im Verlauf des Schreibens erweitert. Mit vielen Fotos und Geschichten ist daraus eine Zeitreise mit vielen kleinen und grossen Zeitsprüngen entstanden.

2 Gesund geboren – liebevoll umsorgt



6 Asyl Cham am 24. 6. 1945.

Es ist immer wieder ein Wunder, wenn ein gesundes Kind auf die Welt kommt. Auch mir war dieses Glück vergönnt. Meine Mutter hatte bereits vier gesunde Kinder auf die Welt gebracht und somit war die berechtigte Hoffnung gross, dass auch beim fünften Mal alles gut gehen würde.

2 Gesund geboren – liebevoll umsorgt

Mamme, so nannten wir unsere Mutter, hat mir oft erzählt, wie sie damals am 24. Juni 1945 vor einem heftigen Gewitter mit Baba an der Hand Richtung Asyl marschierte. Die ersten Wehen liessen ihr nicht mehr viel Zeit! Mamme kämpfte sich an Vaters starkem Arm den Schlüsselrain hinauf. Dann ging's Richtung See, über die schmale Lorzebrücke, am schönen «Gärtnerhüsli» der Villette vorbei und dann an der hohen Friedhofmauer entlang.



7 Am 24. Juni 1945 vormittags auf dem Weg zum Asyl, vorbei am romantischen Villette-Gärtnerhüsli.

Dort, an dieser Mauer, so erzählte mir die Mutter, hätte sie sich immer wieder aufgestützt, bis sie mit Baba schliesslich via Bahnhofstrasse und Rigistrasse beim Asyl ankam. Dann soll es nicht mehr lange gedauert haben, bis ich das Licht der Welt erblicken durfte. Gleich nach meiner Geburt hätte sich über Cham ein heftiges Gewitter entladen.



8 In diesem Asyl kam ich am 24. Juni 1945 auf die Welt.



Ich wurde schon nach wenigen Tagen gesund und munter in mein erstes Zuhause in den Waldschlupf «verlegt» und dort liebevoll umsorgt.

9 Der Waldschlupf, mein erster heimeliger Unterschlupf, wo mich meine Schwester Margrit am Fenster erwartete.

Meine Mutter sorgte sich nebst vielen anderen Hausarbeiten rund um die Uhr auch um mich. Neben mir waren bereits vier Kinder da: Willi, Gertrude, Toni und Margrit. Willi, Gertrude und Toni gingen bereits in die Schule, Margrit war noch zu Hause. Sie alle haben mich in den ersten Tagen meines Lebens verwöhnt, wie dies ja meistens der Fall ist bei einem Neugeborenen. Wir waren bereits zu dieser Zeit eine Grossfamilie. Wie damals üblich hat meine Mutter für mich Windeln gewaschen und diese an der nur für kurze Zeit scheinenden Sonne hinter dem Waldschlupf trocknen lassen.

Meine ersten Kindheits-erinnerungen gehen etwa ins Jahr 1950 zurück. Ich war bereits



10 Die Sonne zum Trocknen der Wäsche schien im Waldschlupf nur für kurze Zeit.



11 Aus dieser Zeit kann ich mich an vieles meiner Kindheit erinnern.

äusserst aktiv damit beschäftigt, die Umgebung rund um den Waldschlupf zu erkunden, aber meistens nicht weit weg vom sicheren und immer wieder rettenden Zipfel der Mutterschürze.

Ich erinnere mich sehr gut, wie wir wohnten. Die Infrastruktur war sehr bescheiden. Nur ein Wasserhahn im ganzen Haus, selbstverständlich nur Kaltwasser, eine zentrale Holzheizung in der Küche, welche den Kachelofen in der Stube aufheizte, ein Kochherd und ein kleiner Gasherd in der Küche, keine Klingel an der Türe, kein Licht vor dem Haus, kein Telefon, nur ein einziger grosser Hausschlüssel, im WC hingen Zuger-Amtsblatt-Blätter als WC-Papier und vor der Haustüre nur ein kleiner, rostiger Briefkasten.



12 Zu diesem rostigen Briefkasten gab's nicht einmal einen Schlüssel.

Ich kann mir heute gar nicht mehr vorstellen, wie die Morgentoilette mit nur einem Kaltwasserhahn und nur einem WC ablief, waren wir doch später in «Spitzenzeiten» sechs bis acht Personen im Haus. Aber es hat funktioniert, irgendwie haben wir uns arrangiert.

Als besonders eindrückliche Erinnerung bleibt das Baden im Wäschezuber. Bei schönem Sommerwetter platzierte die Mutter den metallenen Wäschezuber auf dem Bsezziplatz (Kopfsteinpflaster). Da jeweils nur während weniger Stunden die Sonne an diesem meist schattigen Platz mit voller Kraft schien, musste der Zuber am richtigen Ort stehen. Damit das kalte Wasser etwas wärmer wurde, legte die Mutter einige leere Weinflaschen ins Wasser. Diese nahmen die Wärme der

2 Gesund geboren – liebevoll umsorgt

Sonne auf. Wenn das Wasser genügend warm war, durfte ich «füdliblutt» hineinsteigen und so lange drin bleiben, bis mich die Mutter wieder abtrocknete oder bis es mir zu kalt wurde. 50 Jahre später erinnerte ich mich beim Bau der Solaranlage auf dem Flachdach unseres Hauses wieder an das Baden im Wäschezuber. Dieselbe Sonne wie schon damals sorgt auch heute für Warmwasser. Diese zeitlose, unerschöpfliche Energie wird uns Menschen nie ausgehen, im Gegensatz zu anderen.

Richtig baden durften wir dann an Mutters Waschtage. Die Waschküche befand sich im Keller des Obergärtnerhauses. Die Mutter trug die trockene Wäsche vom Waldschlupf auf dem langen Weg in die Waschküche, und nach dem umständlichen Waschen die schwere, nasse Wäsche wieder denselben Weg zurück. Im Waldschlupf ging's dann noch zwei steile Treppen hoch bis zum Estrich, wo alles aufgehängt wurde; eine eigentliche Schwerstarbeit! Wenn die Mutter alles fertig gewaschen hatte, blieb noch eine Menge Warmwasser zurück. Mit einer grossen Schöpfkelle goß die Mutter das Warmwasser vom kupfernen Aufheizbecken in die Badewanne und kühlte mit etwas Kaltwasser auf eine angenehme Temperatur hinunter. Und jetzt gab's für uns keine Grenzen mehr. Wir durften spritzen, gumpen, schwaddern und planschen wie es uns gefiel, denn die ganze Waschküche musste ohnehin am Schluss des Waschtages blitzblank gereinigt werden. Alle Hahnen wurden mit weissem Sigolin angestrichen und dann mit einem trockenen Lappen auf Hochglanz poliert, insbesondere dann, wenn die Mutter wusste, dass am darauf folgenden Tag die Frau des Obergärtners ihren Waschtage hatte.

Ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich jeweils auf der alten Sandsteintreppe vor dem Haus sass, wenn mein Vater nach dem Mittagessen wieder an die Arbeit ging, mit einem

Stumpen «Villiger rund» im Mund und stets bei bester Laune! Noch rieche ich seinen Stumpenrauch.

Baba war die Bescheidenheit in Person, in jeder Beziehung. Er leistete sich kaum einen Luxus. Pro Jahr gab es nur einen wichtigen Ausgang, nämlich am «Chomer Märt». Wenn er seinen Bedarf an Schuh-Utilensilien wie Nägel, Eiseneinsätze für die Reparatur von abgelaufenen



13 Ich sass jeweils auf der Sandsteintreppe, wenn Baba am Nachmittag wieder an die Arbeit ging.

MERKBLATT	
Name	Bucher
Vorname	Wilhelm
Beruf	Gärtnerhelfer
Wohnort	St. Albans
Geburtsdatum	28. Aug. 1911
Bürgerort	St. Albans
Telefon Nummer (Privat)	
Telefon Nummer (Geschäft)	
Militärische Einstellung	

14 Mein Vater war sehr bescheiden. In seiner Agenda stand: Wilhelm Bucher, Gärtnergehilfe.

Schuhsohlen, Lederschnürsenkel, Schuhwische, Schnüre usw. beim «Billigen Jakob» (sein Standort war immer vor dem Restaurant Kreuz) eingekauft hatte, kehrte er noch kurz im Restaurant Ritter, auch «Blech» genannt, ein. Wenn er dann etwas heiterer als sonst heimkam, riet unsere Mutter, Baba nicht zu viele schwierige Fragen zu stellen!

Am Zahltag brachte er das gelbe Couvert nach Hause und legte es auf den Tisch. Er nahm sich jeden Monat nur ein kleines Taschengeld vom Lohn und alles andere verwaltete die Mutter. In seiner Agenda hat er sich mit seiner wunderbaren Handschrift lediglich als Gärtnergehilfe bezeichnet. Aber für uns war er stets ein «Schlossgärtner».

Unser kleines, schmales WC war bei so vielen Personen natürlich oft besetzt, mal länger, mal weniger lang. Als ich ein wenig lesen gelernt hatte, versuchte ich immer wieder, den Text auf einem weissen Emailschild oberhalb der WC-Schüssel zu lesen, aber ich verstand ihn nie. Ich las den Text einfach irgendwie auf Deutsch: «Levez le siège s.v.p. avant d'employer le closet comme urinoir». Erst viel später verstand ich diese Aufforderung – und habe mich dann auch wirklich daran gehalten.

Oben an der Wand hing an einem riesigen rostigen Nagel ein alter, flach zusammengedrückter Feuerwehrschauch mit einem kleinen Wendrohr. Dieser Schlauch wurde zum Glück nie gebraucht. Zum Glück in jeder Beziehung, denn er hätte bei einem Brandfall nichts genützt. Als nämlich mein Bruder Toni und ich vor dem Abbruch des alten Waldschlupfs den Schlauch testeten, spritzte mehr Wasser aus den angebrochenen Seitenrändern heraus als vorne am Wendrohr!

Etwa dreimal pro Jahr kam abends per Velo unser Hauscoiffeur Herr Joss zu uns. In einer alten Ledermappe hatte er einen Kamm, eine elektrische Haarschneidemaschine, eine Schere, ein Rasier-



15 Ein oder zwei Taburettli aufeinander gesteckt – das war unser Coiffeurstuhl.

messer, einen Lederriemen zum Schärpen der Rasierklinge und eine Art Coiffeurmantel. Dieser wurde jedem als Haarfänger um den Hals gehängt. Ein Kind nach dem andern wurde auf ein Taburettli gesetzt. Alle ausser der Mutter kamen dran. Bei mir mussten zwei Taburettli kreuzweise aufeinander gesteckt werden, denn sonst hätte sich Herr Joss zu sehr bücken müssen. Am Anfang machte mir dieser Herr Joss immer etwas Angst.

Ein solcher Coiffeur-Abend wurde mir einmal beinahe zum Verhängnis. «Ruhig sitzen!» verlangte Herr Joss. Als ich mit Haarschneiden fertig war und das trockene Abrasieren einiger Härchen mit dem meist stumpfen Rasiermesser schmerzhaft durchgestanden hatte, ging ich in mein Zimmer im oberen Stock, stieg auf das Fenstersims und griff hinaus zu einem Balken, den ich noch knapp fassen konnte.



16 Ich hing hilflos am Balken und schrie um Hilfe.

2 Gesund geboren – liebevoll umsorgt

Dann pendelte ich einmal hin und wieder zurück zum sicheren Stand auf dem Sims. Beim wiederholten Versuch pendelte ich zwei-, dreimal, aber es reichte nicht mehr bis ganz zurück. Ich hing verkrampft in der Luft und rief verzweifelt um Hilfe. Alle stürmten aus dem Haus, Herr Joss sogar samt Schere und Kamm in den Händen. Die Mutter eilte zu mir ins Zimmer, packte mich am Bauch, zog mich zum Sims – und ich war gerettet! Einmal mehr hatte mich in meiner Kindheit mein guter Schutzengel, zu dem mich meine Mutter jeden Abend zu beten anleitete, beschützt!

Unser altes Bauernhaus und die unmittelbare Umgebung waren einmalig: Ein grosser geheimnisvoller Estrich, die umgenutzte Scheune, das dunkle Kistenmagazin, das gespenstische «Veloböili», die feuchte Remise, der niedrige Keller, der nahe gelegene dichte Wald, die farbenprächtigen Wildreben rund ums Haus – fürwahr ein kleines Paradies!



17 Farbenpracht an den alten, hölzernen Aussenwänden des Waldschlupfs.

Ich verliess mehr und mehr die nahe Umgebung unseres heimeligen Waldschlupfs und erkundete das kleine Paradies rund um unser Haus, aber wenn immer möglich in Sichtweite.

Nur an hohen Festtagen kam unsere ganze Familie zusammen. Gertrude war bereits ins Welschland ausgezogen, Willi in die Klosterschule Immensee und Toni ein Jahr nach Belgien. An meiner ersten Heiligen Kommunion gab's ein solches Familienfest.

Bei einem solchen Familientreffen hat unser Hoffotograf Alois Leu ein Foto gemacht. Neben dem Fotografieren richtete er sein Auge aber auch immer wieder gezielt auf meine Schwester Gertrude, allerdings ohne langfristigen Erfolg!



18 Die ganze Familie Bucher war nur an hohen Festtagen zusammen wie hier an meiner ersten Heiligen Kommunion.

3 Waldschlupf 1 – kleines Paradies



19 *Kleines Paradies.*

Wenn ich an die Zeit im alten Waldschlupf zurückdenke, dann sprudelt es nur so von Erinnerungen, da werden alte Geschichten wachgerufen. Wir erlebten im und um unser altes Bauernhaus fürwahr eine Kinder- und Jugendzeit wie in einem kleinen Paradies. Vieles, was ich später im Leben anpackte oder ausführte, hat hier seine Wurzeln.

3 Waldschlupf 1 – kleines Paradies



20 Waldschlupf 1 – unser «kleines Paradies».

Wenn wir aus unserer verwitterten schweren Holztüre über drei abgelaufene Sandsteinstufen auf den kleinen Kiesplatz traten, standen wir unmittelbar vor dem Kistenmagazin. In diesem alten Holzhäuschen gab es verschiedene gespenstische Räume, aber auch viele geheimnisvolle Kisten, ideal zum Erkunden und Entdecken!



21 In diesem gespenstischen Kistenmagazin gab es viele Geheimnisse.

Im unteren Geschoss wurden in der Winterzeit die Gartenmöbel des Schlossgartens eingelagert. Es war für uns Kinder interessant, über diese grossen Bänke und Stühle zu klettern und unten durchzukriechen, nicht immer zur Freude der Mutter. Denn nach derartigen Entdeckungsreisen hatte sie wieder unsere staubigen Kleider zu waschen.

Für mich war der rostige Bobsleigh-Schlitten, welcher während meiner ganzen Kinder- und Jugendzeit beim Eingang an der Wand stand, ein ganz besonderer Magnet. Dieser, so hat man uns erzählt, wurde für die beiden sportlichen Page-Kinder Monica (später Frau von Schulthess) und ihren Bruder Tony jeweils in die Winterferien mitgenommen. Ich kann mir kaum vorstellen, wie dieses schwere, eiserne Vehikel damals transportiert werden konnte. Vielleicht wurde es nach dem Gebrauch im Kistenmagazin zwischengelagert in der Hoffnung, mit ihm werde wieder einmal gefahren.

Als Kind setzte ich mich immer und immer wieder in diesen Bobsleigh, fasste das mit Schnüren umwickelte Steuerrad und fuhr dann, laut vor mich hin brummend, in Gedanken eine steile, vereiste Bobbahn hinunter. Ab und zu spielte auch meine ältere Schwester Margrit mit; sie war dann eine zuverlässige Bremserin! Der Bobsleigh steht leider nicht mehr wie damals an der Wand; er wurde von Herrn Haas, dem Nachfolger



22 Ich raste, im Traum, mit einem Bobsleigh die Bobbahn hinunter.

des SchlossHauswartes und -Chauffeurs Stuber, als Alteisen entsorgt. Eigentlich schade! Einige der Hut- und Überseekoffer aus dem Kistenmagazin wurden später jedoch gut versorgt und so vor einer weiteren Entsorgung bewahrt.

Wenn ich heute vor der Gittertüre zum Kistenmagazin stehe, wo wir später unsere Velos deponierten, und diese Türe wie damals mit einem Kniff von innen her öffne, dann kann ich es kaum glauben, dass seit meinen Fantasie-Bobfahrten bis heute mehr als 60 Jahre vergangen sind.

Neben dem Kistenmagazin führt eine alte Sandsteintreppe hinauf, die ich tausende Male hochgelaufen und oft auch mit nur einem Satz hinauf und hinunter gesprungen bin.

Um oben ins Kistenmagazin einzudringen, brauchte es etwas mehr Geschick als bei der unteren Türe, aber auch



23 Die Türe zum «Velobölli» lässt sich immer noch mit demselben Kniff öffnen wie vor 60 Jahren.



24 Mein täglicher Hindernislauf begann oder endete an dieser Sandsteintreppe.



25 Der obere Stock im Kistenmagazin war für uns Kinder ein Tabu.

Mut. Zuerst galt es, unbemerkt die schmale Treppe hochzusteigen. Unbemerkt deshalb, weil der Zugang zu diesem oberen Stock für uns eigentlich ein Tabu war.

Die Türe war stets geschlossen, aber mit einem Trick konnte ich sie öffnen. Ich musste den Griff kräftig fassen und dann die Türe gegen mich ziehen. Dann konnte ich mit einem Küchenmesser die Schlossfalle hineindrücken und so die Türe sorgfältig gegen innen stossen. Manchmal waren mehrere Versuche nötig! Beim Eindringen in den gespenstischen Raum

musste ich mich zuerst an die Dunkelheit gewöhnen. «Dunkel wie in einer Kuh» sagten wir diesem Gefühl. Ich liess die Türe immer einen Spalt offen, damit ein kleiner Lichtstrahl blieb. Dann ging die Entdeckungsreise weiter. Da gab es verschiedene Überseekoffer, Hutkoffer, Kisten aller Art – daher wohl der Name Kistenmagazin. Aber alles war staubig, sehr staubig. Nach kurzer Zeit zog ich es dann jeweils vor, wieder in die sichere Aussenwelt zu gelangen.

Alle Räume in unserem Bauernhaus waren klein. Auf engstem Raum sassen wir gemeinsam am Esstisch. Die Sitzordnung war immer dieselbe. Baba sass ganz oben. In Griffweite lag eine Fitze auf einem Gestell hinter den verschiedenen Pfannen.

Die Mutter sass mit dem Rücken zum Kochherd, Rita und ich, die beiden Kleinen, mit dem Rücken zum Fenster und Toni auf der Frontseite, dem Vater gegenüber. Oft konnte ich das Ende des Essens kaum erwarten, denn hinter meinem Rücken befand sich unser «Bsezziplatz» (Kopfsteinpflaster), mein Spielplatz. Sobald die Mutter es erlaubte, zwängte ich mich zwischen Toni und dem Schüttstein hindurch, holte einen Ball und begann damit zu spielen.

Als Torwand diente jeweils entweder eine Mauer oder ein ganz bestimmtes kleines Balkenfeld des Tenn-Tores. Ab und zu ergaben sich auch ungewollte Abpraller in Richtung Fenster der Remise. An die speziellen Trainingseinheiten mit meinem grossen Bruder Willi erinnere ich mich gerne. Er war ja fast nie zu Hause, die meiste Zeit wohnte er in Internaten, zuerst in einer Sekundarschule im Rheintal und später am Gymnasium in Immensee. Er wollte (oder: sollte!) Priester werden, denn es war damals in kinderreichen katholischen Familien üblich, dass sich ein Kind für ein kirchliches Amt entscheiden sollte, Mädchen als Nonnen und Knaben als Priester. Dieser Wegweiser wurde Willi, dem ältesten Kind in unserer Familie, schon recht früh ausgerichtet. Auch ich wurde im Verlauf



26 Der Bsezziplatz – unser Fussballfeld.

des Studiums von Willi ab und zu von seinen Studienkollegen angesprochen, ob das nicht auch für mich ein möglicher Lebensweg sein könnte. Es blieb bei den vergeblichen Motivationsversuchen, auch wenn «Pablo» – Paul Meier – der spätere Familiengeistliche der Familie Bucher, es versuchte! Doch Willi ging diesen Weg mit innerer Überzeugung, bis er ein Jahr vor seiner Primiz eine andere Richtung einschlug. Er entschied sich für ein weltliches Leben. Er studierte danach weiter und doktorierte an der UNI Freiburg in Mathematik. Was und wo er studierte, war mir damals eigentlich egal. Für mich war nur wichtig, dass er, sobald er im Urlaub war, möglichst rasch die Turnschuhe anzog und mit mir auf dem Bsezziplatz Fussball spielte!

Vom Bsezziplatz aus hatte man direkten Zugang zur Remise. Dieser dunkle, feuchte Raum weckt unzählige Erinnerungen. Zum Beispiel an meine ersten Versuche, einen rostigen Nagel wieder einigermassen gerade zu schlagen oder gefangene Fische im Trog «zwischenzulagern». Der Boden in diesem Raum war stets feucht, die Luft muffelig. Auf dem grossen Holztisch rechts beim Eingang stand eine schwere Kiste voll rostiger Nägel. Diese durften wir für Bastelarbeiten gebrauchen (zumindest haben wir Kinder uns dieses Recht genommen). Mit einem schweren Hammer lernte ich, wie man einen krummen Nagel wieder gerade biegen bzw. klopfen konnte. Mit solchen kleinen Experimenten habe ich Fähigkeiten und Fertigkeiten erworben, die mir dann in meiner Lehre als Elektromechaniker dienlich waren.

Neben dem Holztisch stand ein grosser «Dängeli-Stein». Wenn ich von der Schule heimkam und schon von weit her ein regelmässiges Däng-Däng-Däng vernehmen konnte, dann wusste ich, dass Baba am Dängeli war. Ich habe ihm oft zugeschaut und immer wieder gestaunt, wie er die Stelle, an der er die Sense auf die schmale Eisenkante aufgesetzt hatte, mit jedem Schlag ganz genau traf.



27 Wie Baba beim «Dängele» – das war eine Kunst.

misch nach rechts mit einem gleichzeitigen kurzen Schritt vorwärts bis zum nächsten Sensenschwung. Sein Stolz war es, einerseits eine schnurgerade Mahde zu erzielen und andererseits zwei Spuren als Resultat seines gleichmässigen Vorwärtsschreitens im nassen Gras zurückzulassen. Nach einigen Metern stellte er die Sense mit dem Griff ins Gras, reinigte die leicht gekrümmte Metallklinge mit etwas Gras und einem gekonnten Zug vom breiten zum schmalen Sensenblatt (ohne sich zu schneiden), zog den Wetzstein aus dem Wetzsteinfass und schärfte dann die Klinge. Ich hatte immer etwas

Wenn Baba dann seine Sense wieder messerscharf gehämmert hatte, musste er damit grosse Wiesenflächen von Hand mähen. In breitem Stand schwang er elegant weit nach rechts aus, zog die scharfe Sense knapp über dem Boden nach links, liess die Sense noch leicht ausschwingen, drehte wieder langsam aber dyna-

Angst, dass er sich irgendwann einmal bei diesem Vorgang schneiden würde.

Wenn er auf dem Heimweg war, marschierte ich jeweils stolz neben ihm her. Er trug die Sense auf seiner rechten Schulter und das Wetzsteinfass, angehängt am Gürtel, auf dem Rücken. Noch höre ich beim Marschieren das regelmässige «glig-glag» – «glig-glag» des Wetzsteins, welcher bei Babas Schritten im Wetzsteinfass im Rhythmus seines ruhigen Schrittes hin und her geschlagen wurde.

Diese schwingvolle Sensemähetechnik begegnete mir viele Jahre später in einem ganz anderen Zusammenhang. Mein Freund und Studienkollege Edi Bachmann schenkte mir das Golfbuch «Golf-Weisheiten», sicher nicht zuletzt mit der Absicht, dass meine Golftechnik noch wesentlich verbessert



28 Babas Wetzsteinfass hing immer im Tenn, und heute liegt es als Erinnerungstück in meinem Büchergestell.

Die Sense

Es gibt unzählige Schwung-Übungs-Geräte. Das meiner Meinung nach beste bekommt man aber nicht im gutsortierten Pro-Shop, sondern in jedem noch so kleinen Werkzeugladen. Sofern man es nicht sowie schon im Werkzeug-Schuppen stehen hat. Ich spreche von der Sense.

Vor vielen Jahren schickte mir Victor East, das Entwicklungs-Genie hinter allen Spalding-Schlägern, sechs Sensen. Und sechs an Wild Bill Mehlhorn, der in einem Club in Florida lehrte. Mehlhorn schickte die Sensen nach einigen Wochen mit der Bemerkung zurück, sie würden ihm das Geschäft verderben. Denn Schüler, die sie benützten, bräuchten ihn nicht mehr.

Die Bewegung, wenn der Löwenzahn mit der Sense entfernt wird, ist genau die gleiche, wie wenn Sie durch den Ball schwingen.

Ganz nebenbei bemerkt: Sensen sind schwere Instrumente, die die Golfmuskeln auf ideale Weise trainieren.

Wenn Sie aber mit der Sense hantieren, dann stellen Sie sich bitte vor, Sie würden nach Stunden bezahlt. Und nicht nach erledigter Arbeit. Mit anderen Worten: Lassen Sie sich Zeit.

29 Auszug aus dem Buch Golfweisheiten zur Technik des Sensen- bzw. Golfschwunges.

3 Waldschlupf 1 – kleines Paradies

werden könnte. Ich fand in diesem etwas speziellen Golfbuch ein Kapitel «Die Sense». Dort beschreibt der originelle und erfahrene Golflehrer Havery Penick den Golfschwung auf bildliche Art, indem er den Bewegungsablauf des Golfschwunges mit dem Senseschwung vergleicht.

Wenn es mir manchmal überhaupt nicht mehr gelingt, einen weichen und doch dynamischen Golfschwung auszuführen (ich spiele links und rechts), dann versuche ich, mich an die legendären lockeren Senseschwünge meines Vaters zu erinnern: Ausholen – Hüfte vorspannen – den Schläger mit langen Armen locker schwingen lassen! Auch wenn's beim Golfschwung nicht immer gelingt, die Erinnerung an meinen Vater ist mir ebenso wichtig.

Im Tenn hingen nebst den Sensen auch weitere verschiedene Bauernwerkzeuge, kleine und grosse Holz- und lange Metallrechen. Am meisten Platz im Tenn brauchte der Heuwagen. Früher wurde dieser Wagen wahrscheinlich von einem Pferd gezogen. In meiner Kinderzeit befand sich vorne nur eine lange Deichsel mit einem grossen Handgriff, an dem zwei starke Männer den Heuwagen ziehen konnten. Hinter dem Heuwagen führte eine steile Treppe hinauf zum Heuboden. Auf der rechten Seite war dieser zementiert, auf der linken breiteren mit Holzbrettern abgedeckt. Auf diesen Holzboden wurde im Sommer das Heu gebracht. Bis das Heu jedoch an dieser Stelle gelagert werden konnte, musste hart gearbeitet werden. An heissen Sommertagen waren alle Gärtner im Einsatz, wenn es Zeit für den Heuet war.

Das Heu wurde von Hand mit schrägen Holzgabeln zu Mahden angehäuft und dann mit Gabeln auf den Heuwagen geladen. Wenn das Gefährt voll war, musste dieses mit viel Manneskraft zum Tenn gezogen und geschoben werden. Wir Kinder



30 *Baba beim Aufladen von Stroh. Auf diesem grossen Heuwagen wurde bereits in den Kriegsjahren Stroh und nach dem Krieg Heu eingefahren.*

durften dabei helfen. Im Tenn angekommen, wurde das Heu vom Holzwagen auf den Heuboden gehievt und von dort systematisch auf dem Holzboden aufgestockt und gleichmässig verteilt. Nach dieser schweisstreibenden Arbeit, die wir Kinder immer mit Interesse verfolgten, offerierte der Obergärtner Ast allen Gärtnern ein Glas seines eigenen Mosts. Im Geheimen freuten wir uns natürlich nach diesen Heuernten schon wieder auf unsere waghalsigen (eigentlich verbotenen) Sprünge ins weiche Heu!

Ein dicker Verbindungsbalken von der Aussenwand der Scheune bis zum Waldschlupf-Hausteil diente uns als Sprungturm. Zuerst galt es, über verschiedene Kästen und ausgediente Landwirtschaftsgeräte bis auf die Höhe dieses Balkens hinaufzuklettern. Dann brauchte es viel Mut, auf dem schmalen, verstaubten Balken zu balancieren, bevor wir einen Sprung ins

weiche Heu wagten. Das war auch ein besonderes Erlebnis für die Nachbarkinder, aber es sollte immer geheim bleiben!

Einige Jahre später, ich war schon 16-jährig, wollte Baba sein Solardach, das er für sein eigenes kleines Tomaten-Gewächshäuschen hergestellt hatte, im Winterlager in unserer Scheune versorgen. Es war ein langes Gestell, überzogen mit Plastik. Das Tragen, Heben und Schieben vom Garten um viele Ecken bis hinauf zur Heubühne war sehr schwierig. Ich stieg auf den hohen Balken, von dem wir jeweils ins Heu sprangen. Doch das war sehr gefährlich, denn nur auf der einen Seite des Balkens lag Heu. Auf der anderen Seite, etwa fünf Meter unterhalb, befand sich der Betonboden. Schon der Aufstieg auf den Balken war jedes Mal ein Abenteuer. Ich kletterte also hinauf. Nun stand ich auf dem Balken wie ein Seiltänzer. Baba und ich fassten das Gestell, hoben es an und ich tastete mich Schritt für Schritt rückwärts auf die andere Seite der Scheune. Langsam, langsam ... – doch plötzlich verlor ich das Gleichgewicht. Ich spürte, wie ich nicht gegen die Heu-, sondern gegen die Betonseite kippte. Ich liess das Gestell los und fiel rückwärts ..., doch reflexartig konnte ich mich beim Fallen am Balken halten. Wie bei einem Unterschwing an einem Turnergerät schleuderte es mich Richtung Heu, ich landete weich. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn ich rückwärts auf den Betonboden gefallen wäre. Der Mutter gegenüber hatten Baba und ich strengstes Stillschweigen vereinbart!

Ein besonders geheimnisvoller Raum war unser Naturkeller. Er war nur von aussen her zugänglich. Es war für mich und sicher auch für meine Geschwister deshalb immer eine Mutprobe, hinter dem Haus bei stockfinsterner Nacht im Keller etwas holen zu müssen. Zuerst ging es die steile Treppe hinter dem Haus hinunter, dann einen holprigen Weg bis zum hinteren Tenntor. Dieses in der Dunkelheit zu öffnen, musste

erst tagsüber geübt werden. Dann hiess es, ins finstere Tenn treten, natürlich alles ohne Licht. Weiter mit den Händen die Kellertüre suchen, diese Türe öffnen, mit der rechten Hand nach dem Lichtschalter tasten, um dann diesen endlich zu drehen. Ein schwaches «Maugellicht» sorgte für genügend Licht, um die Mostflasche am Mostfass abzufüllen oder um einige Randen aus dem erdigen Winterlager hervorzugraben.

Dieser Keller war auch der Schlachtraum für die von Baba gehaltenen Kaninchen. Es tat uns immer leid, wenn wieder ein Hase «gemetzget» werden musste, denn wir haben sie in unserem Hasenstall gerne gestreichelt und gefüttert. Der Ablauf war stets derselbe. Baba ging allein in den Keller. Wir Kinder legten uns im oberen Stock hin, drückten ein Ohr auf den Holzboden und warteten, bis ein Schuss fiel. Das bedeutete, dass Baba den Hasen erschossen hatte und wir somit die Erlaubnis erhielten, in den Keller hinunterzugehen und beim Metzgen zuzuschauen. In diesem Moment war der tote Hase bereits an den beiden rostigen Nägeln, die nur diesem Zwecke dienten, an den Hinterbeinen aufgehängt. Und am darauf folgenden Sonntag gab es dann ein feines Essen, Fleisch von einem unserer Hasen.

Es gibt aber auch ganz heitere Kellergeschichten, wie die von einer unserer vielen Katzen. Da wir keinen Kühlschrank besaßen, musste alles, was gekühlt oder kühl gelagert werden sollte, im Keller auf dem Naturboden deponiert werden. Dieser Boden war sowohl im Sommer wie auch im Winter feucht und kühl. Eines Tages gab mir die Mutter den Auftrag, eine Schüssel, zugedeckt mit einem Teller, in den Keller zu bringen und ganz hinten auf den Boden zu stellen. So weit, so gut. Meine Mutter betraute mich mit einer schwierigen Aufgabe, denn ich war dafür doch noch sehr klein, die Treppe hinter dem Haus steil, der Teller auf der Schüssel wackelig und

3 Waldschlupf 1 – kleines Paradies



31 Unsere Katze hatte gut zugehört ... aber sicher nicht verstanden, was Mutter mir ins Ohr flüsterte.

die Schüssel schwer. Aber da stand zufällig auch noch unsere Katze in der Küche, was ich bis anhin nicht bemerkt hatte.

Ich fragte meine Mutter, was sich denn eigentlich in dieser Schüssel befinde und warum sie dies alles so geheimnisvoll und leise sage. Nochmals einen schnellen seitlichen Blick auf die Katze werfend, flüsterte Mutter mir ganz leise ins Ohr: «S'isch Fleisch dinne!» Leise sprach die Mutter deshalb, weil die Katze diese wichtige Information natürlich nicht hören sollte!



32 Wenn die Rigi noch Schnee hatte, durfte ich noch keine Kniesocken tragen.

Wenn die ersten warmen Frühlingstage begannen, wuchs unser Wunsch, endlich wieder Kniesocken tragen zu dürfen. Doch es galt eine strenge Waldschlupf-Haus-Regel: So lange man auf der Rigi noch Schnee sieht, werden lange Hosen oder Strümpfe getragen. Daran mussten wir uns halten (mit ganz wenigen Ausnahmen!). Wir schauten von unserem Waldschlupf aus immer wieder hinauf zur Rigi ...



33 Ganz in der Nähe unseres Waldschlupfs befand sich ein Tennisplatz. Wir wussten in unserer Kinderzeit nichts davon.

Wie ich erst viele Jahre später erfuhr, soll es unterhalb unseres Waldschlupfs beim kleinen Wäldli in der Nähe des Strandbades einen Tennisplatz gegeben haben. Wäre ich früher auf der Welt gewesen, dann hätte ich auf diesem Platz sicher als Balljunge ein kleines Sackgeld verdient oder sogar mit René Ast Tennis gespielt! Leider wurde der Schlosspark-Tennisplatz noch vor den Kriegsjahren anders genutzt. Der Platz wurde feucht und diente nur noch als Lagerplatz für Kohle.

Tennis war in meiner Kinderzeit eine Sportart, die nur von vornehmen Leuten betrieben werden konnte, und somit war das für uns Kinder auch nie ein Thema. Oder doch? Zumindest für mich? Als ich jeweils zum sonntäglichen Gottesdienst

marschierte (marschieren musste, denn der Kirchgang war absolute Pflicht für uns Kinder!), stand immer neben dem schönen Vilette-Gärtnerhaus und unmittelbar neben der alten Holztüre zum Friedhof ein schönes schwarzes Auto. Es war das Auto der Familie Zeller. Die beiden Zeller-Kinder Heinz und Heidi durften Tennis spielen. Als Protestanten kannten sie die sonntägliche Kirchgangspflicht nicht, weshalb ich sie etwas beneidete. Als ich dann jeweils die ersten Treppen im Friedhof hochgestiegen war, konnte ich zwischen zwei Grabsteinen hindurch wie auf einer Zuschauertribüne gut beobachten, wie auf den beiden roten Sandplätzen weiss gekleidete Leute, ausgerüstet mit einem Schläger in der Hand, hinter einem Netz einem weissen Ball nachrannten, dazwischen aber immer wieder ruhig standen. Auf dem einen Platz entdeckte ich auch Heinz und Heidi Zeller, immer wieder Sonntag morgens. «Tennis spielen möchte ich doch auch mal lernen!» träumte ich!

Ungefähr 15 Jahre später besuchte ich den Lehramtskurs in Luzern, ein Umschulungskurs von Berufsleuten zu Lehrpersonen. In den Semesterferien arbeitete ich im Labor in der Papierfabrik Cham. Ich wollte nicht «nur» als Elektromechaniker, sondern einmal als Laborant arbeiten. Hauptsächlich deshalb, weil ich bei dieser Arbeit, die nur drei Wochen dauerte, nicht mehr stempeln



34 An einer solchen Uhr (heute als seltenes Exemplar in meinem Büro) habe ich vier Jahre lang gestempelt.

musste. Ich hatte mich während meiner ganzen Lehrzeit in der «Papieri» immer über diese Zweiklassengesellschaft Stempeler = Arbeiter, Nichtstempeler = höhere Angestellte, geärgert.



35 Jeden Morgen und Mittag am Portier in der «Papieri» vorbei und jedes Mal stempeln.

Ich musste während meiner Lehrzeit 4 Jahre lang stempeln, und wenn ich einmal eine Minute zu spät kam, dann gab es einen roten Stempel. Das hiess, eine Viertelstunde Lohnabzug!

Die Möglichkeit, einmal etwas «Besseres» zu sein und nicht mehr stempeln zu müssen, verschaffte mir der damalige Betriebsleiter Sepp Hüsler. Er lieb-äugelte wahrscheinlich

damit, dass ich vielleicht in Zukunft im Sportclub Zug mitspielen würde, nachdem er mich am Chamer-Grümpelturnier als flinken rechten Flügel beobachtet hatte. Irgendwann kamen wir auch auf Tennis zu sprechen. So spontan wie er war, lud er mich gleich in eine Tennisstunde auf dem Tennisplatz der Papierfabrik Cham ein, auf den Platz, den ich als Kind nur von der Kirchenmauer aus sah und wo ich damals träumte, vielleicht auch einmal Tennis spielen zu dürfen. Sepp spielte mir Bälle zu und ich spielte sie irgendwie zurück. Er war erstaunt, dass ich diese Aufgabe eigentlich ganz natürlich erfüllte. Bald spielten wir ein kleines Mätschli, das ich natürlich verlor. Aber das Tennis-Virus hatte mich bereits gepackt.

Ich wurde später Mitglied des Tennisclub Papierfabrik Cham. Immer öfter spielte ich zuerst mit, aber zusehends öfter gegen meinen Schwager Ali, – jeweils auch am Sonntagmorgen wie damals Heinz und

Heidi Zeller. Ab und zu standen auch diese beiden auf dem daneben liegenden Platz und spielten für meine Begriffe traumhaftes Tennis, im Gegensatz zu meinen selbst erfundenen Hobby-Tennis-Schlägen. Später besuchte ich Tennisleiterkurse, nahm an kleinen Tennisturnieren teil und konnte einige



36 Diesen ersten Tennisschläger erhielt ich von meinem Schwager Ali Kronawitter geschenkt.



37 Doppelturnier an den Aegeri-Meisterschaften an der Seite des Bündner-Freundes Pius Cavelti.

sogar gewinnen, wie zum Beispiel damals das Doppel-Turnier an den Ägeri-Meisterschaften mit meinem damaligen Nachbarn Pius Cavelti. Zu guter Letzt wurde ich Tennislehrer und war mehrere Jahre in der Tennislehrerausbildung tätig.



38 Das Lehrbuch «Tennis in der Schule» gab dem Tennisspiel als Schulsport wichtige Impulse.

In dieser Zeit setzte ich mich dafür ein, dass möglichst viele auch weniger begüterte Kinder dieses faszinierende Spiel lernen durften. Ich engagierte mich im Schweizerischen Tennisverband, gab ein Buch heraus mit dem Titel «Tennis in der Schule» und organisierte (zusammen mit meiner Schwester Rita, welche inzwischen auch begeisterte Tennisspielerin geworden war), Kurse für Kinder und Lehrpersonen auf den Schulhofplätzen der Gemeinde Cham.

In der Zwischenzeit hat Tennis an Popularität eingebüsst, obwohl die Schweiz im Moment mit Roger

Federer (Stand Januar 2016: ATP 3; 17 Grand-Slam-Titel; 88 Turniersiege) und Stan Wawrinka zwei der weltbesten Tennisspieler stellt. Und unlängst hat es mit einem beeindruckenden Comeback auch Martina Hingis im Doppel wieder an die Weltspitze geschafft. Im Herbst 2014 gewann die Schweiz sogar zum ersten Mal den Davigcup-Pokal. Trotzdem stehen heutzutage viele Tennishallen zeitweise leer und Tennisclubs bemühen sich um Neumitglieder. Golf hat Tennis mittlerweile als «Sport der Privilegierten» abgelöst.

Zurück in den Waldschlupf. In den 20er Jahren soll Herr Fred Page, Sohn von Adelheid Page, auf der Halbinsel St. Andreas nebst einem Tennisplatz auch eine kleine Übungsanlage für Golf eingerichtet haben.

Auch ich spielte als Knabe eine Art Golf, nämlich «Apfel-Golf», jedoch nicht mit Golfbällen, sondern mit heruntergefallenen kleinen Äpfeln. Mit langen Stecken schleuderten wir sie weit über die Schreinerboutique in Richtung Strandbad.



39 «Walters Apfelschuss» mit einem Apfel-Golf-Schläger.

Wir haben die Äpfel an der Spitze eines Steckens aufgespiesst, langsam mit diesem «verlängerten Arm» ausgeholt und dann mit einem zügigen Schwung weggeschleudert. Unsere kühne Absicht war, die Äpfel so weit zu schleudern, dass jemand im nahegelegenen Strandbad von einem solchen Apfelgeschoss getroffen würde, also eine Art «Walters Apfelschuss». Aber dieses Ziel war glücklicherweise zu weit entfernt.

Unlängst erfuhr ich von einer neuen Trend-Sportart: Angelgolf. Dabei wird mit einer Angelrute ein Golfball auf ein Ziel geschleudert. Das erinnert mich natürlich sofort wieder an meine Erlebnisse beim Fischen am Seeufer oder im Schlossweiher.



40 Angelgolf spielten wir schon viele Jahre früher.

An Stelle eines Golfballs hing an meiner Rute jedoch ein Zapfen, ein kleines Stück Blei zur Stabilisierung und eine Angel mit einem Stück Brot oder einem Wurm. Das Ziel war, meine Angel direkt in einen Schwarm Fische (meistens Rotfedern) oder in eine Schilflücke zu platzieren.

Jahre später erlebte ich den Einstieg ins richtige Golfspiel auf Umwegen wie damals beim Tennis. «Golf ist doch kein ‚richtiger‘ Sport, nur etwas für Privilegierte!» dachte ich und war anfänglich sehr skeptisch. Max Baumann, ein guter Freund aus Hünenberg, konnte mich jedoch begeistern. Auf seiner Dachterrasse erklärte er mir kurz die Technik und spielte einige Bälle in ein kleines Golfnetz. Wie früher beim Tennis faszinierte mich jetzt auch dieses Spiel. Ich lernte in kurzer Zeit die Grundbegriffe des Golfspiels, spielte Turniere und setzte mich schliesslich dafür ein, dass die Grundbegriffe dieses Spiels auch in Schulen (wie damals im Tennis) von vielen Kindern gelernt werden könnten. Ich organisierte Kurse für Lehrpersonen und gab ein Buch heraus mit der Absicht, Golf etwas volksnaher zu gestalten. Während mir diese Idee im Tennis glückte, hatte ich im Golf keinen Erfolg. Golf passt auch heute (noch) nicht in



41 Golfbälle fliegen über Gartenzäune.

den Katalog der Schulsportarten. Inzwischen gibt es in der Schweiz jedoch bereits viele Public-Golf-Anlagen.

In meiner anfänglichen Golf-Begeisterung baute ich vor unserem Haus in Berg SG eine kleine Übungsanlage mit einer Driving-Range und hämmerte lustvoll unzählige Golfbälle ins Auffangnetz. Ich wurde immer mutiger und spielte vom unteren Rasenplatz über unser Hausdach auf den oberen. Zu guter Letzt wagte ich sogar Schläge auf den Rasen des entfernten Nachbargrundstücks von Andrej Ammann (was jedoch nicht immer gelang ...).

Zurück zu meinem Spaziergang in die Vergangenheit. Die Schreinerboutique, die unmittelbar vor unserer Abschlagstelle beim Apfelgolf stand, war immer geschlossen. Die Gärtner hatten einen Schlüssel, und nur wenn Baba drinnen arbeitete, durften wir hinein. Im Winter war dies bei grosser Kälte besonders angenehm, denn die Arbeiter hatten den Raum immer gut geheizt.



42 Die Schreinerboutique war immer geschlossen. Nur wenn Baba drinnen arbeitete, durften wir hinein.

In diesem Raum wurden Fenster geflickt, neue Fenstergläser eingesetzt, Fensterrahmen und Gartenmöbel frisch gestrichen, aber auch Zwiebeln «gezöpfelt». Von der Treppe der Schreinerboutique bis zu unserer Haustüre waren es nur wenige Schritte. Es war für uns Kinder ein wunderschönes Gefühl zu wissen und zu spüren, dass Baba immer in unserer Nähe war, sei es eben in der Schreinerei beim Malen oder Fensterflicken, in der Remise beim Dängeln, im Park beim Rechen des Kiesel, im Herbst beim Lauben oder im Sommer beim Heuen.

Am unteren Rand des Bseeziplatzes stand der Schweinestall. In diesem kleinen Häuschen haben schon viele Tiere gelebt, einmal ein Esel, dann Schweine und im oberen Stock Tauben.

In den Kriegsjahren, die ich glücklicherweise nur vom Hörensagen kenne, wurde auch im Schlosspark mit allen Mitteln versucht, mit Eigenprodukten in Feld und Stall das Überleben in der Kriegszeit zu gewährleisten. In Archivunterlagen von Herrn Ast ist bezüglich der «St.-Andreas-Schweinezucht» viel Interessantes zu lesen.

Meine Schwester Gertrude erinnert sich, dass es eine Aufgabe von Baba war, die Schweine zu füttern. Alle St. Andreäler hatten die Pflicht, sämtliches für Schweine Essbares wie Kartoffelrinden, Apfelrinden und Speisereste, sofern es solche ausnahmsweise überhaupt gab, zu sammeln und diese im Stall in ein Sammelbecken zu schütten. Denn eine 250 kg schwere dicke Sau wie die auf dem Foto neben Herrn Ast frass eine ganze Menge!

Leider ging auch dieses Jahr im Schweinestall nicht alles nach Wunsch. Im Juni musste ein Tier im Gewicht von 67 kg. abgetan werden. Immerhin erreichten 2 im Dezember geschlachtete Sauen ein Gewicht von 100 und 181 kg. Und zum Abschluss unserer Schweinezucht konnten wir am 25. Februar das letzte Tier mit dem respektablen Gewicht von 246 kg. zur Schlachtbank fahren.



Unsere letzte und schwerste Sau Gewicht 246 kg

43 Der Obergärtner Ast war auch ein erfolgreicher Schweinezüchter.



44 Auf einem Esel zu reiten war damals schon etwas Spezielles.

interessant, weil sich auf der Hinterseite des Obergeschosses ein Taubenschlag befand.

Vor dem Krieg hielt Herr von Schulthess einige Tauben,

Der «Säuschtall», so nannten wir dieses Häuschen, war vor der Kriegszeit ein Eselstall. Die Kinder hatten sicher ihre helle Freude, den Esel aus dem Stall zu holen und auf ihm durch den Schlosspark zu reiten!

Für mich, aber vor allem für meinen Bruder Toni, war der «Säuschtall» (Schweinestall) besonders



45 An- und Abflugpiste für die Tauben auf der Hinterseite des Säuschtalls.



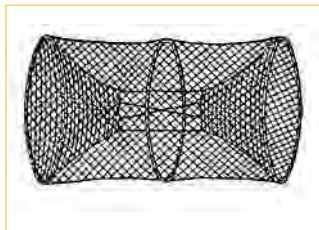
46 *Mein Bruder Toni war stolz auf seine Tauben. Eine war sogar handzahn.*

er freute sich sehr daran. Aber eines schönen Tages, nachdem der Krieg ausgebrochen war, vergass er den Taubenschlag zu schliessen, worauf ein Marder in einer Nacht alle Tauben bis auf eine tötete. Dann gab er diesen Luxus auf und ersetzte die Tauben durch Hühner.

Im ehemaligen Taubenschlag von Herrn von Schulthess war alles vorhanden, was für eine Taubenzucht nötig war. Mein Bruder Toni hielt in diesem kleinen Raum einige Tauben. Ob er wohl die Erlaubnis von Herrn von Schulthess eingeholt hatte? An das Gegurre aus dem Taubenschlag erinnere ich mich noch sehr gut. Der Herrschaft des Schlosses war jedoch Tonis kleine Taubenschar, die imposante akrobatische Kunstflugformationen in die Luft zauberte, aber auch immer wieder auf dem Dach des Schlosses zwischenlandete, mit der Zeit ein Ärgernis. Die weissen Kots Spuren auf den Giebelkanten des Schlosses ärgerten Herrn von Schulthess zunehmend.

In späteren Jahren diente der Säuschtall im hinteren Teil lediglich noch als Fisch-Reusenlager und im vorderen Teil als Benzinvorratslager des Wasserskiclubs Cham.

Jeweils am Sonntagmorgen im Sommer marschierten starke Männer in Badehosen mit leeren Benzinkanistern



47 *Im Schweinestall wurden u. a. auch Reusen gelagert. Später war es auch ein Benzinlager.*

Richtung Säuschtall, füllten die Kanister und marschierten dann wieder zurück zum Strandbad. Dort wurde der «Jumbo», das weisse, schnittige Boot des Wasserskiclubs, aufgetankt. Die Möglichkeit eines nahe gelegenen Benzinlagers verdankten diese Herren den guten Beziehungen zu Herrn Ast, vielleicht nicht unbedingt nur zur Freude von Frau und Herr von Schulthess?

An schönen Sonntagen im Sommer hörte man das Motoren-geräusch dieses kräftigen Bootes bis zu uns. Ab und zu guckte ich durch die dichten Hecken des Schlossparks hinüber zum See und staunte, wie der Jumbo in voller Fahrt Richtung Strandbad brauste, und wie der Steuermann dann erst in der kleinen Bucht zwischen den beiden Bootshütten eine enge, sehr gewagte Kurve riss. Dann peitschten hohe Wellen gegen die kleine Quaimauer. Dies musste so sein, denn die vom Jumbo gezogenen Wasserskifahrer konnten somit bis nahe vor dem Steg des Wasserskiclubs auf ihren Skiern stehen bleiben und mussten nur noch wenige Meter bis zum Steg schwimmen.

Oft befand sich unter den «oben-ohne-Kanister-Männern» auch mein späterer Lehrmeister Werner Bauder. Dieser Riese beeindruckte mich immer wieder – er war sicher zwei Meter gross – wie er die vollen Kanister mit sichtlicher Leichtigkeit trug. Viele Jahre später, als seine Frau Mimi in der Schiffshütte mit dem Jumbo wegfahren wollte und deshalb den Anlasser des Jumbos betätigte, entzündete sich das Boot aus unerklärlichen Gründen und brannte völlig aus. Daraufhin wurde ein neues, schnittiges Bösch-Boot gekauft. Es wurde «Zägg» getauft. Ich konnte in dieser Zeit weder davon träumen noch erahnen, welche Bedeutung der Wasserskiclub Cham, im Speziellen auch dieser Zägg, für mich 15 Jahre später als engagierter Seerettungsdienstler haben würde!



48+49 Transport des alten «Säuschtalldachs» durch den Park an den See.

Der Schweinestall erhielt später einen neuen ehrenvollen Platz und eine ganz andere Bedeutung. Er wurde nach schwierigen Verhandlungen seitens Herrn von Schulthess mit dem Heimatschutz in einer aufwändigen Hausverschiebung in den Park verlegt und in ein romantisches Badehäuschen umfunktioniert.

Den Abschluss auf der anderen Seite des Bsezziplatzes bildete der Holzschopf. Darin wurden ganz verschiedene Gegenstände gelagert. Im unteren Stock befanden sich vor allem Holzvorräte – Brennmaterial fürs Schloss. Im oberen, für uns Kinder weit interessante-



50 Der geheimnisvolle Holzschopf, ideal bei Versteckspielen.

ren Teil, standen alte Garten- und Landwirtschaftsgeräte, meistens aus Holz gefertigt. Zwischen oder hinter diesen Utensilien fand ich jeweils bei Versteckspielen gut getarnte Plätze.

Im Vorhof des Holzschopfs stand eine grosse Fräse. Später wurde dieser gedeckte Raum ein Abstellplatz für Autos. Hier wurden während der Winterzeit die von den Gärtnern gefälltten Baumstämme und Äste in kleinere Stücke zerlegt und anschliessend von Hand gespalten. Das laute Geräusch dieser Fräse klingt immer noch in meinen Ohren. Wenn beim Stossen gegen das schnell rotierende Fräseblatt der Antriebsmotor stark belastet wurde, dann heulte dieser auf oder kam gar zum Stillstand. Wenn die Belastung für die Fräse zu gross war, sprang der Riemen, welcher vom Antriebsmotor zur etwa vier Meter entfernten Fräse gespannt war, aus den Fugen und flatterte wild umher. Das war sehr gefährlich. Deshalb durften wir Kinder zwar beim Fräsen zuschauen, aber immer nur aus sicherer Distanz.

Mein Vater war ein wunderbarer Pädagoge, obwohl er kaum je etwas von Pädagogik gehört oder gelesen hatte. Er war lieb, konnte aber auch streng sein. Meistens blieb es bei Ermahnungen. Wenn beispielsweise eines von uns Kindern sich beim Essen unanständig benahm, dann sagte er mit ernster Stimme: «Wenn jetz nid sofort äschtändiger tuesch, denn muesch i d'Fräsi abe go ässe!» Es blieb, zum Glück für uns Kinder, immer nur bei der Warnung!

Die Verlängerung des Bsezziplatzes in Richtung Wohnhaus der Familie Ast war ein idealer Ort für das Völkerball-Spiel, auf der einen Seite begrenzt durch den Holzschopf und auf der anderen durch eine lange Holzbeige. In meiner frühen Kindheit durfte ich nur zuschauen, wenn mein Bruder Toni und die



51 Weil ich noch zu klein war, musste ich beim Völkerball zuschauen (Gertrude Bucher, Isabelle und Ursula Ast, Margrit Bucher und der noch zu kleine Walterli).

«grossen» Jugendlichen unserer Nachbarschaft spielten: Walter Stuber, Rosemarie Stuber, René Ast, Isabelle und Ursula Ast und ab und zu auch Mungg (Cornelia von Schulthess) versuchten, einander mit gezielten Schüssen zu treffen. Ich durfte dann als Balljunge jeweils den Ball holen, wenn er ausserhalb des Feldes auf dem Kiesplatz oder hinter der langen Holzbeige landete.

Meine Schwester Margrit erzählte mir von einem Spiel, bei dem ich nicht dabei war:

Wieder einmal war Völkerball angesagt, doch dazu waren mehrere Spielerinnen und Spieler nötig. Um dieses Spiel wieder einmal richtig spielen zu können, trommelten wir die Nachbarkinder zusammen. Es gelang uns, die Obergärtnerkinder Ursula und Isabelle und die Chauffeurkinder Rosemarie und Anita für die Idee zu gewinnen. Um die Spielfelder gegenüber der «Klappe» abgrenzen zu können, haben wir jeweils von der nahe gelegenen «Fräsi» etwas Sägemehl zusammengekratzt und damit die Felder markiert. Das Spiel zwischen dem Holzschopf und der langen Birkenholzbeige konnte beginnen. Nun wurde der Ball unbarmherzig auf die andern geworfen, und alle versuchten, den «lebensbedrohenden Todesschüssen» auszuweichen. Wer getroffen wurde, musste in die Klappe. So wurde hart gekämpft, bis schliesslich ein Volk ausgestorben

war, eigentlich ein bössartiger Grundgedanke, zumindest was den Namen dieses Spiels betrifft. Und immer wieder begann das Spiel von neuem. Als dann anderntags der Obergärtner Ast, von dem wir einen Riesenrespekt, ja geradezu Angst hatten, die Sägemehlresten auf den Bsezzisteinen erblickte, gab es ein Donnerwetter. Natürlich sollten es einmal mehr die Bucher-Kinder gewesen sein, welche so einen Dreck hinterlassen hatten. Ob er wohl wusste, dass auch seine Kinder am Völkerballspiel beteiligt gewesen waren?

Solche Rügen wurden bei allen Vorfällen, welche dem Obergärtner missfielen, nicht direkt uns Kindern, sondern immer dem Vater mitgeteilt. Und unser Baba hat uns auch in diesem Fall wohlwollend ermahnt, das nächste Mal unbedingt das Sägemehl wieder sauber wegzuwischen.

Wir, die ganz Kleinen, spielten andere einfachere Spiele, so zum Beispiel das «Chnebeli um». Anita Stuber erinnert sich, dass sie besonders deshalb immer gerne zu uns heruntergekommen war, um dieses Spiel zu spielen. Sie erzählte mir:

Die Regeln waren einfach: Zuerst wurde mit dem Fuss-Spiel «sig-sag-sug» ausgespielt, wer zuerst «iiluege» musste. Alle hielten einen Fuss in die Mitte. Auf «sug», das letzte Wort des Kommandos sig-sag-sug, zog man den Fuss entweder zurück oder liess ihn stehen. Wer «draussen» war, hatte sich gerettet. Das Spiel ging weiter, bis nur noch einer oder eine allein war, und dieses Kind musste dann zuerst «iiluege». Anschliessend wurden in der Mitte des Bsezziplatzes vier kleine Hölzer als Pyramide sorgfältig gegeneinander aufgestellt, bis diese sicher standen. Dann musste sich das erste Kind über die Pyramide beugen und laut von 1 bis 100 zählen (am schnellsten ging es so: «1-2-3-4-5-6-7-8-9-10; 1-2-3-4-5-6-7-8-9-20» usw.) und ebenso laut ankündigen: «I chume!» Die Suche ging los.



52 Diese kleine Pyramide galt es, zu verteidigen bzw. mit den Füssen umzustossen.

Sobald das Pyramiden-Kind jemanden gesehen hatte, rannte es so schnell wie möglich zu den vier Hölzern, hielt eine Hand über die kleine Pyramide und rief z. B.: «Aagschlage für de Walter!» In diesem Fall musste dieser sein Versteck verlassen, in die Nähe der Hölzer gehen und dort warten, bis alle Verstecke der anderen gefunden waren. Wenn alle gefunden waren, musste das zuerst entdeckte Kind wieder «iiluege». Wenn aber ein

noch im Versteck wartendes Kind eine gute Gelegenheit erkannte und ganz schnell, schneller als das Pyramidenkind, bei den Hölzern war, durfte es diese Hölzer mit dem Fuss möglichst weit wegschlagen und alle anderen Kinder waren wieder frei. Das Spiel begann von vorne. Wir spielten es stundenlang!

In der späteren Tätigkeit als Seminarturnlehrer konnte ich meine Seminaristinnen im Wald unterhalb des Seminars Menzingen mit diesem Spiel immer wieder begeistern. Aber auch mit den angehenden Sportlehrerinnen und -lehrern habe ich es im Rahmen der Didaktik des Sportunterrichts für die 1.–6. Klasse an der ETH durchgeführt. Auch diese Studierenden waren begeistert. Ich spielte jeweils auch mit und fühlte mich für einige Momente in meine Kindheit auf dem Bsezziplatz vor dem Waldschlupf zurückversetzt!

Es gab ab und zu aber auch ganz ernsthafte Auseinandersetzungen zwischen mir und meinem Vater, zu Recht.

Es war so: Eines Tages nahm ich Vaters Baumschere aus dem Versteck und begab mich in den Wald unmittelbar unterhalb unseres Hauses. Es war erstaunlich, wie leicht ich mit diesem Werkzeug da und dort selbst dicke Äste abschneiden konnte. So schlenderte ich wie ein kleiner Förster durch unseren Wald, zwackte da und dort ziellos einen Ast ab und liess ihn liegen. Auf dem Rückweg entdeckte ich ein kleines Weissstännchen, das unmittelbar am Rand des kurvigen Waldwegleins stand. Gedacht, getan: Gedankenlos schnitt ich den feinen Wipfelzweig dieses Tännchens einfach ab.

Zurück im Haus deponierte ich die Baumschere wieder exakt am richtigen Ort. Einige Tage vergingen, und ich hatte meinen Förster-Strolchengang vergessen. Doch dann kam der Vater



53 Mit dieser Baumschere meines Vaters schnitt ich einen Wipfel des jungen Weissstännchens ab.

eines Abends nach seiner Arbeit ganz verärgert auf mich zu, zog mich mit seiner kräftigen Hand in den Waldschlupf-Wald und fragte mich an Ort und Stelle, ob ich den Gipfelzweig dieses Weisstännchens abgeschnitten hätte. Herr Ast hätte ihn darauf hingewiesen, und dieser hätte es von Herrn von Schulthess erfahren müssen.

Die Furcht vor einer grossen Strafe war stärker als der Mut zur Ehrlichkeit. «Nein, Baba, das habe ich nicht gemacht!» war meine bestimmte, von Angst getriebene Antwort. Zum Glück war es bereits dunkel, denn so konnte Baba mein gerötetes Gesicht nicht erkennen. Obwohl mir mein Vater kaum richtig glaubte, wurde ich nicht bestraft. Aber diese belastende Lüge trug ich lange mit mir herum, bis ich eines Tages gestand, dass ich den Wipfel dieses kleinen Weisstännchens abgezwickelt hatte. Baba war nicht besonders erstaunt, aber er bestrafte mich nicht, denn er ahnte, dass ich dieses belastende Schuldgeständnis wohl lange mit mir herumgetragen hatte. Bei all meinen weiteren Ausflügen durch unseren Wald, zum Beispiel auf dem Weg zum Fischen am See, betrachtete ich immer wieder dieses Weisstännchen ohne Wipfel. Es wuchs zwar trotz meines Kurzschnitts weiter, aber einfach nicht so schön.

Einige Zeit später ergab sich eine ganz besondere Begebenheit zwischen meinem Vater und mir. Es war ein Samstagnachmittag. Baba nahm mich mit in den Städtlerwald mit der Absicht, gemeinsam möglichst viele Tannenschösslinge zu sammeln, damit die Mutter wieder einmal einen feinen Tannenschössling-Honig machen konnte. Wir suchten im Wald, und schon bald fanden wir viele kleine Tännchen. «Aber nur an den Weiss-tännchen mit den flachen Nadeln die seitlichen Schösslinge fein abzupfen, und nicht zu viele am gleichen Tännchen. Und keine Rottannenschösslinge, Walter!» belehrte mich mein Vater. In Rufweite voneinander pflückte nun jeder möglichst



54 Mit Tannenschösslingen machte meine Mutter feinsten Honig.

viele schöne Weisstannen-schösslinge und steckte diese in seine mitgebrachte Tasche. Da bemerkte Baba plötzlich, dass sich jemand näherte. Baba kam hastig zu mir herüber und sagte, ich solle sofort nur noch Tannenzapfen auflesen und diese in die Tasche stecken, damit der fremde Waldspaziergänger denken würde, wir suchten Tannenzapfen. Ich begriff die Situation sofort. Wir suchten jetzt Tannenzapfen, legten diese in unsere

Taschen und grüssten den Fremden freundlich. Nach einem kurzen Wortwechsel setzte dieser seinen Weg fort. Nun warfen wir unsere Tannenzapfen wieder weg und zupften weiter an den Weisstannenästchen, bis unsere Taschen voll waren. Auf dem Heimweg habe ich Baba an meine damals abgehauene Tannenspitze erinnert und gehofft, er hätte jetzt nach diesem unerlaubten Tannenschössling-Raub auch ein wenig ein schlechtes Gewissen, doch er hatte meinen Tännchen-Schnitt schon beinahe vergessen. Schlimm war dieser Schössling-Raub gewiss nicht, und zudem wusste ich von diesem Moment an genau, was eine Weisstanne von einer Rottanne unterscheidet. Ich schaue jetzt immer, ob die Nadeln flach oder rund um die Ästchen angeordnet sind! Abreissen würde ich heute diese feinen hellgrünen Schösslinge nicht mehr.

Seither weiss ich auch, weshalb sich Förster derart ärgern über Rehverbiss an Weisstannen (Abbeissen der jungen Weiss-

tannenwipfel). Aber dass dies eines der Hauptargumente für Jäger sein soll, dass Wild abgeschossen werden muss, kann ich auch heute in Diskussionen mit meinem ehemaligen Lehrer-Kollegen der PH St. Gallen und heute leidenschaftlichen Jäger Hans Anderegg immer noch nicht akzeptieren, obwohl er mich diesbezüglich auf seinen Spaziergängen in seinem eigenen Wald immer und immer wieder davon zu überzeugen versucht. Dabei gäbe es mit etwas Chemie doch einfache Möglichkeiten, die Rehe vom Biss an Weiss-tannenspitzen abzuhalten.

Meine kleinen Waldschlupf-Ausflüge verlagerten sich zusehends Richtung See, obwohl mich meine Mutter immer wieder ermahnte: «Aber du gosch nur bis zum Brüggli, gell Walterli!» Auch um dieses legendäre Brüggli gibt es eine ganze Reihe von Erinnerungen. Es handelt sich um die Brücke, welche zum Überqueren des Baches, welcher früher rings um das Schloss floss, gebaut wurde. Meine Schwester Gertrude hatte dieses spezielle Sujet für ihre Hochzeitsanzeige ausgewählt und die Kunstmalerin Frey hat ein Portrait meiner Schwester Rita gezeichnet. Rita hat mir erzählt, dass sie sehr lange an der gleichen Stelle auf der Mauerkante sitzen bleiben musste und sich nicht bewegen durfte. Sie habe damals einen schmerzhaften Krampf in den Beinen bekommen, den ersten und bisher einzigen in ihrem ganzen Leben!



55 *Rehe bevorzugen kleine Weiss-tannenspitzen, aber dagegen kann man etwas tun.*

Der Gärtner Weber pirschte ab und zu mit seinem Flobert-Gewehr wie ein Jäger durch den Wald unterhalb unseres Waldschlupfs. Er war damals noch nicht Obergärtner, denn sonst hätte er es kaum gewagt, im Schlosspark Vögel abzuschliessen. Als ich einmal Schüsse hörte, rannte ich vom Bsezziplatz hinunter und sah Herrn Weber, wie er versuchte, einen zuoberst auf einem der höchsten Baumwipfel sitzenden Rotmilan zu treffen. Nachdem ihm dies nach mehreren Versuchen misslungen war und der stolze Vogel immer noch gemütlich dort oben hockte, schlug ich Herrn Weber vor, meinen Bruder zu holen. Er sei an diesem Wochenende im Urlaub und hätte das Sturmgewehr dabei. «Wenn du meinst?» sagte Herr Weber auffordernd. Und schon war ich unterwegs. Toni liess sich sofort für dieses Experiment begeistern, fasste das Sturmgewehr und rannte mit mir im Sturmschritt zum



56 *Es gibt viele Brüggli-Geschichten.*



57 *Aber, aber Toni! Es war sicher sehr schade um einen so schönen Raubvogel.*

Standort des Vogels. Toni sah ihn, zielte ... – und drückte ab. Ein Riesenknall – und dann fiel das grosse Tier von Ast zu Ast und schlussendlich vor unseren Füßen auf den Boden. Alle waren erschrocken durch den Knall und kurz darauf geschockt über den toten Vogel. Es dauerte nicht lange, da stand der Chauffeur Stuber bei uns, realisierte, was passiert war und sagte vorwurfsvoll zu Toni: «Ich werde Ihnen schon sagen, was das kostet, Herr Bucher!» Natürlich erfuhr auch Herr von Schulthess von diesem Vorfall. Es blieb

jedoch lediglich bei einer Verwarnung. Wenn dieser Vorfall weiterverfolgt worden wäre, hätte Toni mit grosser Sicherheit einen scharfen Arrest erhalten. Vielleicht wäre sogar seine militärische Karriere als Feldweibel in Frage gestellt worden. Aber im Nachhinein muss ich eingestehen: Mitgegangen – mitgefangen!

Der kleine Brüggli-Graben war zu meiner Kinderzeit noch mit Seewasser gefüllt. Ich habe darin sogar einmal einen riesigen Brachsman gesehen. Ihn zu fangen getraute ich mich damals noch nicht! In dieser schmalen Bucht hatte der Kunstmaler Frey eine Zeit lang sein Holzboot stationiert. In den darauf folgenden Jahren ist diese Bucht bis zum Seerand total verlandet. Daraufhin hat sich die junge Schlossfrau dafür eingesetzt, dass

der Teil des verlandeten Gebietes zum See hin wieder ausgehoben wurde. Beim Spaziergang mit Frau Pacher habe ich ihr einige «Brüggli»-Geschichten erzählt.

Einige Meter entfernt Richtung See war damals alles mit Schilf überwachsen. Und zu diesem Schilfdickicht gibt es eine Geschichte, die meine Schwester und mich immer wieder an unsere Kindheit erinnert, zum Stolz meiner Schwester. Die Frage lautete, wer von uns zwei, Margrit oder ich, den Mut hatte, in der Nacht ohne Taschenlampe oder Kerze unten beim Brüggli einen Schilfhalm als Beweisstück zu holen. Margrit schaffte es, ich getraute mich nicht. Margrit hatte die Wette gewonnen, und seither war ich der «Schisshas» in unserer Familie. Damals war der Schilfbestand am unteren Rand des Waldes noch sehr dicht. Im Frühling, wenn sich der Schilfwuchs wieder ausbreitete, konnte man den See kaum mehr sehen.



58 *Der verlandete kleine Graben wurde wieder ausgehoben und renaturiert.*



59 *Der dichte Schilfbestand von damals ging leider immer mehr zurück.*

Dem Seeufer entlang Richtung Castellino war der dichte Schilfbestand auch noch im Winter zu erkennen. Der Vorteil für uns Kinder war, dass sich bei grosser Kälte im Schilf schneller Eis bildete als im offenen See. Manchmal trug die Eisdecke, manchmal endete der Wagemut mit nassen Füßen.

Am Ende unseres Seeweges Richtung Castellino, der sich heute als idyllischer Spazierweg präsentiert, befand sich die Abfalldeponie für alle St. Andreäsler. Alles



61 *Wo einst eine Müllhalde war, führt heute ein idyllischer Weg dem See entlang.*

Papier vom Schloss wurde in einem speziell dafür gebauten Metallgitter verbrannt. Nach einer gewissen Zeit wurde die Abfallgrube mit Humus überdeckt, bis dann ab 1955 in der ganzen Gemeinde Cham aller Unrat in Ochsner-Kübeln konformer und umweltbewusster entsorgt werden musste.



60 *So sah unser Schilfbestand damals aus. Vom Ufer aus konnte man den See nicht sehen.*

«Wer leert heute den Abfallkübel?» war jeweils die Frage meiner Mutter. Diese Aufgabe habe ich in meiner Kinderzeit nicht gerne übernommen, denn rund um die Abfallgrube war es immer etwas gespenstisch. Einige Jahre später konnte ich diesen Gang zur Müllhalde mit einem kurzen Abstecher auf unseren privaten, ganz im Schilf versteckten Fischersteg verbinden, den René Ast, Walter Stuber und mein Bruder Toni selbst gebaut hatten. Zuerst musste man durch einen urwaldähnlichen Sumpf waten, bis man zum eigentlichen Steg gelangte.



62 Wenn meine Mutter den «Güselkübel» vor die Haustüre stellte, dann wusste ich, was zu tun war.

Das waren noch Zeiten, als die Post zweimal pro Tag ins Haus gebracht wurde. Noch sehe ich Herrn Hunkeler vor mir in seiner Pöstler-Uniform mit einem Hut wie ein Offizier und mit einer grossen, dunkelblauen Pelerine bei Regen. Dank des Pöstlers erfuhren wir auch trotz des damals gemächlichen Informationstempos blitzschnell Neuigkeiten aus dem Dorf. Er hielt uns immer auf dem Laufenden!

Jeden Tag kam der Milchmann, Herr Peter, vors Haus. Mit seinem speziellen Milcher-Elektroauto (und dies vor über 60 Jahren!) fuhr er den steilen Schlüsselrain hinunter bis vor unsere Haustüre. Wenn wir in dieser Zeit auf dem Heimweg von der Schule unterwegs waren, durften wir aufsitzen oder stehend mitfahren, war das ein Vergnügen! Falls der Schlüsselrain jedoch im Winter mit Schnee bedeckt oder durch unsere vielen Schlittenfahrten vereist war, wagte es Herr Peter nicht mehr, mit seiner schweren Ladung hinunterzufahren. In solchen Fällen füllte er einige Liter Milch in seine Tragkanne, nahm etwas Butter und Käse mit und brachte dies an die

Haustüre. Damit er trotz Kälte mit Kleingeld umgehen konnte, trug er Fingerlinge, also Wollhandschuhe ohne Finger. So konnte er die Ausgaben ins Milchbüchli eintragen und die Milch schöpfen, ohne immer wieder die Handschuhe ausziehen zu müssen. Trotz bissiger Kälte oder vielem Schnee war er immer ein freundlicher, aufgestellter Besucher und immer auch eine willkommene Abwechslung im abgelegenen Waldschlupf, sowohl für unsere Mutter als auch für uns Kinder.

Mit der Winterzeit im Schlosspark verbinde ich hohen Schnee auf dem Dach, Schlittelbahnen da und dort, gefrorener Schlossweiher, Handschuhe, warme Kleider und dicke Kappen. Unser Winterparadies war der Graben hinter dem kleinen Wäldli beim Obergärtnerhaus. Hier durften wir uns tummeln wie wir wollten. Oft beneideten uns die Kinder, welche auf dem daneben liegenden Schlüsselrain schlittelten. Wenn wir sie gut kannten, liessen wir sie jeweils zu uns herein! Wenn man sich im Schnee tummelt, rollt und vom Schlitten stürzt, dann ist man bald einmal tropfnass. Ich war es jedoch nicht, denn ich trug einen «Bär». Von Familie von Schulthess erhielt meine Mutter einen Kombianzug aus braunem Lammfell, den schon ihre Kinder getragen hatten. Ich konnte mit den Füßen hineinsteigen, dann in die Arme hineinfahren und am Schluss noch den Reissverschluss von unten bis zum Hals schliessen. Beide Wollhandschuhe waren mit einer Schnur gesichert, welche durch beide Ärmel des Anzuges verlief und um den Hals verbunden war. Mir konnte nichts mehr passieren. Wie war ich stolz darauf!

Als wir langsam älter wurden, war die anspruchsvolle Schlittelpiste des Schlüsselrains attraktiver. Wir kamen dadurch in Kontakt mit Jugendlichen von ausserhalb. Das waren sicher alle drei Gebrüder Tresch: Wernu, Hänsu und Richu. Dann aber auch die beiden Brüder Hanspeter und Ruedi Brändli, mit

welchen ich später in einer Chamer-Mannschaft auf dem Schulhausplatz Eishockey spielte. Sie organisierten ab und zu Schlittellennen mit Zeitmessung oder mit Distanzwettbewerben. Bei ganz guten Verhältnissen kamen wir mit unseren Schlitten ohne anzustossen (das war die Wettbewerbsregel) bis zur Passerelle. Unten in der Strandbadkurve bauten wir eine hohe Schneemauer wie bei einer richtigen Bobbahn.



63 Im Notfall ging unsere Mutter in die Telefonzentrale der Familie Ast.

Wenn jeweils jemand mit der Familie Bucher Kontakt aufnehmen wollte, dann musste diese Person persönlich bei uns vorbeikommen, denn wir hatten kein Telefon. In Notfällen wussten die für uns wichtigsten Menschen, dass Familie Ast ein Telefon hatte. Dieses sollte aber wirklich nur im äussersten Notfall benützt werden. Ab und zu gab es solche Notfälle. Dann musste sich Frau Ast zu uns bemühen. Sie klopfte an die Holztüre und sagte mit etwas heiserer Stimme: «Ein Telefon!»

In Eile nahm die Mutter den erstbesten Mantel und folgte Frau Ast so schnell sie konnte. Und dies immer in der angstvollen Erwartung, was denn geschehen sein könnte. Dann durfte, ja musste sie in die Wohnung der Familie Ast und vernahm, was passiert war. Wir Kinder warteten zuhause ungeduldig, bis die Mutter wieder zurück kam und uns informierte. Je länger dies dauerte, eine umso schlimmere Nachricht erwarteten wir. Zum Glück waren es nicht immer nur schlechte Nachrichten, denn oft konnte die Mutter auch über Erfreuliches berichten!

Meine Mutter verdiente nebenbei etwas Geld mit Servieren, meistens im Bären in Cham, aber dann auch einmal pro Jahr am Stierenmarkt in Zug. Dort, so berichtete sie, hätte sie von den Bauern am meisten Trinkgeld erhalten. Natürlich fuhr meine Mutter mit dem Velo, und zwar immer auf dem Naturweg via Kollermühle, nach Zug. Nach der Arbeit am Stierenmarkt kehrte sie jeweils nach Mitternacht wieder heim. Wenn sie auf dem Heimweg in der Nähe der Passerelle ein Velo entdeckte, das herrenlos am rostigen Eisenhag angelehnt war, sagte sie es mir am Tag darauf.



64 Wenn ein Velo an einem verdächtigen Ort abgestellt wurde, dann sagte mir die Mutter: «Es hed wider es Velo bi de Passerelle usse!»

3 Waldschlupf 1 – kleines Paradies

Ich beobachtete dann den besagten Ort, jeden Tag, immer wieder. Befand sich das Velo mehr als drei Tage dort, brachte ich es auf den Polizeiposten in Cham. Das passierte immer öfters. Die beiden Dorfpolizisten Moser und Freimann kannten mich mittlerweile gut. Wenn ich mich dann einige Wochen später auf dem Polizeiposten meldete und erfuhr, dass sich der Halter des Velos gemeldet hatte, erhielt ich fünf Franken Finderlohn. Wenn ein Velo ein Jahr nicht als vermisst oder gestohlen bei der Polizei gemeldet wurde, dann hätte es dem ehrlichen Finder gehört.

Eines Tages entdeckte ich in einem Lorbeergebüsch beim Schlössli an der Adelheid-Page-Strasse ein wunderschönes, schwarzes Rennvelo Marke Stirnimann. Ohne lange zu zögern, zog ich es sorgfältig heraus und brachte es sofort zum Polizeiposten. Ich schob es nicht, nein, ich fuhr damit! Zum ersten Mal in meinem Leben sass ich stolz auf einem Rennvelo mit einem runden Lenker. Ich klopfte an die Türe des Polizeipostens und das Prozedere verlief wie gewohnt: Name, Fundort, Zeitpunkt. Es vergingen Wochen, sogar Monate. Niemand meldete sich bei der Polizei. Die Hoffnung wuchs, dass ich vielleicht so auf einfache Art und Weise Besitzer eines eigenen Rennvelos werden könnte. Doch nach etwa zehn Monaten meldete eine Versicherung den Diebstahl des Rennvelos bei der Chamer Polizei. Mir blieb lediglich wieder ein Finderlohn von fünf Franken.

Der Traum vom eigenen Rennvelo musste rund 40 Jahre warten. Ich erwarb auf seltsame Weise ein hellgrünes Bianchi-Rennrad. Seltsam deshalb, weil auch in diesem Fall erneut Max Baumann seine Hände im Spiel hatte wie schon damals, als ich Golf lernte! Ich kaufte im Rahmen einer von Max Baumann angebotenen Liquidation verschiedene Sportgeräte. Diese konnte ich meinen Sportstudentinnen und -studenten zu



65 Mit diesem hellgrünen Bianchi-Rennvelo habe ich viele Kilometer zurückgelegt, mal in ruhigem Tempo, aber oft auch etwas «vergiftet» am Hinterrad irgend-eines Konkurrenten.

Schleuderpreisen weitergeben. Unter allen Sportgeräten fand ich zu guter Letzt ein grünes Bianchi-Rennrad. Mit diesem fuhr ich einige Innerschweizer Radrundfahrten. Später benutzte ich es auch an Triathlonwettkämpfen. Meinen letzten grossen Triathlon bestritt ich im Jahr 1986 in Zürich: Zuerst 3.8 km schwimmen, dann 180 km radfahren mit dem Bianchi-Rennvelo und zu guter Letzt noch 42 Kilometer laufen!

Zurück in meine Waldschlupf-Zeit! Erst wenn die Rigi keinen Schnee mehr hatte, durften wir Kniesocken tragen, und erst wenn es wirklich heiss wurde, durften wir

in die Badi gehen. Uns war in ganz frühen Zeiten nur die Badi im Hirsgarten erlaubt, das Strandbad war verboten. In der Badi waren Buben und Mädchen voneinander getrennt. In dieser alten Badi lernte ich schwimmen. Als erste Badehose musste ich wollene Unterhosen tragen, richtige Badehosen gab's erst später. Ich konnte noch nicht schwimmen, aber trotzdem war ich stundenlang im Nichtschwimmerbecken beim «Brättilize». Das ging so: Abtauchen, sich an den moosigen

Brettern am Boden halten und Brett für Brett vorwärts ziehen. Viele meiner Schulkollegen wagten sich jedoch damals schon in den See, ich noch nicht. Langsam entdeckte ich das Schwimmen und wagte mich auch ins etwas tiefere Schwimmerabteil der Badi. Eines Tages fasste ich mir ein Herz und wagte es, bis zum ersten Dampfschiffspfahl zu schwimmen, etwa 30 Meter vom Ufer entfernt. Dort hielt ich mich krampfhaft an diesem glitschigen Riesenpfahl fest, schöpfte neuen Mut und schwamm wieder zurück. Der Bann war gebrochen, ich konnte schwimmen!



66 In dieser alten, schwimmenden «Badi» lernte ich schwimmen. Im Hintergrund der Schlosspark mit dem Castellino.

Nach einigen Jahren des unermüdlichen Bettelns erlaubten mir meine Eltern, auch ins Strandbad zu gehen. Die Erinnerungen an meine beiden Beinahe-Ertrink-Unfälle haben sie sicher beeinflusst, diese Erlaubnis möglichst lange zu verwehren. Das Strandbad wurde bald mein Freizeitplatz, mein Treffpunkt mit Freunden und mein Spiel- und Sportplatz. Die Schwimmstrecken wurden ausgeweitet. Zuerst hin und her zwischen den beiden 50-m-Schwimmstegen, dann hinaus bis zum alten Floss, das meistens mit Mövenkot verschmutzt war, und schon bald noch weiter hinaus bis zur Wasserskischanze.

Meine Ziele habe ich mir immer noch höher gesteckt. Gemeinsam mit Ludwig Meier, dem Sohn des Chamer Schul-Zahnarztes,

wollte ich einen Rekord aufstellen. Ludwig war aus meiner Sicht der erste Chamer, welcher einen wunderschönen Crawlstil beherrschte. Ich pflegte lediglich die Seitenschwimm-Technik, bei der ein Armzug wie ein Crawlarmzug aussieht, während die Beine eine Scherenbewegung ausführen. Diese Mischtechnik hatte in den späteren Jahren die negative Folge, dass ich beim Brustschwimmen nie einen schönen gleichseitigen Schlenkerschlag ausführen konnte. Die leichte «Schere» war noch lange zu erkennen. Aber meine Mischtechnik aus Brust- und Crawlswimmen war beinahe so schnell wie die klassische Crawltechnik von Ludwig Meier.

Ludwig und ich wussten nicht, ob es schon jemandem aus Cham gelungen war, den Zugersee von Cham nach Arth zu queren. Die Idee beschäftigte uns immer mehr. Eines Nachmittags übten wir uns in einem Langstreckenschwimmtest von der Badi Hirsgarten bis zur Badi Hünenberg und wieder zurück. Beim Fähnlein, der Markierung einer Untiefe, hatten wir noch leichte Zweifel, denn die Distanz bis zur Badi Hünenberg schien doch noch sehr weit. Wir wagten es trotzdem, und ab diesem Moment gab es kein Zurück mehr. In der Badi Hünenberg angekommen, stiegen wir nur für einen kurzen Moment aus dem Wasser, denn es war in der Zwischenzeit bereits etwas spät geworden. Zügig und diesmal ohne Anhalten beim Fähnlein erreichten wir überglücklich und stolz die Badi Hirsgarten. Dieser erfolgreiche Test machte uns Mut für das Vorhaben «Seeüberquerung von Cham nach Arth».

An einem Samstagnachmittag war es soweit. Der Bademeister Lang stellte uns eines der kleinen Rettungsboote zur Verfügung (ein ähnliches Flachboot, wie es Herr von Schulthess für die Pflege seiner Seerosen verwendete). Hansi Käppeli, Sohn des Baumeisters Käppeli, stellte sich als Begleiter und Verpfleger zur Verfügung. Für uns galt die Spielregel, dass wir uns wäh-



67 Melchfett, damals Kälteschutz beim Langstreckenschwimmen, ist heute Schmiermittel für meine Alphorn-Büchsen.

rend der ganzen Dauer nicht am Rettungsboot halten durften. Die Voraussetzungen an diesem Samstagmittag waren ideal: Sonne, ganz leichte Bise, angenehme Wassertemperatur. Zuerst cremten wir uns mit Melchfett gegenseitig kräftig ein, um die Abkühlung etwas zu lindern.

Dann der Start! Schon bald sahen wir zurückblickend die Hirsgarten-Badi und die Schlossanlage nur noch aus weiter Ferne. Es schien uns, es gehe einfach nicht vorwärts. Bei jedem Zug hatten wir das Gefühl, die Tobleroneblöcke von Oberwil seien immer gleich weit entfernt, vom Chiemens gar nicht zu reden. In regelmässigen Abständen verpflegte uns Hansi mit

Bananen und warmem Tee. Schon waren ungefähr zwei Stunden vergangen, doch die Zweifel, ob wir es schaffen würden, in Arth anzukommen, wurden zusehends grösser. Weiter schwimmen lautete die Devise. Nach rund drei Stunden schien der Chiemens in Griffweite, doch der Schein trog. Nach einer weiteren Stunde und bei zunehmendem Wellengang wegen der immer stärker aufkommenden Bise entschieden wir uns, auf der Höhe des Chiemens aufzugeben. Wir stiegen schon leicht unterkühlt aus dem Wasser. Es war uns anfänglich kaum möglich, aufrecht zu stehen. Das Gleichgewichtsorgan hatte sich vier Stunden lang an die horizontale Lage gewöhnt und brauchte jetzt etwas Zeit für die Umstellung.

Nach einigen Minuten gelang es uns wieder, einigermaßen ruhig und sicher aufrecht zu stehen und zu gehen. Mit den mitgebrachten Seifen versuchten wir, die immer noch dicke Melchfettschicht abzuwaschen, was natürlich nicht gut gelang. Trotzdem kleideten wir uns an, stiegen ins kleine Rettungsboot und ruderten abwechselungsweise in den klebrigen Kleidern gegen die Bise und die immer höher aufkommenden Wellen Richtung Cham. Das Experiment war gescheitert, aber das gute Abenteuergefühl hielt noch viele Jahre an.

Bald nach diesem unvergesslichen Abenteuer gingen Ludwig und ich eigene Wege. Ludwig wurde später Sekundarlehrer und unterrichtete im Raum Zürich.

Leider musste ich am 31. Dezember 2001 durch eine Traueranzeige in der Zeitung erfahren, dass er im Alter von erst 56 Jahren verstorben ist.

4 Etwas älter – etwas mutiger



68 *Älter und mutiger.*

Nachdem ich in meiner frühen Kinderzeit die unmittelbare Umgebung des Waldschlupfs weitgehend erobert hatte, lag der Mut für weitere fernere Erkundungen auf der Hand. Immer öfter führten die Entdeckungsreisen über die Grenzen des Schlossparks hinaus ins Chamer Dorf.



69 Übergang vom grauen zum gelb(-goldenen) Kies in den Park.
Ab hier galt PRIVAT.

Die Grenze zwischen den Gärtnerhäusern zum eigentlichen Schlosspark ist auch heute noch deutlich sichtbar. Der graue, runde Kies endet beim Waldschlupf und geht über in gelben, feineren, aber auch spitzigeren im Park. Da wir Kinder meistens barfuss liefen, war dies sehr gut (aber auch schmerzhaft) spürbar. Die Grenze zwischen dem Waldschlupf und dem Park ist mit einer Hecke und einer Türe versehen. Dieses kleine Parktor gibt es heute noch.

Wir wagten uns zwar immer wieder über diese Grenze hinaus, wenn wir zum Beispiel um das Kistenmagazin eine Runde drehten. Aber bereits hier begann das Kribbeln im Bauch. Nur schon dies war eigentlich streng genommen nicht erlaubt – gelber Parkies! Aber Frau und Herr von Schulthess waren mit uns Kindern immer sehr tolerant, oft sogar etwas toleranter als der Obergärtner Ast.

Als Kind schaute ich oft stundenlang meinem Baba bei der Arbeit zu. Seine geschickten Hände machten mir grossen Eindruck. Besonders aufregend war es, wenn er ausserhalb unseres gewohnten Schloss-Areals arbeiten musste, zum Beispiel beim Schneiden der Strandbad-Hecke, welche heute noch auf der Ostseite des Schloss-Areals steht.

Eine seiner besonderen Fertigkeiten zeigte sich beim Hecken-schneiden, sowohl beim Zurückschneiden der Buchen- wie auch der Thujahecken, natürlich alles von Hand. Ich höre noch heute dieses gleichmässige Schnipp-Schnipp seiner grossen Gartenschere.



70 Diese Buchenhecke auf dem Weg zum Strandbad steht heute noch.



71 So schnitt Baba damals die 60 Meter lange Strandbad-Buchenhecke.

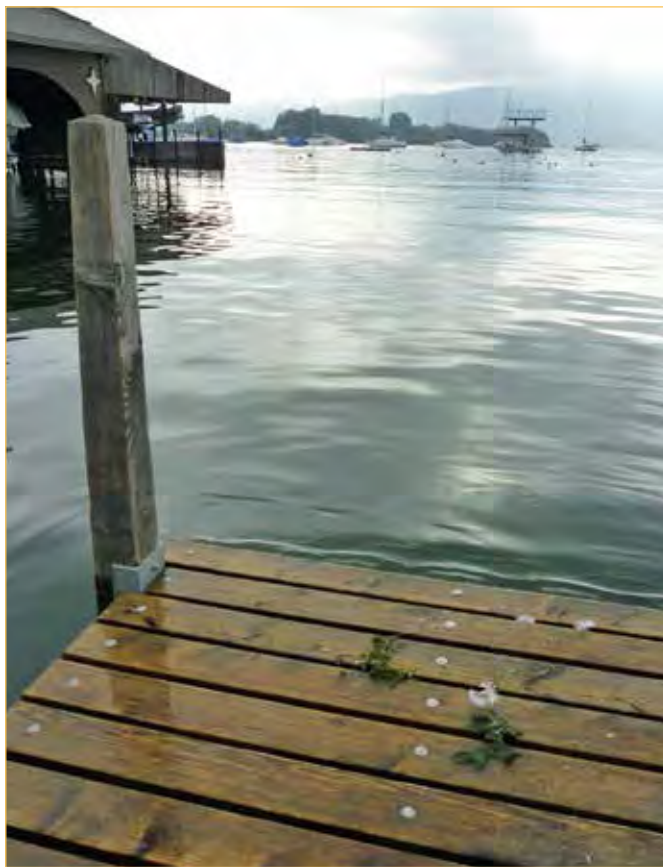
Wenn ich heute in unserem Garten die Buchenhecke oder die lange Thujahecke zurückschneide, denke ich oft an Baba, wie er diese Arbeiten verrichtete, natürlich damals alles von Hand! Mir fällt dies mit einer elektrischen Heckenschere wesentlich leichter.

Heckenschneiden war eine Routinearbeit meines Vaters. Er schnitt die längsten Hecken schnurgerade. An einen Schnitt der Hecke entlang der Strasse zum Strandbad erinnere ich mich nicht mehr, obwohl ich dabei war. Es wäre beinahe etwas Schreckliches passiert. Meine Mutter besuchte ihre Mutter und ihre vielen Geschwister – es waren insgesamt elf – im Entlebuch, was sehr selten vorkam. Diese Gegend war ihre vertraute

Heimat. Da ich noch nicht den Kindergarten besuchte, war ich immer zu Hause. Unsere betagte Haushälterin, Frau Pfeifer, hatte bei solchen Gelegenheiten gekocht. Ich wollte jedoch nicht zu Hause bleiben und mit ihr das Jassen lernen, sondern lieber im Freien spielen. Ich wusste, dass Baba an diesem Tag die lange Buchenhecke vorne beim Weg zum Strandbad schneiden musste. Meter um Meter schob er jeweils den schweren Heuwagen vorwärts, um darauf stehend den oberen Teil der Hecke zu schneiden. Irgendwann hatte ich mich, unbemerkt von Baba, Richtung Holzsteg zwischen den beiden Bootshäusern entfernt und begab mich auf den Steg.



72 Auch ich schneide die Buchen- und Thujahecken in unserem Garten selber, aber bequem mit einer elektrischen Heckenschere.



Auf dem Steg muss ich wohl das Gleichgewicht verloren haben und ins Wasser gefallen sein. Ich selber kann mich an nichts erinnern! Eine Frau, die zufällig in diesem Moment mit dem Kinderwagen vorbei spazierte, hatte gesehen, wie ich ins Wasser gefallen war. Sie eilte samt Kinderwagen zurück zum Bademeister Zürcher. Dieser wiederum rannte vom Strandbad hinüber zum Steg. Dort hat er mich zum Glück sofort gesehen, herausgezogen, wiederbelebt und somit mein Leben gerettet. Mein Gesicht sei schon blau verfärbt gewesen, hat der Bademeister meiner Mutter später erzählt. Und die Spaziergängerin erzählte meiner Mutter, dass sie normalerweise nur einmal um die Schrebergärten laufe, an diesem Tag hätte sie dies jedoch zufällig zweimal gemacht, was letztendlich meine Rettung ermöglichte. Am gleichen Abend holte Baba meine Mutter am Bahnhof ab. Das sei sonst noch nie passiert, hat die Mutter später einmal berichtet! Baba habe ihr erst nach einigen Schritten auf dem Heimweg schweren Herzens gestanden, was vorgefallen war.

14 Jahre später, bereits in der Elektromechaniker-Lehre in der Papierfabrik, war ich ein fanatischer Rettungsschwimmer. Wenn immer möglich ging ich ins Strandbad. Auch die beiden nahegelegenen Schiffshütten faszinierten mich. Wenn die Türe der Papieri-Schiffshütte offen stand, wagte ich mich hinein und suchte das Gespräch mit dem Mann, der sich gerade in der Hütte aufhielt. Eines Tages war Herr Suremann, der Schwiegervater meines Lehrmeisters Werner Bauder, beschäftigt mit Überholungsarbeiten an seinem riesigen Motorboot mit Innenbordmotor. Hinter seinem Boot hing an der Decke ein altes, vergrautes Faltboot. Mutig fragte ich Herrn Suremann, wem dieses Böötl gehöre. «Ja, das hängt schon lange dort oben. Wenn du willst, kannst du es haben – gratis!» antwortete er. Ich habe mich natürlich sehr darüber gefreut und es

dauerte nicht lange bis ich das Bööbli zu Hause in unserem Waldschlupfkeller aufgebockt, gereinigt, alle Löcher mit Klebebändern geflickt und am Schluss mit dicker blauer Farbe angestrichen hatte. Trotz meines Bemühens, alle Lecks zu flicken, ist bei der Jungfernfahrt da und dort Wasser eingedrungen, aber das war ja nicht so schlimm. Herr Suremann gestattete mir sogar, dass ich das kleine Boot wieder unter dem Dach der Schiffshütte hinter seinem langen Boot aufhängen durfte. Wenn ich damit ausfahren wollte, musste ich allerdings hoffen, dass jemand in der Schiffshütte war, denn einen Schlüssel zur Hütte bekam ich nicht. Wenn niemand dort war, musste ich vom Steg her zur Schiffshütte schwimmen.

Eines Tages erlebte ich einen gespenstischen Zwischenfall. Es war schon spät im Herbst. Ich begab mich zur Schiffshütte in der Absicht, ein Ausfähtli zu machen. Das Strandbad war bereits geschlossen. Zum Glück war zu dieser Zeit Herr Servat, der mein strenger Lehrlings-Vorarbeiter war, an seinem Boot beschäftigt. Er war oft dort, sowohl im Sommer wie auch im Winter. Sein Boot war sein Ein und Alles. Wenn ihm jeweils irgendetwas missgelang oder wenn ihm ein Werkzeug ins Wasser fiel, dann fluchte er laut. Ich trat deshalb vorsichtig in die Schiffshütte, grüsste Herrn Servat freundlich und ging zu meinem Bootsplatz. Ich kurbelte das Faltboot herunter, zog es behutsam und langsam zum Steg – und dann stockte mir der Atem. Ich konnte kaum glauben, geschweige denn sagen, was ich sah! Doch nach einigen Sekunden schrie ich: «Herr Servat! Da unten liegt eine tote Frau!» «Was?» fragte er ganz aufgeregt. «Ja, da unten liegt eine Frau!» wiederholte ich stotternd.

Er kam sofort zu mir herüber, sah dasselbe wie ich und reagierte sofort: «Da muss die Polizei her, sofort!» Ich offerierte ihm spontan meinen Halbbrenner, damit er möglichst schnell am Ende der Adelheid Page-Strasse in der öffentlichen Telefon-



74 Ich schrie total verängstigt: «Herr Servat, da unten liegt eine Frau!»

kabine telefonieren konnte. Ich hatte bis anhin Herrn Servat noch nie auf einem Velo gesehen. Er schwang sich umständlich in seinem blauen Übergewand (dasselbe, wie er in der Papiertruhe) auf mein sportliches Velo. Dann hörte ich noch, wie er versuchte zu schalten und dabei vor sich hinbrummte. Es knackte und kratzte, aber irgendwie hatte er dann nach einigen Versuchen endlich einen Gang eingelegt.

Mit einem flauen Gefühl im Magen wartete ich vor der Schiffshütte und schaute nicht mehr zu diesem schrecklichen Fund hinunter. Es ging eine gefühlte Ewigkeit, bis Herr Servat wieder zurückkam. Als er ausser Atem vor der Schiffshütte vorsichtig bremste und sehr ungeschickt abstieg, sagte er immer noch ganz aufgeregt, die Polizei werde gleich da sein.

4 Etwas älter – etwas mutiger

Es ging tatsächlich nicht sehr lange, bis die Polizei erschien. Wenig später kam auch der Schreiner Rüttimann mit seinem Sargwagen. Mich hat man noch schnell nach meinen Personalien gefragt und dann aus der Schiffshütte weggeschickt. Ich war froh darüber. Doch das schreckliche Bild, eine tote Frau unter meinem Paddelboot, liess mich viele Tage beim Einschlafen nicht in Ruhe.

Die Ermittlungen nach dem Ertrinkungstod der alten Frau hatten ergeben, dass sie sich selbst das Leben genommen hatte. Geistesverwirrt musste sie beim Steg ins Wasser gestiegen und dann auf dem Grund so lange Richtung Schiffshütte gewatet sein, bis sie ertrunken war. Ich habe am darauf folgenden Tag die Fussspuren im sandigen Grund beobachtet. Noch heute, wenn ich bei einem Chamer-Besuch auf dem neuen Steg stehe, der sich an der genau gleichen Stelle befindet wie damals der alte, so schaudert es mich, wenn ich an diese Geschichte zurückdenke. Fast an derselben Stelle wurde ich gerettet, wo wenige Meter gegenüber Jahre später eine Frau ertrunken ist. Und ich hatte sie als Erster entdeckt – unglaublich, aber wahr!

Man sagt, dass Menschen, welche derartige negative Erfahrungen im, am oder unter Wasser gemacht haben, dies auch später nicht vergessen können. Bei mir war das zum Glück anders, das Gegenteil war der Fall. Ich wurde eine Wasserratte! Wasser, See, Schwimmen, Tauchen und Wasserrettung bedeuteten mir zeitlebens sehr viel. Ich engagierte mich jahrelang im Rettungsschwimmen, später für den Schwimmunterricht von Sportlehrkräften auf allen Schulstufen und als Autor und Herausgeber von verschiedenen Schwimmlehrmitteln.

Dies alles ist erstaunlich, weil ich bereits rund zehn Jahre früher etwas ganz Ähnliches beim Schlossweiher erlebt habe. Das war so: An einem warmen Maitag im Jahr 1951 war es wieder Zeit



75 Das Buch 1001 Spiel- und Übungsformen im Schwimmen wurde ein Bestseller.

für den Brachsamen-Laichfischfang. Dabei hatte ich Glück im Unglück! Mein Bruder Toni und sein Kollege Walter Stuber (der Sohn des Schlosschauffeurs) begaben sich zum Fischen, und ich durfte mitgehen. Walter und Toni blieben an der Seebucht. Ich hielt mich während dieser Zeit am Rande des Schlossweiher unter der Trauerweide auf und staunte über die laichenden Brachsamen an den Steinen des Ufers, wie sie sich gegenseitig jagten. In einem solchem Moment waren diese Fische mit dem Feumer (eine Art Fangnetz) einfach zu fangen.

Eben in einem Moment, als wieder einige dieser grossen Fische ihre Schwanzflossen aus dem Wasser peitschten, beugte ich mich nach vorne und wollte von Hand selber einen erbeuten.



76 Mit einem Feumer war es leicht, laichende Brachsmen zu fangen.

men würde. Blitzschnell realisierte ich, dass etwas Schlimmes passiert war und dass ich vielleicht sterben würde.

Toni und Walter Stuber hielten sich immer noch auf der anderen Seite auf. Sie hatten mein Hineinplumpsen gehört und vermuteten, auf meiner Seite die Geräusche von mehreren Brachsmen zu hören. Deshalb rannten beide zu mir – welch ein Glück für mich! Plötzlich fasste mich Toni mit seiner starken



77 Brachsmen sind nur während der Laichzeit am Ufer zu sehen, danach verschwinden sie wieder.

Doch ich verlor das Gleichgewicht und fiel in den Teich. Obwohl das Wasser bei den Weidenwurzeln an dieser Stelle nur knapp einen Meter tief war, tauchte ich unter. Ich hielt mich an den feinen Wurzeln des Baumes fest, hatte fürchterliche Angst und fragte mich, ob ich jetzt wohl in den Himmel kommen würde.

Hand und zog mich aus dem Wasser. Walter Stuber lachte mich aus und ich rannte pudelnass nach Hause. Meine Mutter hörte meine schluchzend vorgetragene Schilderung des eben Geschehenen. Ich hoffte natürlich, von ihr getröstet zu werden. Doch nein, sie nahm die Fitze, die in der Küche hinter den Pfannen stets griffbereit lag und gab mir einige Schläge auf den Hintern. Und dann musste ich auch «ohni Znacht is Bett». Diese Strafe gab's für uns Kinder immer dann, wenn etwas Gravierendes vorgefallen war. Aber zum Glück hatten wir Geschwister, die sich in solchen Nöten insgeheim gegenseitige Hilfe leisteten. Etwas zu essen gab's deshalb auch in solchen Fällen. Aber ob die Fitzen-Schläge auf den nackten Hintern wirklich verdient waren, bezweifelte ich noch lange.

Während der Laichzeit füllte sich jeweils beinahe der ganze Trog in der Remise, so dass sich die Riesendinger kaum mehr drehen und wenden konnten. Wir nahmen stets einen Jutesack mit, tauchten diesen ins Wasser, und alle gefangenen Brachsmen, einer nach dem andern, wurden dort zwischengelagert, dann nach Hause getragen und in den Trog getaucht. Gärtner Gisler hatte jeweils keine Freude, wenn er das Gartengeschirr nicht mehr wie gewohnt im Trog waschen konnte.

Etwa 20 Jahre später mussten wir in der Lehramtsschule einen Aufsatz schreiben mit dem Titel «Da geschah mir Unrecht». Ich versuchte, mein Gefühl der Schuldlosigkeit, damals von meiner Mutter zu unrecht bestraft worden zu sein, aufzuschreiben. Mehr noch, ich erhielt nebst der bescheidenen Note 4.5 noch einen vernichtenden Kommentar des Deutschdozenten Prof. Dr. Bachmann. Seine Bemerkung unter der befriedigenden Note: «Ihre Mutter hatte Recht!» Natürlich habe ich meiner Mutter später diese Geschichte mit dem Aufsatz erzählt. Ihr erfreuter Kommentar, kurz und klar: «Gesh Walter, i ha doch Recht gha!»



78 An dieser Stelle ist in den 30er-Jahren ein Kindermädchen ertrunken.

Heute nun, 60 Jahre später, schilderte ich Ursula Ast mein Vorhaben, St.-Andreas-Geschichten aus meiner Kinder- und Jugendzeit zu schreiben. Ganz spontan hat auch sie von einigen ihrer unvergesslichen Erlebnissen berichtet. Erst in diesem Gespräch habe ich vernommen, was ich noch nie gehört hatte. Ursula erzählte, dass in den 30er-Jahren einmal ein Kindermädchen im Schlossteich ertrunken sei, und zwar genau an der Stelle, wo ich Glück im Unglück hatte.

Dieses Kindermädchen hatte die Aufgabe, das jüngste Kind der Familie von Schulthess zu beaufsichtigen. Anstatt auf Mungg aufzupassen, versuchte sie zu schwimmen und ertrank dabei. Das Ehepaar von Schulthess war während dieser Zeit mit Gästen auf der anderen Seite des Weihers hinter dem Castel-

lino im See schwimmen gegangen. Als sie zurückkamen, entdeckte Frau von Schulthess das Kindermädchen auf dem Grund des Teiches und zog es sofort aus dem Wasser. Jede Hilfe kam zu spät, es war schon leblos. Seit ich diese traurige Geschichte kenne, verstehe ich noch besser, weshalb meine Mutter immer grosse Angst hatte, wenn ich allein zum Weiher oder an den See gehen wollte. Ich bin ziemlich sicher, dass sie vom tragischen Schicksal dieses Kindermädchens Kenntnis hatte, dies mir aber verschwiegen. Sie vergass nie, dass ich ja bereits einmal unten im Strandbad beinahe ertrunken war. Vielleicht war dies der Grund, warum mich meine Mutter in der Kinderzeit immer wieder aufforderte, zum Schutzengel zu beten und am Wasser vorsichtig zu sein. Ich denke immer wieder daran, wenn ich einem Schutzengel begegne, wie beispielsweise diesem am Bodensee auf einer benachbarten Wiese.



79 Ich hatte in meinem Leben wirklich oft einen guten Schutzengel!

Die Mutter sass jeweils neben mir auf der Bettkante, fasste meine Hände und betete gemeinsam mit mir:

«Heiliger Schutzengel mein;
lass mich Dir empfohlen sein;
Tag und Nacht ich bitte Dich:
beschütz, regier und leite mich,
hilf mir leben gut und fromm,
dass ich zu Dir in den Himmel komm!»



80 Die Eltern von René, Ursula und Isabelle Ast vor dem Känzeli mit dem (jedenfalls von mir) gefürchteten Vali.

Unser Schlosspark-Kinderparadies gleicht einem gleichschenkligen Dreieck: Ganz unten der Waldschlupf, 50 Meter weiter vorne das Obergärtnerhaus und 50 Meter weiter oben das Chauffeurhaus. Das Obergärtnerhaus wurde damals im oberen Teil von Familie Ast mit den Kindern René, Ursula und Isabelle bewohnt.

Immer dann, wenn ich mich in einer brenzligen Situation befand und gleichzeitig Herr Ast auftauchte, überfiel mich eine grosse Angst. Auch als

ich mich einmal hinter einer Hecke vor ihm versteckte. Es war kurz nach dem Mittagessen. Unerlaubterweise schlich ich zum Castellino und wollte erkunden, ob Fische zu sehen waren. Ich hatte eine Fähigkeit entwickelt, wie ich sie im Schatten der Bäume leicht entdecken konnte. Nun stand ich gespannt am Weiher und hörte Schritte, bedrohliche Schritte!

Ich erspähte schon bald die blaue Schürze. Es war Herr Ast, der Obergärtner. Ab und zu wählte er nämlich nach der Mittagspause den Weg vom Haus via Schlosspark und nicht direkt von seinem Haus hinauf zur Gärtnerei. Was sollte ich tun? Ich versteckte mich ganz hinten vor dem Castellino hinter einer dichten Buchenhecke.

Oh weh, er marschierte den Kiesweg entlang Richtung Castellino direkt auf mich zu. Seine Schritte kamen bedrohlich immer näher, wurden lauter. Mein Puls stieg sprunghaft an! Plötzlich drehte er sich um und ging weiter des Weges, weg von mir. Doch meine Angst war gross, zu gross. Ich erhob mich hinter der Hecke und grüsste freundlich, aber verängstigt: «Grüezi Herr Ascht!» Er drehte sich ganz überrascht um, sagte ebenfalls freundlich «Grüezi» und schimpfte nicht einmal. Ich war froh, den Mut aufgebracht zu haben, zu mir zu stehen.



81 Ich glaubte, es sei ein sicheres Versteck, doch ich verriet mich selber.

4 Etwas älter – etwas mutiger

Ein andermal hatte ich Glück im Unglück! Als kleiner Bub bewundert man doch gerne eigene Vorbilder. Ein solches Vorbild war für mich der etwa fünf Jahre ältere Chamer Bursche Fredel Stuber. Ein mutiger, frecher Kerl, wie mir schien. Er beeindruckte mich, besonders beim Fischen. Als ich ihm einmal beim Angeln auf der Lorzebrücke vorschwärmte, wie viele und besonders grosse Fische im Schlossweiher zu fangen seien, fragte er mich, ob er einmal mit seiner neuen Fischerrute mitkommen dürfe. War ich stolz, dass mich dieser Fredel um etwas bat! «Klar, wir können gleich gehen!» forderte ich ihn auf. Wir schlichen durch den Wald und begaben uns zum Weiher hinter die Trauerweide. Kaum dort angelangt, vernahm ich Schritte. Es mussten mehrerer Leute sein. Hinten beim Känzeli tauchten Herr von Schulthess und Herr Ast auf. «Nichts wie los!» flüsterte ich verängstigt zu Fredel, und noch bevor er antworten konnte, packte ich seine Fischerrute, und wir rannten zum schützenden Wald. Kurz vor der Einbiegung in den kleinen Waldweg muss ich wohl seine Fischerrute nicht mehr stark genug gefasst haben, denn plötzlich blieb die Spitze im Boden stecken. Der vorderste Teil der neuen, teuren Fischerrute war abgebrochen. Fredel wollte mich natürlich dafür haftbar machen, aber bezahlen musste ich den Schaden letztendlich doch nicht.

Im angebauten unteren Teil des Obergärtnerhauses lebten vor meiner Zeit im Waldschlupf die Grosseletern Ast, während meiner Kindheit jedoch nur noch die Grossmutter. Sie wurde bis zu ihrem Tod von Fräulein Ida gepflegt.

Fräulein Ida hatte eine hohe, zittrige Stimme. Sie hatte die Angewohnheit, ihre Hände unter ihren Achselhöhlen zu verschränken. Von ihr erhielten wir oft etwas zum Schlecken, wenn wir ihr zufällig begegneten. Solchen Zufällen haben wir häufig geschickt nachgeholfen. Nach dem Tod von Gross-



82 Das zweiteilige Obergärtnerhaus wurde gleichzeitig von zwei Ast-Generationen bewohnt.



83 Die St.-Andreas-Schreibergärten.

mutter Ast wohnten im unteren Hausteil zuerst der Gärtner Brönimann und wenig später der Gärtner Weber mit seiner Familie. Nach der Pensionierung von Herrn Ast wurde Wolfgang Weber Obergärtner.

Rund um das Obergärtnerhaus waren Gärten angelegt. Ganz unten im ebenen Teil lag der Garten des Obergärtners, im darüber ansteigenden Teil der Garten des Chauffeurs Stuber und ganz oben im steilsten Teil der Garten meines Vaters. Auf der anderen Seite des Kiesweges gleich oberhalb des Gärtnerhauses bewirtschaftete Baba noch einen zweiten Garten.

Meine Gartenarbeiten beschränkten sich auf Nelken schneiden, Rhabarber ernten und Himbeeren pflücken. Alles andere besorgte mein Vater. An Samstagnachmittagen war oft Hochbetrieb in allen drei Gärten. Der Obergärtner (in blauer Schürze), der Chauffeur (ohne Schürze) und der Schlossgärtner (mit grüner Schürze) hackten, gossen und setzten Gemüse und Blumen.



84 Auch die beiden Ast-Schwester Ursula und Isabelle waren hin und wieder zwei Luusmeitli.

Vor dem Mann mit der blauen Schürze hatte ich grossen Respekt, und wenn ich etwas angestellt hatte, sogar Angst! Aber, wie mir seine Tochter Ursula unlängst in einem Gespräch erklärte, sei es für ihren Babi (so nannten die Ast-Kinder ihren Vater) auch nicht einfach gewesen, denn er sei oft zwischen Herrn von Schulthess und den Gärtnern gestanden und habe den Kopf hinhalten müssen. Als

ich Ursula gestand, dass wir vor ihrem Vater nicht nur grossen Respekt, sondern auch immer etwas Angst hatten, erwiderte sie: «Meinsch nur eer händ Anscht gah? Mer dank au! Er isch zwar mängisch mit öis sträng, aber immer au lieb und grosszügig gsi!»

An der anderen Ecke unseres Dreiecks thronte hoch oben das Chauffeurhaus der Familie Stuber. Walter war der älteste, dann folgte Rosemarie und schliesslich Anita. Wenn Anita bei uns unten spielte und es Zeit war zum Essen, hörten wir oft die laute, hohe Stimme von



86 Die Familie Stuber wohnte im Chauffeurhaus.



85 Das Chauffeurhaus thronte hoch über unserem Waldschlupf.

Anitas Mutter: «Anitaaa! Anitaaa!»

An der hohen Wand des Stuberhauses gediehen feinste Birnen. Einige davon fielen oft mit etwas Nachhilfe durch sanftes Schütteln ganz zufällig auf den Boden, denn alles, was auf dem Boden lag, durften wir Kinder auflesen

und essen. Früchte von einem Baum abzureissen war strengstens verboten. Anita erzählte mir unlängst:

«Ja, ich habe euch dort unten im Waldschlupf schon immer ein wenig beneidet. Bei euch war es doch wie in einem Paradies! Wir da oben waren halt viel näher beim Schloss und bei Familie von Schulthess. Und Vati musste immer auf Abruf bereit sein – Tag und Nacht!».

Auch mit Anita erlebte ich viele schöne Stunden in der Kinderzeit. Als wir uns unlängst über unsere gemeinsame Vergangenheit unterhielten, begann auch sie zu schwärmen. Sie erinnerte sich besonders gerne an die Spiele auf unserem Bsezziplatz, insbesondere an die legendären Spiele «Chnebeli um» und Völkerball.

Ihr Bruder Walter war für mich eine interessante Person, speziell wenn es ums Fischen ging. Später sah ich ihn immer sehr gut gekleidet auf dem Weg zum Bahnhof. Er arbeitete in Zürich in einer Schirmfabrik. Zürich, das bedeutete für einen St. Andreäslar schon etwas ganz Besonderes. Walter hatte es zu etwas gebracht! Mit Rosemarie hatte ich weniger Kontakt. Für sie war ich ein kleiner Bub und für mich war sie ein zu grosses Mädchen.

Das Stuberhaus hatte für mich einen ganz speziellen Reiz: Die grosse Garage – Eintritt strengstens verboten – mit den schönen alten Autos, dem starken Benzingeruch und die Handbenzinpumpe vor den grossen Garagetoren, mit der Herr Stuber jeweils die Fahrzeuge der Schlossfamilie volltankte. Dann war da die lange Treppe, die wir immer gerne hinuntergerutscht wären, aber die spitzen Holzspäne auf dem rohen Holzgeländer hielten uns davon ab.



87 Das Stuberhaus hatte verschiedene Funktionen: Wohnhaus, Waschküche und Garage.

Vater Stuber war für mich immer eine wichtige Ansprechperson. Wenn ich irgendetwas basteln wollte und die bescheidenen Werkzeuge in der Remise nicht ausreichten, ging ich zu ihm. Ich besuchte ihn dann in seiner Werkstatt im Untergeschoss des Ateliers.

An der Decke dieser Werkstatt befanden sich viele Kurbelwellen mit verschieden grossen Rollen. Über diese Rollen konnten Lederriemen ganz verschieden geführt werden, und so war es möglich, unterschiedliche Drehzahlen zu erzeugen. Herr Stuber hat in unserem alten Waldschlupf einiges zur Modernisierung der bescheidenen Infrastruktur beigetragen: Einbau einer Hausglocke, Montage einer Aussenlampe mit einem Schalter im Haus, Montage eines Lavabos im Obergeschoss für uns Kinder und vieles mehr. Schrecklich für uns alle war die Hiobsbotschaft, als bekannt wurde, dass Herr Stuber beim Giessen seiner



88 Die Zufahrt zu den Garagen des Schlosses sieht heute fast noch gleich aus wie damals.

geliebten Geranien vom Dach der Autogarage auf den Bsezziplatz gestürzt sei und sofort tot war.

Nach dem Brand des Maienrains war lange Zeit ungewiss, was mit diesem Gebäude und dem direkt angebauten Stuberhaus geschehen soll. Und wieder begann eine Kette von spannenden Zufällen in meinen Schlossparkgeschichten, ausgelöst durch das Chauffeurhaus der Familie Stuber. Sie begann mit dem Kauf eines alten VW Cabriolets (S. 58).

Nach Beginn meines Sportlehrer-Studiums an der ETH lernte ich das Handwerk des Automechanikers immer besser kennen. Alois Hegglin reparierte am Rande der Gemeinde Cham Autos in einem kleinen Schuppen der Scheune seines Vaters. Ich besuchte ihn immer wieder und signalisierte ihm, dass auch ich gerne ein eigenes Auto hätte. Er bot mir an, dass wir miteinander ein defektes Auto kaufen und ich dieses mit ihm zusammen wieder fahrtüchtig machen könnte. Gesagt – getan! «Walti, ich weiss, wo ein leicht defekter Opel Kadett zu kaufen wäre!» telefonierte er mir kurz darauf. Noch am gleichen Tag fuhren wir nach Rotkreuz zu einer Privatperson und begutachteten den vorne leicht eingedrückten Opel. Ich zeigte mich sofort interessiert. Alois feilschte darauf noch etwas mit dem Halter, und anschliessend schleppten wir den Kleinwagen in die Werkstatt von Alois Hegglin. Der Schaden war nicht sehr gross. Schon nach einigen Wochen war die Reparatur beendet. Ich durfte meinen Wagen bei uns nur vor der Remise parkieren, denn die Parkplätze unter dem Holzschopf waren einerseits von Isabells VW und andererseits von Oberst Stockers Mercedes belegt.

Ich war natürlich stolz, endlich ein eigenes Auto zu besitzen. Dieses wollte ich auch meiner Freundin vorführen. Ich besuchte sie an jenem Samstagabend, nachdem die letzten Reparatur-



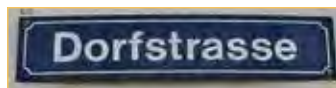
89 Mein erstes Auto, ein Opel Kadett (1969/ZG 3718).

und Reinigungsarbeiten abgeschlossen und die ersten kurzen Testfahrten durchgeführt waren. Ich fuhr nach Zug und parkierte den blitzblanken Opel direkt vor die Haustüre. Nach einem gemütlichen Tee schlug ich meiner Freundin vor, entweder einen Spaziergang oder ein kleines Ausfähtli mit meinem neuen Auto zu machen. Oh, wir gingen spazieren!



90 Mein heutiges Auto, ein Renault ZOE, mit Stromversorgung vom eigenen Dach (2016/TG 124432)

Nach dem Rendezvous wurde mein Besitzerstolz gleich nochmals arg ramponiert. Nach dem Besuch wollte ich zu später Stunde wegfahren, doch der Motor sprang nicht an. Die 6-Volt-Batterie war zu schwach. Meine Freundin erkannte die heikle Situation sofort und rief von oben: «Sell i go hälfe?» «Nei, nei!» antwortete ich mit gepresster Stimme, während ich mühevoll den Wagen eigenhändig die leichte Steigung rück-



91 Ich musste meinen Opel Kadett anstossen und die Dorfstrasse hinunter rollen lassen.

wärts hochstiess. Anschliessend gelang es mir beim Abwärtsrollen den Motor anspringen zu lassen. Mein stolzes Vorhaben war eine herbe Enttäuschung – doch bald vergessen!

In dieser Zeit diente mir mein Opel auch als Transportmittel für Fahrten nach Zürich, verbunden mit meinem eigenen Park-and-ride-System. Ich parkierte das Auto auf den Grasparkplätzen am Mythenquai ausserhalb der Stadt. Dann nahm ich das Klappvelo, das ich speziell für diesen Zweck bei Otti Furrer gekauft hatte, aus dem Kofferraum, schnürte die Sporttasche auf den Gepäckträger und radelte über den Bellevueplatz die Rämistrasse hinauf zur Rämihalle oder zum ETH Hauptgebäude. Das Klappvelo habe ich später für unsere Claudia zu einem behindertengerechten Doppel-Sattel-Velo umgebaut. Damit waren wir noch während dreissig Jahren unzählige Male gemeinsam unterwegs.

Mit dem Start ins Autogewerbe lernte ich schnell viele wichtige Bezugspersonen und auch Autofriedhöfe kennen. Die wichtigste Schlüsselperson wurde für mich immer mehr Heinz Schmid in Aettenschwil. Ich durfte bei ihm in seiner Garage, wie anfänglich bei Alois Hegglin, arbeiten und alle professionellen Werkzeuge benutzen. Immer mehr verlagerte sich mein

Arbeitsplatz (nebst dem Studium an der ETH, das ich dann auch aus diesen Gründen ab und zu schwänzte) nach Aettenschwil. Ich wurde immer mutiger, kaufte selber defekte (Unfall-)Autos und machte sie wieder fahrtüchtig, immer mit Hilfe von Heinz Schmid. Der Ablauf war immer gleich: Ein defektes Auto kaufen, auf Autofriedhöfen die dazu passenden Ersatzteile suchen, das defekte Auto demontieren, mechanisch Defektes von Heinz instand stellen lassen, das Auto in die Spenglerei Eggerschwiler bringen, dann ins Spritzwerk fahren, in der Werkstatt Schmid alles wieder zusammensetzen, auf der Motorfahrzeugkontrolle vorführen, eine Zeit lang selber fahren, im Zuger Amtsblatt inserieren, verkaufen und dann möglichst schnell wieder ein neues defektes Auto erwerben. Diesen Ablauf habe ich unzählige Male durchgespielt. Am besten geeignet war für mich das Modell des VW Käfers, weil an diesen Autos alle Teile miteinander verschraubt und deshalb einfach zu demontieren und wieder zu montieren waren.

Ab und zu habe ich auch Autos via Inserat im Zuger Amtsblatt gekauft. Da war einmal ein ganz interessantes Angebot von einem VW Käfer Cabriolet. Ich telefonierte sofort und der Besitzer zeigte mir seinen alten VW. Die Karre war rundum rostig und hatte viele Blebschäden. Am Heck entdeckte ich eine Anhängervorrichtung. «Wofür brauchen Sie denn die Anhängerkupplung?» fragte ich den Besitzer. «Wissen Sie, ich baue in Cham ein altes Haus ab und führe Teil für Teil von Cham hinauf zum Walchwiler Berg!» antwortete er. «Wo in Cham?» fragte ich nach.



92 Mit diesem «Chlepperi»-VW-Cabriolet wurde ein Grossteil des Stuber-Hauses von St. Andreas auf den Walchwilerberg gekarrt.

«Es handelt sich um das alte Chauffeurhaus im Schlosspark St. Andreas!» war seine Antwort. «Ich bin dort aufgewachsen!» begann ich zu schwärmen.

So ergab ein Wort das andere, bis es dann zum einvernehmlichen Handel kam. Ich möbelte den alten VW auf und besass für kurze Zeit mein erstes Cabriolet, verkaufte den Wagen aber bald wieder.

In einem der spannenden Telefon-Gespräche im Herbst 2014 mit Ursula Ast, die zufälligerweise in Walchwil wohnt, kamen wir auch auf das Stuber-Haus zu sprechen. Ich habe ihr erzählt, dass ich vor rund 30 Jahren einem Herrn ein Auto abgekauft hatte, der behauptete, er hätte damit alte Balken von St. Andreas nach Walchwil transportiert. Ob sie davon Kenntnis habe und ob das wirklich stimme und ob das Haus tatsächlich wieder aufgebaut wurde. «Ja, ich weiss, dass das Stuberhaus in St. Andreas abgebaut und auf dem Walchwilerberg wieder aufgebaut worden ist. Ich weiss sogar, wo es steht; ganz hinten versteckt neben der Strasse. Aber ob es je fertig gebaut wurde, kann ich nicht sagen. Ich werde einmal vorbeischaun, ein Foto machen und gebe dir wieder Bescheid!» versicherte mir Ursula. Einige Tage darauf meldete sich Ursula wieder und berichtete:

Ich war mit meiner Schwester Isabelle und ihrem Mann beim ehemaligen Stuberhaus. Es sieht zwar jetzt etwas anders aus. Isabelles Mann wollte einige Fotos machen, aber dann ist ein Herr auf uns zugekommen und hat gefragt, was wir denn da wollen! Dann hätten sie dem Herrn – er stellte sich als Maret vor – den Grund geschildert. Sofort habe sich ein interessantes Gespräch ergeben. Herr Maret sagte, dass Herr von Schulthess ab und zu vorbeigekommen sei und sich sehr gefreut habe, dass das Stuberhaus ein zweites Leben erhalten habe! Aber die

ganze Geschichte sei im Internet unter www.1plus-x.com > Klein Ballenberg zu finden. Fotos müssten sie also gar keine machen!

Natürlich recherchierte ich sofort im Internet, war beeindruckt von diesem initiativen und kreativen Herrn Wilfried Maret, und kurze Zeit darauf nahm ich mit ihm Kontakt auf. Ich rief ihn an und stellte mich vor: «Guten Tag, Herr Maret. Vielleicht erinnern sie sich, dass ich ihnen vor rund 30 Jahren ein altes VW Cabriolet abgekauft habe?» begann ich unser Gespräch. «An wen ich den VW verkauft habe, kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Aber ist denn der VW noch lange gefahren?» wollte er zuerst wissen.



93 Dieses VW Cabriolet hatte ich als kleine Ruine gekauft und dann mit Hilfe von Heinz Schmid wieder instand gestellt.

Sehr bald ergab sich ein intensives Gespräch. Nachdem ich Herrn Maret schilderte, dass ich mein Studium als Sportstudent weitgehend mit meinem Autohandel finanziert hatte, begann er gleich von seinem Sohn zu schwärmen, der ebenfalls Sportlehrer ist und der zur Zeit in Sins unterrichtet. Als ich ihm dann erklärte, dass ich sein VW Cabriolet gleich oberhalb von Sins, nämlich in der Garage von Heinz Schmid in Aettenschwil vor rund 30 Jahren wieder aufgemöbelt habe, schloss sich der Kreis. Dann schilderte ich Herrn Maret meinen Bezug zu St. Andreas, erzählte ihm über meine Kinderzeit im Schlosspark, über den Bezug zum Chauffeurhaus und zur Familie Stuber. Ebenso informierte ich ihn über mein Vorhaben, meine Kinder- und Jugendzeit im Schlosspark, im speziellen meinen

«Start ins Leben im Schlosspark St. Andreas» in einem Buch zu beschreiben und versprach ihm, dass er ein Exemplar erhalten würde, sobald es vorliegt. Wir begannen zu schwärmen über dieses Haus und über die ganze St. Andreas-Geschichte, aber immer mehr auch über unsere beiden interessanten Lebenswege. Herr Maret und ich unterhielten uns noch lange und vereinbarten ein Treffen in seinem Stuber-Haus, hoch oben auf dem Walchwilerberg. Er schickte mir mit einer E-Mail einige interessante Unterlagen über sein vielfältiges Wirken und bemerkte:

Unser Gespräch war nicht nur spannend, es war eine faszinierende Lebenserfahrung: Da führt ein Zufall zwei inzwischen etwas ältere Herren aus heiterem Himmel über hundert Ecken herum wieder zusammen, um über sehr exklusive, insgeheim seit Jahrzehnten parallel verlaufende gemeinsame Interessen zu sprechen.

Zurück zu meiner Lausbubenzeit! Vor mehreren Jahrzehnten fand ein kleiner «Chamer-Buben-Krieg» statt. Die eine Armee kam vom Städtli, die andere vom Kirchbühl. Es wurde vereinbart, als Geschosse Pfeil und Bogen zu verwenden. Wer durch einen Pfeil getroffen wurde, war «tot» und durfte nicht mehr mitkämpfen. Die Entscheidungsschlacht fand an der Inselibücke statt. Wir Städtler verschanzten uns hinter der Inselibücke auf der anderen Seite der Lorze und lauerten den Gegnern auf.

Doch unsere Kinderarmee hatte nur noch wenige Pfeile. Ich bot an, dass ich alle meine selbst gebastelten Pfeile aus Schilf zu Hause holen und für unseren Sieg zur Verfügung stellen würde. Ich schwärmte vor, wie diese unendlich weit fliegen, denn sie waren vorne mit einem sorgfältig geschnitzten Stück Holunderholz leicht beschwert und hatten deshalb eine sehr gute Flugeigenschaft. «Klar, Walti, hole diese Pfeile, aber



94 Wir Städtler verschanzten uns hinter der Inselibücke auf der anderen Seite der Lorze.

schnell!» befahlen mir die älteren Buben. Nichts wie los, den Hang hinauf Richtung Schlüssel, dann ein Spurt hinunter zum Waldschlupf. Dort habe ich, möglichst ohne von der Mutter beobachtet zu werden, ganz schnell alle Pfeile aus dem Versteck geholt und bin sofort wieder den Schlüsselrain hinauf gerannt. Ich hoffte, dass die gegnerische Armee noch nicht bis zur Brücke vorgedrungen war. Ich hatte Glück, die Brücke war noch nicht umkämpft. Ich kam heil, aber völlig erschöpft auf der anderen Seite der Brücke an und übergab meine Waffen. Da ich bereits «tot» war, durfte ich nicht mehr mitkämpfen. Wer letztendlich Sieger geworden war, weiss ich nicht mehr! Aber kurz darauf war wieder Frieden westlich und östlich der Lorze!

In den schönen alten Zeiten war unten im Waldschlupf immer etwas los! Mein Vater war nebst vielen anderen Tätigkeiten auch noch unser eigener Schuhmacher. Ich verfolgte jeweils seine Handgriffe genau, wenn er in der Küche auf seinem



95 Babas Schuhböckli – das wichtigste Werkzeug für seine Arbeit als Waldschlupf-Schuhmacher.

Schuhböckli einen Schuh nach dem andern aufsetzte und so die Sohlen flickte. Mit gekonnten Hammerschlägen schlug er einen Nagel nach dem andern in die Gummisohlen.

Meine «Holzböde», die vom vielen Rennen und vor allem vom brüskten Bremsen auf dem Kiesplatz des Schulhauses Kirchbühl einseitig abgenutzt waren, hat er immer wieder tip top repariert. Auch seine Militärschuhe, die er täglich

trug, flickte er selber. Ab und zu erzählte uns Baba bei solchen Gelegenheiten, dass er während des Krieges oft einrücken musste. Er sei einmal in Schaffhausen eingezogen worden für die Bewachung von polnischen Flüchtlingen.

Während meiner Primarschulzeit musste Baba zum Glück nur noch an der jährlich stattfindenden Inspektion teilnehmen. Sie dauerte jeweils bis zum Mittag. Ich wartete auf dem Vorplatz des Spritzenhauses, bis das letzte Kommando von einem stimmungsgewaltigen Kommandanten ertönte: «Achtung steht!» Dann sprang ich zu Baba, nahm seine Hand und marschierte stolz neben ihm durchs Chamer Dorf nach Hause.

Die Mutter hat uns einmal erzählt, wie sie das Einrücken von Baba im Aktivdienst erlebte:

Es war morgens um vier Uhr. Baba musste um fünf Uhr in Steinhausen einrücken. Es gab damals weder eine Zug- noch eine Busverbindung dorthin. Baba hatte am Vorabend seinen



96 Baba im Aktivdienst. Laufkontrolle der Langgewehre während des zweiten Weltkrieges an der Landesgrenze in Schaffhausen.

Tornister gemäss Marschbefehl gepackt. Mit Tränen in den Augen habe er Abschied genommen. Dann habe sie ihm vom Fenster aus zugewinkt und er zurück. Noch lange hörte sie dann die Schritte seiner Nagelschuhe, zuerst auf dem Bsezziplatz, dann auf dem Kiesweg und letztendlich auf der Naturstrasse Richtung Passerelle. Sie habe am Fenster ausgeharrt, bis sie gar nichts mehr von Babas Schritten gehört habe und nur noch geweint, gebetet und gehofft, er möge heil zurückkehren.

Zu Vaters Vollpackung gehörten nebst Nagelschuhen, Feldflasche, Gamelle, Kaputt, ein langes Bajonett und auch eine Waffe, ein Langgewehr. Am Abend vor der jeweiligen Inspektion durfte ich meinem Vater zuschauen und ein bisschen dabei helfen, wenn er mit einem Lappen, den er um eine spezielle lange Schnur wickelte, den Lauf des Gewehrs zuerst reinigte und dann einfettete. Der blitzblanke Lauf und die

nach exakten Vorschriften zusammengesetzte Vollpackung des Tornisters wurde am Tag der Inspektion genauestens kontrolliert.



97 Zu Vaters Vollpackung gehörte selbstverständlich auch ein Gewehr.

Das Langgewehr wurde später durch einen etwas kürzeren Karabiner ersetzt. Das war die Waffe der Schweizer Wehrmänner von 1933 bis 1958. Mit solch einem Gewehr wurde mein Bruder Willi zum Gebirgsgrenadier ausgebildet. Im Jahr 1959 wurde das Sturmgewehr eingeführt. Jeder Wehrmann durfte diese Waffe samt scharfer Munition mit nach Hause nehmen. Mein Bruder Toni war einer der ersten Füsilier-Rekruten, der im Tessin mit dieser damals revolutionären Waffe ausgebildet wurde.



98 Mein Bruder Toni besass eines der ersten Sturmgewehre.

In einem Urlaub anfangs seiner Rekrutenschule hatte Toni sein Sturmgewehr mit nach Hause nehmen dürfen, weil er sich für ein Wettschiessen im Schiessstand Kollermühle angemeldet hatte. Dort hoffte er, beweisen zu können, um was für eine Wunderwaffe es sich beim Sturmgewehr handelte. Er bat einen Schützenmeister um Erlaubnis, dass auch ich als Junge

ohne Schiesserlaubnis in den Schiessstand als Zuschauer eintreten durfte. Es wurde mir erlaubt. Ich musste Watte in die Ohren stopfen und hörte ausser dem dumpfen Knall der vielen Gewehrsalven fast nichts mehr. Toni bezog die nötige Munition, spitzte das Magazin ab und begab sich an einen seitlichen Schiessplatz. Mit seinem Sturmgewehr fiel er allen Schützen sofort auf, und schnell bildete sich hinter ihm eine grosse Gruppe von interessierten, aber auch kritischen Zuschauern, alles passionierte und erfahrene Karabiner-Schützen. Toni wurde etwas nervös. Sein erster Probeschuss war eine Drei anstatt eine von allen erwartete Fünf. Toni zückte sein Sackmesser und justierte das Gewehr. Der zweite Schuss war nicht viel besser. Ein leichtes Raunen ging durch die Zuschauenden, und schon bald waren die ersten Bemerkungen zu hören: «Da behalte ich lieber meinen Karabiner!» Oder: «Entscheidend ist halt immer noch der Schütze, nicht das Gewehr, haha!» usw. Toni absolvierte sein Wettschiessen ohne viele Zuschauer fertig, aber ein Erfolgserlebnis war es für ihn nicht, im Gegenteil. Später jedoch wurde Toni ein guter (Sturmgewehr-)Schütze. Sein Kranzkasten zuhause war übertoll von Auszeichnungen.

Jahre später hatte ich Toni einmal zu einem «Volltreffer» angestachelt, als es darum ging, in unserem Wäldchen im Schlossgarten einen Milan mit dem Sturmgewehr zu erlegen. Es ist ihm problemlos gelungen, aber es tut mir heute noch leid, denn eigentlich hatte ich ihn dazu angestiftet.

Während meiner Panzergrenadier-Rekrutenschule war nicht mehr das Sturmgewehr, sondern der neue Schützenpanzer unser Aushängeschild. Sechs Jahre nach der Einführung des Sturmgewehrs schaffte die Schweizer Armee den Schützenpanzer M 113 an. Ich war in der ersten Rekrutenschule in Thun, in der diese Mannschaftspanzer, ausgerüstet mit einem



99 Wir waren stolz, gefechtsmässige Panzergrenadier-Einsätze durchzuführen.

grossen Maschinengewehr, eingeführt wurden. Natürlich waren wir damals stolz, als angehende Panzergrenadiere mit diesem amerikanischen Kleinpanzer gefechtsmässige Einsätze exerzieren zu dürfen.

Für mich waren diese Gefechtsübungen in erster Linie ein sehr guter Ersatz für mein fehlendes Eishockeytraining, das ich wegen der Winter-Rekrutenschule in der Saison 65/66 nicht absolvieren konnte. Doch immer mehr kamen mir in dieser Zeit Zweifel, ob sich die Schweiz mit solchen Einsätzen vor vermeintlichen Feinden hätte erfolgreich zur Wehr setzen können. Ebenso konnte ich mir kaum vorstellen, weder mit einem Maschinengewehr noch mit einem Sturmgewehr andere Menschen zu erschiessen. Zum Glück fand ich persönlich wenig später einen anderen Weg, meine Dienstpflicht anstatt als Panzergrenadier als Militär-Schwimminstruktor zu erfüllen.

Nach rund 40 Jahren hatten die 550 Kleinpanzer M 113 schon wieder ausgedient. Am 3. August 2006 war in den Medien zu lesen:

550 Schützenpanzer reif für den Schrottplatz. Die Schweizer Armee hat sich dafür entschieden, ausgediente M 113 zu zerstören, da sie dafür keine Käufer im Ausland gefunden hat.

Zum Glück, so meine ich, hat die Schweiz keine Käufer gefunden, denn diese Schützenpanzer wären mit Sicherheit irgendwo für Kriegseinsätze verwendet worden. Bereits am 16. Januar 2012 informierte das Militärdepartement erneut in dieser Sache:

Weitere Tranche von Schützenpanzern M 113 wird entsorgt. Rund 330 obsolete Schützenpanzer M 113 der Schweizer Armee werden in den kommenden Monaten durch ein spezialisiertes Schweizer Unternehmen verwertet. Bei den Schützenpanzern handelt es sich um 45 Jahre alte Fahrzeuge, welche künftig in der Armee nicht mehr eingesetzt werden.

Zurück zu meinem Bruder Toni, der unmittelbar nach seiner Rekrutenschule die Feldweibelschule absolvierte. Er entpuppte sich nebst seiner Leidenschaft fürs Gärtnern schon vor der RS als Athlet mit Läuferqualitäten. Er bestritt viele Wettkämpfe im erfolgreichen Läuferteam des KTV Cham. An den Geländeläufen trug er spezielle Nagelschuhe. Diese erhielt er von seinem Jugendfreund Sepp Küng, der das wettkampfmässige Laufen aufgegeben hatte. Ich wusste, wo Toni diese Nagelschuhe versteckt hatte. Gleich wie bei der Fischerrute, die ich ab und zu unerlaubterweise auslieh, machte ich es jetzt auch mit seinen Nagelschuhen. Natürlich waren sie mir viel zu gross, aber ich wollte sie unbedingt ausprobieren. Ich zog die Schnürsenkel so eng wie möglich an und lief in ungelenkten Schritten über den Bsezziplatz nach vorne zum Obergärtnerhaus, dann weiter Richtung Eisentor hinauf in den sumpfigen Graben.

Der Graben verläuft zuerst recht flach, dann steigt er auf der Höhe des gegenüberliegenden Schlüssels mächtig an. Hier wollte ich testen, was solche Spezial-Schuhe für Vorteile haben.



100 Der sumpfige Graben war ein geeignetes Terrain für meinen Nagelschuh-Test.

Es kam mir vor, als ob ich auf Federn laufen oder schon eher hüpfen würde. Gegen Ende des Grabens bei der steilen Wand hinauf Richtung Stuber-Wäldli gabs keinen Ausrutscher, aber wirklich keinen! Völlig ausser Atem kam ich oben an der Graskante des Schlossgrabens an und war überglücklich. Das Lauffieber hatte auch mich in diesem Moment gepackt. Mein grösstes Problem in diesem Moment war jedoch, die Nagelschuhe wieder tip top zu reinigen und genau am gleichen Ort im Schuhkasten vor Tonis Zimmer zu deponieren. Toni hat's zum Glück nicht bemerkt!

In dieser KTV-Läufer-Truppe entdeckte man immer mehr Lauftalente: Röbi Vogel, mein «Unterstift» in der Papieri, Sepp Camenzind, mein «Oberstift». Der Erfolgreichste war Bruno Freimann. Er war der Sohn des ehemaligen fröhlichen Chamer Briefträgers Freimann. Ich erinnere mich noch sehr gut an einige gemeinsame Erlebnisse während unserer Kinderzeit.

Zusammen besuchten wir den Kindergarten. Als ich einmal mit ihm heftig stritt, weinte er und schluchzte laut: «Warte nur! Mein Vater ist jetzt nicht mehr Briefträger, er ist jetzt Polizist!» und wollte mich beeindrucken. Anfänglich glaubte ich diese Behauptung, aber als ich einige Tage später den Briefträger Freimann wieder auf den Chamerstrassen entdeckte und ihn freundlich grüsste (er mich auch!), war die Androhung von Bruno vergessen.

Nach meiner Lehrabschlussprüfung als Elektromechaniker bewarb ich mich (nach einem kurzen Abstecher als Bau- maschinenmechaniker bei der Firma Heusser Cham) bei der Landis und Gyr als Starkstromlaborant.

Bis zum Zeitpunkt meines Antritts in der L+G war dies die Arbeitsstelle des Superläufers Bruno Freimann. Ihm bot sich zu jener Zeit die Möglichkeit, intern in eine andere Abteilung zu wechseln bzw. aufzusteigen. Doch schon nach wenigen Wochen stellte ich fest, dass auch diese neue Arbeit für mich keine interessanten Perspektiven aufzeigte. Das tägliche Training mit dem Velo vom Waldschlupf zur L+G und dann die schnellen Testfahrten nach Hause (bei Regen mit einem Regenschirm) mit dem Ziel, wieder eine neue Bestzeit L+G – Waldschlupf zu fahren, wurden zusehends wichtiger als die Arbeit im Starkstromlabor!



101 Ich arbeitete ein Jahr als Starkstromlaborant in der Landis und Gyr in Zug.

Ab und zu begegnete ich Bruno zufällig während unserer Arbeitszeit in der L+G. Irgendwann erzählte er mir, er hätte erfahren, dass es an der Kantonsschule Luzern einen Umschulungskurs für Berufsleute zum Primarlehrer gäbe. Dies war für mich eine wegweisende Information. Ich wusste, dass ich meinen Traumberuf als Sportlehrer nur dann verfolgen konnte, wenn ich entweder die Matura oder ein Primarlehrerdiplom besitzen würde. Ich meldete mich noch gleichentags in Luzern an und wurde bald darauf zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Ich durfte den Vorkurs besuchen. Nach erfolgreichem Abschluss begann eine zweijährige Intensivausbildung und nach drei Jahren hatte ich das Ticket für die ETH in der Tasche. Mein Traumberuf war plötzlich in Reichweite, nicht zuletzt Dank Bruno Freimann.

Meine Läuferfähigkeiten lagen in jungen Jahren weniger in Lang- als vielmehr in den Kurzstrecken. Trotzdem versuchte ich im Jahr 1959 meinem Läufer Vorbild und Klassenkameraden Jakob Knüsel nachzueifern. Doch an meinem ersten Strassenlauf in Beinwil sah ich ihn kurz nach dem Start nur noch von hinten.



102 Mit Nummer 32 am Start zu meinem ersten Strassenlauf in Beinwil am See im Jahr 1959.

Mein Bruder Willi war in seiner Jugendzeit flink und schnell wie ein Wiesel. Obwohl ich 1964 an der Ausscheidung aller Zuger-1945er für die Teilnahme am Armeewettkampf der



103 Ich war am Expo-Ausscheidungswettkampf in Zug der Schnellste 1945er.

EXPO in Lausanne beim 80-m-Lauf am schnellsten lief, hätte Willi mich dort um eine Zehntelssekunde geschlagen.



An meinem ersten ausserkantonalen Leichtathletikzentrum im «Sihlhölzli» in Zürich betreute mich unser damaliger Präsident des KTV Cham, Heiri Baumgartner. Er war einer der Hauptinitianten bei der Gründung des KTV Cham. Ab und zu turnte er auch bei uns Aktiven mit.

104 Heinrich Baumgartner war an einem Leichtathletik-Meeting in Zürich mein persönlicher Coach.

Er wusste, dass ich schnell laufen konnte, doch er konnte dies auch. An einem Trainingsabend forderte er mich zu einem Plauschwettrennen auf der damals noch neuen Aschenbahn des Städtliareals in Cham heraus. Wir starteten, doch schon nach wenigen Metern humpelte Heiri aus der Bahn, er hatte eine Zerrung eingefangen! Das tat mir natürlich leid.

In späteren Jahren hatte Heinrich Baumgartner im Kanton Zug eine beeindruckende Laufbahn als Politiker gemacht: Zuerst Gemeindepräsident, dann Bürgerpräsident und dann Regierungsrat. Zu guter Letzt wurde er Ehrenbürger von Cham. Fürwahr, er hat's verdient!

Der KTV Cham und die Jungwacht Cham waren ideell und personell eng miteinander verbunden. Die meisten Buben, die in der Jungwacht mitgemacht hatten, wurden später auch Mitglieder des KTV. Willi Huwyler zum Beispiel war Scharführer der Jungwacht Cham und später Oberturner des KTV Cham. Adolf Durrer war Gruppenführer und später Oberturner des



105 ETV und KTV gemeinsam unter falscher Flagge an einem KTV-Wettkampf.

KTV Cham. Zu guter Letzt wurde Dölf auch noch mein Kadi, weil ich wegen meines speziellen Militärdienstes als Militär-Schwimminstruktor von den Gelben zu den Grünen umgeteilt wurde.

Obwohl ich auch dankbar war, mich im KTV Cham vielfältig sportlich betätigen zu können, habe ich es immer bedauert, dass es nicht

möglich gewesen war, in nur einem, dafür umso stärkeren Chamer Turnverein zu turnen. Es macht doch keinen Sinn, so überlegte ich mir, einen katholischen Handstand an Stelle eines eidgenössischen zu üben. Auch mein damaliger Jugendfreund Toni Trottmann dachte gleich. Deshalb entschlossen wir uns für ein Experiment: Wir nahmen 1967 gemeinsam an einem Leichtathletik-Siebenkampf des Südostschweizerischen Katholischen Turn- und Sportverbandes SOKTSV in Kestenholz teil. Toni vom ETV Cham, meine beiden Kollegen Bruno Risi, Sepp Luthiger und ich vom KTV Cham. Und es gab keine Schwierigkeiten. Dazu kam, dass wir als Chamer-Team sehr erfolgreich waren – ich hatte sogar gewonnen.

Erst in späteren Jahren hat auch mich das Lauffieber besonders für längere Strecken gefesselt. Ich wurde zusehends ein begeisterter Ausdauersportler und absolvierte viele Wettkämpfe: Strassenläufe, Marathonläufe, Engadin Skimarathonläufe, Inlinewettkämpfe und zu guter Letzt einige Triathlon-Wettkämpfe.

Meine eher kurze Läuferkarriere begann, wie viel Anderes in meinem Leben, im Schlosspark St. Andreas mit den Nagelschuhen meines Bruders Toni.

Ich wurde im Waldschlupf etwas älter, zusehends etwas mutiger und immer etwas unternehmungslustiger, nicht immer zur Freude meiner Eltern.



106 Etwas angeschlagen, aber glücklich nach 11½ Stunden am Ziel beim Ironman 1986 in Zürich.

5 Auf Schulwegen – und auf Abwegen



107 Krumme und gerade Schulwege.

Viele Kinder erfahren heutzutage leider nicht mehr, was man auf einem Schulweg erleben kann. Während meiner Schulzeit war es glücklicherweise anders. Da gab es noch vieles zu entdecken. Es fanden geheimnisvolle Gespräche mit anderen Schulkindern statt, ab und zu wurde gemunkelt aber auch gestritten. Zudem war dies ein natürlicher Beitrag für unsere körperliche Fitness. Ab und zu geriet ich auf meinen Schulwegen – gewollt oder ungewollt – auch auf Abwege. Es waren nicht nur gerade, sondern manchmal auch «krumme» Wege!

5 Auf Schulwegen – und auf Abwegen

Häufig werden Kinder von besorgten Eltern mit grossen Autos zur Schule chauffiert und dort wieder abgeholt. Solchen Kindern bleiben viele schöne Erlebnisse und Erfahrungen verwehrt. Schade!

Für uns Kinder war damals der lange Schulweg zu Fuss selbstverständlich, bei jedem Wetter. Und wenn ich an diese Zeit zurückdenke, dann sprudelt es nur so von Erinnerungen und kleinen Abenteuern. Ich gebe mich nun auf diesen Schulweg-Streifzug, halte ab und zu an bestimmten Stellen oder Gebäuden an, mache grössere und kleinere Zeitsprünge, und beginne zu erzählen ...

Bevor wir am Morgen den Waldschlupf verliessen und uns auf den Schulweg begaben, kontrollierte unsere Mutter noch einmal, ob wir wirklich alles im «Schulthek» eingepackt hatten. Sie stand jeweils unter der Türe und winkte uns so lange zu, bis wir sie nicht mehr sehen konnten. Dann ging sie wieder zurück zur Arbeit im Haushalt. Tag für Tag hat sie für unsere Familie gelebt und für uns gesorgt. Ihr Leben im alten Waldschlupf war unter einfachsten Bedingungen mit harter Arbeit ausgefüllt. Das Haushaltsbudget konnte sie mit zusätzlichen Arbeiten aufbessern, denn der Lohn des Vaters war bescheiden. Sie beschenkte uns mit viel Liebe. Die Fürsorge war unbeschreiblich. Ich hielt dies anlässlich ihres Todes im Gedicht «Muetter, bisch e Gueti gsii!» fest. Ein Auszug daraus:



108 Im Kindertaxi anstatt zu Fuss auf dem Schulweg – eine verpasste Chance!

s' Lötse lang heech du für aus,
gedachtes, kocht und gflücht;
heech amige gflöge: git's öppli Nens?
is dann zum Pöschle geschickt.

Wie einfach heech du müesse däre,
im Waldschlupf wunde – ganz alei;
heech amige zwünkt under de Türe,
und härtlich grüest: "Chum wedet hei!"

109 Muetter, bisch e Gueti gsii!

Mein anstrengendstes Wegstück auf dem Schulweg war entweder am Obergärtnerhaus vorbei den Zickzack-Kiesweg hoch oder den steilen Schlüsselrain hinauf bis zum Schlüssel.



110 Rechts neben dem Schlossgraben der steile Schlüsselrain.

Auf der Anhöhe des Schlüssels wohnte die Familie Tresch. Mit Hans, wir nannten ihn Hänsu, ging ich einige Jahre zur Schule und somit waren wir auch oft gemeinsam auf dem Schulweg. Ich stand jeweils vor dem Haus und pfiiff hinauf, denn ich wollte Herrn Tresch nicht durch die Hausklingel beim Mittagschlaf stören.



111 Im Haus zum Schlüssel wohnte Familie Tresch.



112 Der Schlüssel war früher eine Wirtschaft mit einer Brauerei.

Kaum war mein Pfeiffsignal verklungen, öffnete Frau Tresch das Fenster der Gaube oben im dritten Stock und rief kurz und laut: «De Hänsu chund grad!» Und schon war das Fenster wieder zu. Der Schlüssel soll dereinst ein Gasthaus gewesen sein, es soll sogar eine Brauerei gegeben haben. Dies ist heute noch gut erkennbar, denn den Keller des Schlüssels zierte ein wunderschön gewölbter Raum. Frau Adelheid Page hatte damals dieses Gebäude gekauft. Wirtschaft und Brauerei wurden danach aufgegeben. Ob Frau Page wohl durch das laute Treiben im und um den damaligen Schlüssel – unmittelbar vor der Einfahrt in ihre Ulmenallee – gestört wurde?

Nachdem Hänsu endlich die steile Holzterrasse hinunter gestiegen war, begann unser Schulweg der Adelheid Page-Strasse entlang Richtung Zugerstrasse.



113 Die Tafel Adelheid Page-Strasse weist den Weg zum Schloss St. Andreas.

Unlängst erzählte mir Hans Tresch am Telefon von einem Erlebnis mit dem Obergärtner Ast, an das er sich nach so langer Zeit noch gut erinnert:

Wir haben einmal auf dem Platz vor unserem Haus Fussball gespielt. Ab und zu schoss der Ball in eine ungewünschte Richtung. Wenn er über den Ritter-Hag flog, mussten wir zuerst abklären, ob nicht der gefürchtete Boxerhund irgendwo hinter den Bäumen lauerte. Erst als wir ganz sicher waren, dass dies nicht der Fall war, wagten wir uns über den Hag und holten den Ball zurück. Einmal jedoch flog der Ball auf der anderen Seite unseres Spielfeldes über den Stechpalmenhag in den Schlossgraben hinunter. Nun war es schwieriger, denn genau in diesem unglücklichen Moment hat Herr Ast den Vorfall bemerkt und den Ball gleich beschlagnahmt. Diesen Ball sahen wir nie wieder.

5 Auf Schulwegen – und auf Abwegen

Hänsu und ich schlenderten oft am Bauernhof von Klemenz Holzgang vorbei. Wir nannten ihn nur Chlemi. Wir fürchteten ihn, wenn wir ihm auf der Strasse begegneten, denn er vergass keinen unserer vielen Bubenstreiche! Trotzdem konnten wir in unserer Kinderzeit bei ihm während der Erntezeit auch ab und zu ein kleines Sackgeld verdienen. Es galt in kurzer Zeit möglichst viele Äpfel, Birnen oder Nüsse einzusammeln. Dies alles auf der Wiese wo sich heute das Schulareal Städtli befindet und wo ich 16 Jahre später als Turnlehrer tätig war. Für einen gefüllten Korb Äpfel oder Birnen gab es zehn Rappen, für einen prall gefüllten Eisenkorb mit Nüssen 50 Rappen. Frau Holzgang führte exakt Buch über die geleistete Arbeit, und beim anschliessenden Zobig mit Most und Brot war jeweils Zahltag! Manchmal durften wir sogar beim Mosten dabei sein und Süssmost direkt ab Presse kosten.

Bauer Holzgang hatte nur wenige Kühe. Er besorgte alle Arbeiten von Hand allein und mit Hilfe seines Pferdes. Dieses Pferd zog seinen Heuwagen und die einfache mechanische Mähmaschine.



114 Mit einer solchen Mähmaschine hat Klemenz Holzgang seine Wiesen gemäht.



115 Das wunderschön renovierte Bauernhaus Holzgang.

Auf der rechten Seite der Adelheid Page-Strasse stand seine alte Scheune. Die hatten wir oft heimgesucht und bis ins Detail erkundet, aber nur dann, wenn der Chlemi nicht in der Gegend war. Gleich nach der Eisenbahnbrücke auf der linken Seite stand sein altes Bauernriegelhaus. Und dort steht es heute noch, aber prachtvoll renoviert.



116 Das sichere Eisenbahn-Gitter. Früher war es hier sehr gefährlich.

Auf der Eisenbahnbrücke beobachteten wir häufig die vorbeifahrenden Züge. Ganz speziell erfreuten wir uns, wenn genau in diesem Moment der Rote Pfeil unten durchbrauste. Noch spüre ich den kräftigen Fahrtwind. Dieser spezielle Zug wäre heutzutage wohl am ehesten zu vergleichen mit einem TGV.

Heute sind die möglichen Gefahrenstellen beim Bahnübergang zum Glück mit hohen Gittern gesichert. Damals war es nämlich ohne weiteres möglich, über den alten rostigen Zaun zu klettern. Es war eine sehr gefährliche Stelle. Der Text auf dem gelben Schild mit der warnenden Aufschrift „Lebensgefahr Leitungen nicht Berühren“ machte uns keinen Eindruck. Wir kletterten ab und zu das steile Bord hinunter zum Geleise und legten einen kleinen Stein oder eine Münze auf die Schiene. Oder wir warfen einen kleinen Gegenstand von der Brücke auf den fahrenden Zug, sind dann aber jeweils «was gisch was hesch» davongerannt!



117 Das Schild hat uns zwar gewarnt, aber nicht abgehalten, Unerlaubtes zu tun.

An dieser Stelle habe doch tatsächlich, so hatte man uns jedenfalls erzählt, der Sohn des Schlosschauffeurs Stuber auf die elektrische Leitung der Eisenbahn hinuntergepinkelt, worauf es ihn weggeschleudert haben soll. Wir hätten es jedenfalls nie gewagt!

Solch kleine Begebenheiten belebten unseren langen Schulweg bereits schon zu Beginn. Das Ende der Adelheid Page-Strasse mündete nach etwa 200 Metern in die Zugerstrasse. Der Verkehr war damals noch kein Problem. Das Überqueren der Strassen war überall möglich. Zebrastreifen gab es erst an vereinzelter Stellen. Die Zugerstrasse ist auch heute noch die Hauptverbindung von Zug Richtung Luzern und führt mitten durch die Stadt Cham, in Verkehrs-Spitzenzeiten mit stehenden Autokolonnen, zum Ärgernis aller Beteiligten. Autofahrer, die

heute in der Rushhour durch Cham fahren, dürften von den damaligen verkehrsarmen Zeiten nur träumen!

Auch bei den eher ruhigeren Verkehrsverhältnissen gab es ab und zu kleinere und grössere Unfälle. Genau an der Stelle, wo die Adelheid Page-Strasse in die Zugerstrasse mündet, hatte Frau von Schulthess einmal grosses Pech. Sie fuhr in den späten Nachmittagsstunden auf der Zugerstrasse Richtung Cham. Zu dieser Tageszeit blendet den von Zug her fahrenden Autolenkern die Sonne direkt ins Gesicht. Das war für Frau von Schulthess verhängnisvoll. Sie übersah beim Einbiegen in die Adelheid Page-Strasse einen entgegenkommenden Autofahrer, und es kam zum Zusammenprall. Ich war zufällig in der Nähe. In kürzester Zeit gab es einen grossen Auflauf von Schaulustigen. Niemand wusste recht, was passiert war. Nur eines fuschelten alle hinter vorgehaltener Hand: «Frau von Schulthess vom Schloss hatte einen Unfall!» Wie mir das leid tat! Bald darauf erschien Herr von Schulthess an der Unfallstelle. Er tröstete seine Frau liebevoll und sorgte dafür, dass alles Nötige möglichst schnell seinen Gang nahm. Wie und was genau passiert war, weiss ich nicht mehr. Dies war meines Wissens der einzige Unfall mit der Autonummer ZG 174. Das Nummernschild hängt jetzt am Auto der jungen Schlossherrin.

Es war nicht der einzige Unfall an dieser verkehrskritischen Stelle. Wenige Meter entfernt Richtung Cham, beim Fussgängerübergang zum damaligen Haus Stocker, wurde mein Vater von einem Autofahrer angefahren und schwer verletzt. Es gab damals, wie schon erwähnt, im Chamer Dorf erst wenige Zebrastreifen, welche den Fussgängern Sicherheit geben sollten. Wer meinen Vater kannte wusste, dass er einer derjenigen war, der auf solche «Sicherheits-Wege» blindlings vertraute. So schaute er wahrscheinlich weder links noch rechts, sondern begab sich einfach über die Strasse. Doch dann

5 Auf Schulwegen – und auf Abwegen

wurde er unglücklicherweise von einem Auto erfasst und dabei weit weggeschleudert. Ich habe vom Vorfall erst erfahren, als ich am Abend des Unfalls spät von der Lehramtsschule von Luzern nach Hause kam. Meine Mutter und meine Schwestern saßen weinend am Küchentisch. Sie schilderten mir, was passiert war. Baba sei verunfallt und werde im Spital in diesem Moment operiert. Zum Glück hat er die Operation gut überstanden und sich wieder erholt.



118 Baba bei Trudis Hochzeitsapéro im Krankenbett anstatt im Schloss St. Andreas.

dem Unfall sehr besorgt. Eine Tochter dieser Familie wurde nachher sogar eine langjährige Freundin meiner Schwester Rita.

Zurück zu unserem Schulweg. Schon bald trafen wir auf unserem Weg weitere Klassenkameraden, bis wir dann nach rund einem halbstündigen Schulweg via Lorzebrücke, Bärenplatz, Haushaltswarenladen Locher, Teppichhaus Gärtner, an

Leider konnte Baba am Hochzeitsfest meiner ältesten Schwester Gertrude nicht dabei sein. Der Hochzeitsapéro wurde deshalb im Krankenzimmer des Spitals Cham serviert. Sein gebrochenes Bein blieb trotz operativem Eingriff Zeit seines Lebens krumm, aber es trug ihn noch viele Jahre. Manchmal ergeben sich durch solche Unfälle auch besondere Zufälle. Der Fahrer, welcher meinen Vater verletzt hatte, und seine ganze Familie zeigten sich nach



119 Der Bärenplatz, Dreh- und Angelpunkt im Dorf Cham, damals wie heute.

der alten Turnhalle vorbei Richtung Schulhaus Kirchbühl endlich in der Schule ankamen.

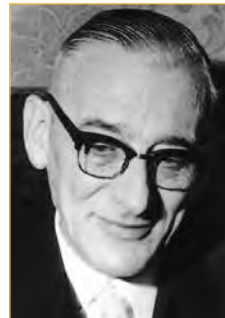
Die alte Turnhalle war wochentags mehrheitlich besetzt durch den ETV Cham. Dem KTV, der erst nach langen und zähen politischen Verhandlungen gegründet werden konnte, wurde lediglich der Samstagabend zu Trainingszwecken zur Verfügung gestellt. Unvergesslich in dieser Halle war der spektakuläre und nicht ungefährliche Rundlauf. Ich erinnere mich gerne an meine ersten Turnstunden in dieser Halle während der Primarschule. In diesen Räumen unterrichtete ich später als erster Chamer Turnlehrer.



120 Die alte Turnhalle – mein erster Arbeitsplatz als Chamer Turnlehrer.

Der Unterricht in den Zimmern des altehrwürdigen Schulhauses Kirchbühl konnte beginnen, doch unsere Gedanken blieben oft noch lange bei Erlebnissen auf unserem abenteuerlichen Schulweg. Zuerst galt es, ins Schulhaus zu gelangen, ohne vom «Pudel», dem damaligen Hauswart, wegen irgendeines Vergehens auf dem Pausenplatz herausgepickt zu werden. Stets trug er einen blau-grauen, leicht verblichenen Arbeitskittel. Seine Miene war immer ernst, sein Blick nie geradeaus gerichtet, sondern stets leicht irritierend schräg nach oben, weil eines seiner Augen krank war. Wir glaubten immer, er würde uns nicht beobachten, wenn wir irgendetwas Unerlaubtes taten, was jedoch ab und zu passierte. Einmal habe ich ihn während einer Pause mit einem kleinen Spiegel, ähnlich wie es heutzutage mit Lasergeräten gemacht wird, mitten ins Gesicht geblendet. Ich glaubte, er schaue in eine andere Richtung. Danach klingelte die Schulhausglocke, was bedeutete: Sofort alle in Zweierkolonnen vor der Haupttüre

aufstellen. Pudel stand dann jeweils breitbeinig da, die Hände seitlich in den Hüften aufgestützt, mitten im Eingang. Niemand durfte hinein, bis er den Durchgang frei gab. Jetzt marschierte zuerst die erste Klasse, dann die zweite schön geordnet durch den Haupteingang bis zum jeweiligen Schulzimmer. Danach waren wir an der Reihe. Unsere Zweierkolonne bewegte sich langsam die Schulhaustreppe hoch. «Hatte er mich nicht doch gesehen, als ich ihn blendete?» fragte ich mich. Mein Puls stieg an, mein Gesicht rötete sich. Ich schaute beim Eintreten ins Schulhaus den Pudel absichtlich nicht an. Und schon packte er mich unzimerlich am Kragen, zerrte mich aus der Kolonne und dann folgte ein Riesendonnerwetter, vor all meinen Schulkameraden. Er liess mich nach bangen Sekunden dann endlich wieder los, und ich eilte meinen Klassenkameraden nach. Er war jedoch nicht nachtragend, denn als ich mir einmal beim Herumtoben im Klassenzimmer von einer Holzkante einen grossen Holzspahn im Finger eingefangen hatte und weinend zu ihm kam, nahm er eine Pinzette und stocherte, wieder mit seinem schrägen Blick, zwar etwas grob, aber dennoch liebevoll an meinem Daumennagel herum. Als er den Spahn nicht entfernen konnte, schickte er mich zu Doktor Jung in der nahe gelegenen Hünenbergerstrasse. Diesem gelang es dann den Spahn herauszuziehen, aber weh tat es auch beim Fachmann. Herr Schwerzmann (Pudel) war nebst seinem Hauswartamt auch Dirigent der Chamer Dorfmusik und ein geduldiger Musiklehrer.



121 Doktor Jung war unser Hausarzt.
Er kannte unsere ganze Familie sehr gut.

Wehgetan hatte es schon früher einmal beim Doktor Jung! An einem Samstagnachmittag durfte ich endlich ganz allein Holz spalten. Dies hatte mir mein Vater bis anhin nicht erlaubt, denn es sei zu gefährlich für Kinder, argumentierte er. Es kam, wie es kommen musste. Ich fasste ein Holzseicht wie es mein Vater tat und fixierte es mit der linken Hand. Ich hob das Beil hoch und anstatt ins Holz zu schlagen traf ich meine Hand. Eine grosse Wunde. Erst war sie ganz weiss, aber schon kurz darauf schoss das Blut über die ganze Hand. Ich rannte weinend zur Mutter, die in der Küche hantierte. Sie reagierte schnell, band meine Hand notdürftig ein und sofort machten wir uns auf den langen Weg bis an die Hünenbergerstrasse. Bei Dr. Jung konnte man sich nicht anmelden, man musste geduldig im Wartezimmer warten, bis man an der Reihe war. Und zudem hatten wir gar kein eigenes Telefon. Die bange Frage war, ob er an diesem Samstagnachmittag überhaupt in der Praxis war. Wir hatten Glück, er war da. Er bat uns unverzüglich herein und meine Mutter und ich folgten zügigen Schrittes dem Doktor Jung den langen dunklen Gang entlang in sein Behandlungszimmer. Noch sehe ich den für mich damals alt scheinenden Mann mit seinem offenen, weissen Mantel und höre seine «rauchige» Stimme. Er hat sehr viel geraucht, auch an diesem Nachmittag. Die Operation an meiner linken Hand dauerte lange, und so hielt er es wahrscheinlich nicht mehr aus ohne Zigarette. Er steckte eine in den Mund und operierte mit beiden Händen weiter.



122 Die Narbe des Beil-Fehlsschlages an meiner linken Hand ist immer noch zu sehen.

Die Asche an der Zigarettenspitze wurde immer länger. Mir war es eigentlich egal, aber als mir dann ein Stück seiner Asche auf die Hand fiel, wurde es ungemütlich. Er blies die Aschereste einfach weg, wie wenn nichts passiert wäre, und operierte weiter. Was mir wichtiger war: Er hat gut operiert und ich hatte Glück, dass die wichtige Sehne des Zeigefingers von meinem Beil nur angeschnitten und nicht ganz durchgetrennt war. Die Narbe ist seit nunmehr 60 Jahren immer noch deutlich zu sehen.

Die Schulzeit eines Kindes wird stark von den jeweiligen Lehrpersonen geprägt. Die damalige Schul- und Klassenführung ist nicht zu vergleichen mit derjenigen von heute – zum Glück! Lehrpersonen genossen zu meiner Kinderzeit eine beinahe uneingeschränkte Autorität. Was der Lehrer oder die Lehrerin (bei Mädchen waren es oft Menzinger Schwestern) sagten, war richtig. Es wäre meinen Eltern nie in den Sinn gekommen, bei einer Lehrperson zu intervenieren, wenn irgendetwas – aus Kinder-Sicht – ungerecht oder schief gelaufen war. Wir waren in jedem Fall selber schuld, sicher nicht die Lehrperson!

Auch meine älteste Schwester Gertrude erinnert sich noch gut an ihre Chamer-Schulzeit. Sie ist schon sehr jung von zu Hause ausgezogen und lebt seit vielen Jahren in Amerika. In einer Mail aus San Diego hielt sie im November 2014 folgende Erinnerungen fest:

Weil ich gleich alt war wie Mungg (die Tochter von Familie von Schulthess), besuchten wir gemeinsam die ersten Schuljahre im Schulhaus Kirchbühl. Mungg hat mich jeweils gebeten, dass ich oben bei der grossen Kette beim Ausgang der Ulmenallee auf sie warte. Wir schlenderten miteinander Richtung Kirchbühl, schwatzten über vieles und tauschten auch ab und zu unsere



123 Hier verabredeten sich Mungg und Trudi vor der Schule.

Znünibrötli aus. Mungg hatte das mit Butter bestrichene und mit Zucker angereicherte Brot von mir lieber als ihr Spezialbrötli. Und umgekehrt war dies auch der Fall!

Eines Nachts hatte es stark geschneit. Frau von Schulthess hatte deshalb am Morgen darauf Mungg Skihosen angezogen. Ein anderes Mädchen vom Duggeli war auch so gekleidet. Eigentlich durften die

Mädchen nur in Röcken zur Schule gehen. Als die beiden Mädchen in Skihosen ins Schulzimmer traten, sah dies die Klosterschwester und war total entsetzt. Beide Mädchen mussten unverzüglich nach Hause gehen und durften erst wieder erscheinen, nachdem sie einen Rock angezogen hatten. Jahre später entschied dann die Chamer Schulkommission, dass Mädchen bei Schnee und Pflotsch auch in Skihosen zur Schule gehen durften, was aber von den konservativen Nonnen noch lange nur ungern toleriert wurde.

Mungg und ich haben oft im Wald die wildesten Pläne ausgeheckt. An Stelle des Schlosses sollte aus unserer Sicht später einmal ein Kinderheim an derselben Stelle errichtet werden. Ironie des Schicksals: Wenig später wurde ich schwer krank, wurde ins Sanatorium Adelheid in Unterägeri gebracht und musste dort während 14 Monaten gepflegt werden.

Jeden Frühling erhielten wir vom Schloss Kleider, welche Mungg zu klein waren. Als ich acht Jahre alt war, erhielt ich ein hübsches blaues Röcklein. Dieses durfte ich nur für den Gang zur Kirche oder für einen Sonntagsspaziergang anziehen. Später trugen auch meine Schwestern Margrit und Rita und zu guter Letzt sogar meine Tochter Stefanie dieses Röcklein.

Als ich bereits in Paris lebte, hatte ich noch oft Kontakt mit Mungg. Leider ist sie viel zu früh gestorben. Ich erinnere mich jedoch immer wieder gerne an diese unvergessliche Zeit.

Die Menzinger Schwestern erscheinen in der Schilderung bezüglich Skihosenverbot für Mädchen in einem etwas schlechten Licht. Deshalb möchte ich für sie eine Lanze brechen. Sie haben sich nämlich dem Zeitgeist sehr gut angepasst. Das durfte ich erleben, als ich als erster Mann am Lehrerinnenseminar Menzingen als Turnlehrer tätig war. Noch ungefähr die Hälfte aller Lehrpersonen waren Schwestern. Sie trugen noch vereinzelt eine Schwesterntracht, doch die meisten unterrichteten in lockeren Freizeitkleidern. Die Zusammenarbeit mit den Schwestern war durchwegs angenehm, und die cleveren Rektorinnen Schwester Ingrid Hug oder Schwester Romualda Etter, die Tochter des ehemaligen Bundesrates Etter, managten den Seminarbetrieb auf überzeugende Art und Weise.

Zurück in meine Chamer Schulzeit. Ich erlebte verschiedene Lehrpersonen in der Primarschulzeit, angefangen bei Fräulein Meier, dann Herrn Fetz, gefolgt von Herrn Müller und Herrn Ulrich senior – der alte Kari – und dann den neuen jungen Lehrer Lichtsteiner.

Beim alten Kari durchlebte ich bange Momente, insbesondere im Fach Geografie. Geografie war am Mittwoch und am Samstag in der letzten Morgenstunde auf dem Stundenplan.

5 Auf Schulwegen – und auf Abwegen

Wir mussten immer und immer wieder den Kanton Luzern auswendig lernen. Regelmässig wurde am Tag vorher ins Hausaufgabenheft notiert: Geografie des Kantons Luzern, Lage, Grenzen, Grösse, Flüsse, Berge, wichtige Ortschaften. Dann musste am Tag darauf einer vor die Landkarte stehen und mit einem langen Stock die von Kari geforderten Ortschaften oder Flüsse zeigen. Die Reihenfolge war meistens dieselbe: Es ging nach dem Namens-Alphabet: Affentranger Peter war der erste. Da ich mit dem Buchstaben B auch recht weit oben auf der Klassenliste stand, erwischte es mich meistens auch noch kurz vor Ende der Stunde. Wie habe ich da gelitten! Da hat mich der Kari vor allen anderen Schülern geplatzt. Ich war in diesem Moment der Spott der Klasse, und dies immer wieder! Wie gerne hätte ich da Zemp oder Waller

Unterrichtsamt: *Cham* Lehrer: *H. Krich* Schuljahr: *1952/53* Schulleiter: *S. Schuchman*

Fächer	1. Semester		2. Semester		3. Semester		Gesamt
	Prüf.	Leistung	Prüf.	Leistung	Prüf.	Leistung	
Religionslehre	1	1	1	1	1	1	
Deutsch	1	1	1	1	1	1	
Mathematik	1	1	1	1	1	1	
Physik	1	1	1	1	1	1	
Chemie	1	1	1	1	1	1	
Geographie	1	1	1	1	1	1	
Historie	1	1	1	1	1	1	
Arbeitskunde	1	1	1	1	1	1	
Handwerk	1	1	1	1	1	1	
Turnen	1	1	1	1	1	1	
Erziehung	1	1	1	1	1	1	
Handarbeit	1	1	1	1	1	1	
Englisch	1	1	1	1	1	1	
Zeichnen	1	1	1	1	1	1	
Wissenschaften	1	1	1	1	1	1	
Abwesenheit	1	1	1	1	1	1	
sonstige	1	1	1	1	1	1	
zusätzliche	1	1	1	1	1	1	

Handwritten notes on the right side of the table:
H. Krich
Prof. B. Krich
Prof. Krich

geheissen, um möglichst am Ende der Klassenliste zu stehen! Die Angst vor Kari bzw. vor dem Fach Geografie wurde zusehends grösser. Meine Angst benotete dann der Kari im Zeugnis mit der schlechten Note 2–3. Es war dies die tiefste Fleissnote in meiner ganzen Schulzeit.

Doch ich entwickelte eine Strategie, um diesem «Psycho-Terror» auszuweichen. Ich «spielte» jeweils am Samstagmorgen den Kranken. Meine Mutter nahm es ernst, und ich musste nicht zur Schule gehen. Dies hat sich für mich aber doppelt negativ auszahlt. Einerseits stiegen die Entschuldigten-Absenzen (14 im ersten Trimester) in besonders hohem Mass, andererseits war noch viel schlimmer, dass ich auch meinen Verpflichtungen als Ausläufer beim Denner nicht mehr gerecht werden und somit kein Taschengeld verdienen konnte. Die damalige Filialleiterin Fräulein Zehnder konnte einfach nicht glauben, dass ich ausgerechnet immer am Samstag krank sein sollte, am wichtigsten Tag eines Ausläufers. Sie kam sogar einmal am Samstagvormittag zu uns nach Hause und wollte mich krank im Bett sehen. Ja, ich lag im Bett, sogar tief unter der Decke, aber eigentlich krank war ich nicht. Ich habe meiner Mutter erst später meine geografisch bedingten Krankheitsfälle gestanden!

Eines Tages nahm ich eine grosse Unruhe unter den Denner-Kunden wahr, denen ich regelmässig mit meinem Veloanhänger verschiedene Lebensmittel nach Hause bringen musste. Ich bemerkte, dass in meinen Lieferungen mehrere Flaschen Oel, ungewohnt viel Mehl und Zucker dabei waren, warum wusste ich nicht. Mein Vater, der jeweils am Feierabend gemütlich Pfeife rauchend das «Vaterland» las, sagte mir, in Ungarn sei Krieg. Deshalb würden die Leute Notvorräte kaufen. Ich konnte mir damals nicht vorstellen, was dies bedeutete. Erst Jahre später erfuhr ich die wahren Hintergründe:



125 *Moskau liess mit Panzern den Ungarn-Aufstand blutig niederschlagen.*

Am 23. Oktober 1956 wehrten sich die Ungarn in einem spontanen Volksaufstand gegen die von der Sowjetunion gesteuerte stalinistische Diktatur. Zwei Wochen lang sah es so aus, als ließe sich die Hoffnung auf Freiheit und Demokratie verwirklichen. Dann schickte Moskau seine Panzer nach Ungarn und ließ den Aufstand blutig niederschlagen.

Ich erinnere mich, dass nach diesem blutigen Aufstand viele Menschen aus Ungarn in die Schweiz flohen. Einen Flüchtling lernte ich persönlich kennen. Er arbeitete als Mechaniker in der Papierfabrik und betreute mich während meiner Lehrzeit bei Montagen oder Reparaturen an Papiermaschinen. Die Schilderungen seiner Erlebnisse beeindruckten mich sehr.

Im Verlauf meines Lebens, insbesondere beim Sport, lernte ich noch weitere Menschen kennen, die nach dem Ungarn-Aufstand geflohen waren und in der Schweiz eine neue Heimat fanden. Der Kontakt mit dem Ungarn Peter Vary war für mich am nachhaltigsten. Wir beide waren während mehreren Jahren gleichzeitig Lehrbeauftragte an der ETH in Zürich. Peter

unterrichtete im Fachbereich Spiel. Er verstand es, wie kaum ein anderer, die angehenden Sportlehrkräfte für Ballsportarten zu begeistern. Dabei lag ihm einerseits die übergreifende Spielerziehung, aber vor allem das Spielerische im Spiel, am Herzen. In seinem Unterricht wurde zum Beispiel auf einem Spielfeld mit zwei verschiedenen Spielregeln gespielt: Auf der einen Seite des Feldes Fussball mit Fussball-Spielregeln, wenn der Ball die Mittellinie überquert hat, Handball mit Handball-Spielregeln. Peter Vary und viele andere Ungarn hatten Glück. Heute, 60 Jahre nach dem Ungarnaufstand befindet sich Europa in der wohl grössten Flüchtlingskrise. Während 1956 Menschen aus Ungarn flohen, suchen heute Flüchtlinge in Ungarn ihr Glück, aber sie finden es zumindest dort nicht. Am 22. 2015 August war in einer Zeitung zu lesen:

Die ungarische Regierung will ihre Abwehrmaßnahmen noch weiter verstärken. Sie erwägt den Einsatz der Armee, um in der Flüchtlingskrise die Lage an der Grenze zu Serbien unter Kontrolle zu bringen. Das Parlament werde darüber beraten, ob der Grenzschutz durch den Einsatz von Hubschraubern, berittener Polizei und Hunden verstärkt werden könnte. Es werde aber keinen Schießbefehl im Umgang mit den Flüchtlingen geben ...



126 *Flüchtlinge an der ungarischen Grenze.*

An dieser Stelle mache ich einen kurzen, das Schulfach Geografie betreffenden Sprung in die Ausbildungszeit zum Primarlehrer an

der Lehramtsschule Luzern – 10 Jahre später. Ein Primarlehrer sollte alle Fächer unterrichten können, also auch das Fach Geografie. Wer im Kanton Luzern unterrichtet, muss diesen Kanton sehr gut kennen. Deshalb war der Kanton Luzern auch ein Schwerpunkt unserer Geografieausbildung. Der Geografie-Professor Dr. Martin legte viel Wert darauf, dass wir als angehende Lehrpersonen seinen Kanton besonders gut kannten. Eines Tages stand er vorne, schaute unsere Klassenliste an und sagte mit seiner zitterigen Stimme: «Herr Bucher, kommen Sie doch bitte einmal an die Karte und erzählen Sie uns etwas über den Kanton Luzern. Nennen und zeigen Sie die Kantongrenze, Flüsse, Berge, Seen, grössere Ortschaften usw.» Aufgewühlt von starken Kindheitserinnerungen war ein Scheitern absehbar. Ich fühlte mich wieder in die Situation wie beim alten Kari zurückversetzt. Meine Knie zitterten wie damals und mein Kurzreferat wurde, mit Recht, als eher dürftig beurteilt. Mein Glück, ich musste später nie im Kanton Luzern Geografie unterrichten.

Zurück in meine Chamer Schulzeit. Endlich kam gegen Ende meiner Primarschulzeit ein Neuer nach Cham, Herr Paul Lichtsteiner. Er machte alles etwas anders, etwas moderner, wie es uns schien, uns gefiel es. Neu gab es einen Klassenchef und auch ein Treffen von Klassenvertretern mit Nachtessen bei ihm zu Hause. So etwas gab es vorher noch nie. Doch die folgende Episode verzeihe ich diesem Lehrer trotzdem nicht. Es war so: Als 6.-Klässler durften wir uns während der Morgenpause endlich auch auf dem hinteren Pausenplatz tummeln, denn bis anhin war es den «Kleinen» verboten, sich dort zu bewegen. Wenn wir uns jetzt hinten austoben konnten, galt eine weitere Regel: Den 6.-Klässlern war es nur erlaubt, sich im unteren Teil beim Brunnen aufzuhalten. Die Sekschüler jedoch durften oben bei den Kletterstangen spielen. Wir

bestaunten die «Grossen» bei ihrem eindrücklich schnellen Paarlauf-Spiel. Aber auch wir spielten verschiedene Fangspiele. Als ich einmal verfolgt wurde, vergass ich in meiner Verfolgungsangst die Spielfeldgrenze und rettete mich hinter die schrägen Kletterstangen. Dann fasste ich zum Ausweichen eine dieser rostigen Stangen und wurde dadurch aus dem Gleichgewicht geschleudert. Ich stürzte und schlug mit dem Gesicht auf die äusserste, schräge Stange auf. Plötzlich spürte ich, wie mir Blut aus dem Mund floss und ein starker Schmerz verhies nichts Gutes. Meine Zunge ertastete eine Zahnlücke. Grosse Teile beider Schneidezähne waren abgebrochen.



127 Ungefähr so sahen
meine Schneidezähne
nach dem Sturz aus.

Ich rannte weinend zum Lehrer Lichtsteiner, zeigte ihm meine abgebrochenen Zähne und «beichtete», dass es bei einem Fang-Spiel oben bei der Kletterstange passiert sei. «Hesch gseh! Jetzt bisch ganz selber schuld!» war seine vorwurfsvolle Antwort. «Jetzt gosch halt sofort zum Zahnarzt!» Unaufhaltsam weinend

rannte ich gleich zum Zahnarzt Meier, dem Vater meines Schulkollegen Ludwig. Der Herr Doktor nahm tröstenden Anteil an meinem Schmerz, aber auch er konnte mir nicht sofort helfen. Ich ging jedoch nicht mehr in die Schule zurück, sondern direkt nach Hause zu meiner Mutter. Sie tröstete mich und machte mir Mut. Den zuckenden Zahnschmerz spürte ich noch lange, insbesondere beim Trinken kalter Getränke oder beim Einatmen bei offenem Mund. Es folgten dann mehrere schmerzhaftes Sitzungen beim Zahnarzt, bis endlich feine Goldkronen angepasst werden konnten. Ein ganz besonderes Erlebnis vor und nach diesen Besuchen war das Fahren mit dem Personenlift – es war der einzige in ganz Cham.



128 Ich wurde nur bedingt in die Sekundarschule aufgenommen.

Zu guter Letzt kam die Sek-Prüfung, und dort zeigte sich, ob wir dafür auch wirklich genügend gut vorbereitet waren oder nicht. Ich war es nicht, denn ich bestand die Aufnahmeprüfung nur knapp mit der Bemerkung «bedingt».

Dies war ein ultimativer Warnschuss, denn ich war mir bewusst, dass ich nun in der ersten Sek eine Probezeit von sechs Wochen zu überstehen hatte. Glücklicherweise lernte ich damals Häsi



129 Häsi Doswald und ich konnten gut mit- und voneinander lernen.

Doswald, Sohn des Autospritzmeisters Doswald kennen, der mir ein guter Freund wurde.

Mit ihm zusammen habe ich sehr oft gelernt und viel geübt. Es hat sich gelohnt, denn ich durfte in der Sek bleiben und schaffte es bis zur dritten Klasse. Die Schulfächer waren auf

die drei Lehrpersonen Steiner, Ulrich und Niggli aufgeteilt. Alle drei waren ganz verschiedene Persönlichkeiten.

Am liebsten ging ich bei Herrn Leo Niggli in die Schule. Er unterrichtete Deutsch, Algebra und Französisch.



130 Das waren unsere drei Sekundarlehrer.

131 Wir mussten bei Herrn Niggli die Gleichheitszeichen mit Lineal ziehen.

mitzuspielen, wenn nicht eben dieser Lehrer Niggli der Trainer gewesen wäre. Er war bei den Trainings wie auch in der Schule streng, aber gut. Ich trainierte und lernte gerne unter der Führung dieses Lehrers.

Freude und Stolz überwältigten mich, als ich schon beim ersten Meisterschaftsspiel in meinem Leben mit richtigen Fussballschuhen und dem roten Chamer-Dress bei den C-Junioren gleich das erste Tor schoss, mit dem rechten Knie zwar, aber Tor war Tor. Dass gleich darauf meine Direktabnahme auf das Abspiel des guten Torwarts Peter Fröhlich dem schnellen rechten

Bei ihm mussten wir sogar die Gleichheitszeichen mit Lineal ausführen und verstanden dies damals überhaupt nicht, doch exaktes Arbeiten habe ich sicher bei ihm gelernt.

Nie hätte ich die Erlaubnis bekommen, in der Juniorenabteilung des Fussballclubs Cham



132 Mit Herrn Leo Niggli auf der Schulreise auf dem Gornegrat.

Flügel Hugo Corrent die Chance ermöglichte, den entscheidenden Treffer zu schiessen, war super. Unsere Mannschaft war stark. Die Stützen unseres Teams: Richenberger, Lüthi, Gattiker, Meienberg, Grob, Tresch, Trinkler, Oberholzer u. a., machten mir immer wieder Mut und stärkten zusehends mein Selbstvertrauen. Wir gewannen die Meisterschaft in unserer Kategorie und kamen weiter in die Regionalliga der C-Junioren. Mehr noch: Wir wurden Fussball-Regionalmeister. Ich erinnere mich noch genau an den Moment, wann und wo ich diese Nachricht erfuhr, denn es war bis ganz zum Schluss der Meisterschaft nicht klar, wer letztendlich gewinnen würde. Ich weilte in der Badi Hirsgarten, als mich der Bademeister Lang aufforderte, ich solle zur Badeanstalt-Hecke gehen, Herr Lehrer Niggli warte dort auf mich. «Hatte ich etwas auf dem Kerbholz? War etwas passiert?» waren meine ersten spontanen Gedanken. Doch Herr Niggli strahlte und rief: «Walter, ihr seid Regionalmeister geworden!»

Ich jauchzte übergücklich und sprang sogleich vor Freude wieder ins Wasser. Wenige Tage danach musste ich mit einigen Kollegen, die ebenfalls mitgespielt hatten, nach einer Schulstunde noch einen Moment in Nigglis Schulzimmer warten. Er öffnete einen Wandschrank, nahm die Urkunden heraus und übergab sie jedem einzelnen persönlich. Ein unvergessliches Erlebnis!



133 Ich war stolzer Fussballregionalmeister der C-Junioren.

In dieser Junioren-Zeit hatte sich der SC Cham im Schweizer-Cup für eine nächste Runde qualifiziert. Auf dem Fussballplatz Teufliach war der grosse Favorit Locarno zu Gast. Ich durfte bei diesem Spiel im Dress des SC Cham Balljunge sein und hatte die Aufgabe, die aus dem Feld gekickten Bälle möglichst schnell wieder aufs Feld zurückzubringen (Ersatzbälle gab es damals keine). Kurz vor Ende des spannenden Spiels wurde dem SC Cham ein Freistoss zugesprochen. Gespannt stand ich hinter dem Fanggitter (auf der Seite Richtung Pfad) und verfolgte aufgeregt das Geschehen aus nächster Nähe. Dann gelang den Chamern eine Riesenüberraschung. Heinz Heller, ein cleverer Fussballakrobat, setzte den Ball, nahm Anlauf und wuchtete ihn unerreichbar ins Lattenkreuz. Mit diesem Treffer schlug der SC Cham Locarno 2:1. Das war eine Chamer Fussball-Sensation. Ich hoffe, dass sich bald eine neue feiern lässt, denn gemäss unserer Ostschweizer Presse vom März 2016 führt Cham mit Servette die Tabelle der 1. Liga in der Rückrunde der Promotion League an.



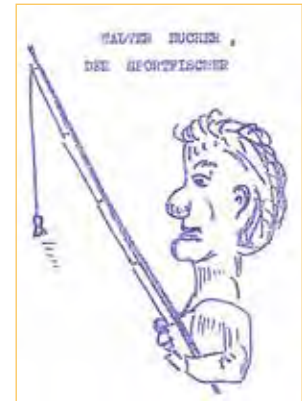
134 Die 1. Mannschaft des SC Cham – vor einer neuen Chamer Fussball-Sensation?

In einem längeren Telefongespräch unterhielt ich mich unlängst über jene Fussballzeit mit Richard Heller, dem Bruder von Heinz. Richard ist mittlerweile 80 Jahre alt. Ich stellte mich vor und schnell erinnerte er sich an mich, an Walti Bucher vom Schloss St. Andreas. Wir beide kamen ins Schwärmen. Wir unterhielten uns über Chamer Fussball-Geschichten, über

Situationen, bei welchen Fehlschüsse im Teufliach anstatt im Tor landeten und somit erst nach längerer Zeit ganz nass wieder ins Spiel gebracht werden konnten.

Doch wo lernte ich eigentlich die Grundlagen des Fussballspiels? Mir ist heute klar, dass dies auf unserem Bseziplatz unmittelbar vor dem alten Waldschlupf zwischen der Remise, der Schreinerboutique und dem Tennistor passierte (siehe S. 22). Ab und zu prallte auch mal ein Ball ab und landete in einer Fensterscheibe unten bei der Remise oder oberhalb in der Schreinerei. So gab es ab und zu auch einmal Scherben. Nach einer darauf folgenden Schelte meines Vaters wurde dann der Schaden möglichst schnell behoben, bevor dieser vom Obergärtner entdeckt wurde. Oft ist es gelungen, aber leider nicht immer. Dann gab's halt ein gehöriges Schimpfis. Der Obergärtner Ast pflegte in solchen Situationen zu sagen: «S'nächst Mol lon i dir d'Ohre lo stoo!» Doch bei der Drohung blieb es, er liess sie mir selbstverständlich stehen.

Sekundarlehrer Ulrich, Sohn des alten Kari, war ein sehr angenehmer, freundlicher Lehrer. Vielleicht war er manchmal fast etwas zu rücksichtsvoll. Als ich ihm nach dem Besuch der ersten drei Englischstunden – ein Wahlfach – vorschlug, ich würde es vorziehen, im Schlossweiher fischen zu gehen statt die Englischstunden zu besuchen, nahm er diesen Vorschlag an. Schade, denn so habe ich die



135 Aus unserer 3. Sek-Chronik: Walter Bucher als Fischer.

Chance verpasst, früh Englisch zu lernen. Nun, 55 Jahre später, hole ich dies mit einem Englischkurs für Senioren nach!

Wenn Herr Steiner nicht zugegen war, sprachen wir nur vom Hermann. Ich hatte nicht nur grossen Respekt vor ihm, sondern auch etwas Angst. Er unterrichtete sehr engagiert, aber ab und zu krachte hatte es auch mal. Vor Unterrichtsbeginn durften wir uns nur leise unterhalten. Aber wehe, wenn man nicht am eigenen Platz sass, wenn er zur Türe herein trat. Er kam nicht herein, nein, er stürzte förmlich ins Schulzimmer. Kraftvoll und gut hörbar drückte er die runde Messingtürklinke und trat zügigen Schrittes ins Schulzimmer. Augenblicklich schnellten wir hoch und standen mit einem Schlag stramm und bewegungslos in unseren Bänken, bis er sagte: «Guten Tag, setzt euch!»

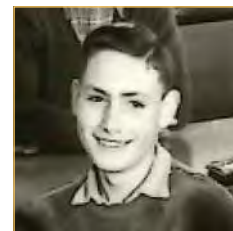
Die Türklinke zu seinem Physikzimmer war beschädigt wegen diesen Schlägen und hing deshalb deutlich tiefer als alle anderen Klinken im Schulhaus Kirchbühl. Lehrer Steiner begann den Unterricht immer mit den Worten: «Das letzte Mal haben wir ...!». Aus Furcht, er möge zu viele Hausaufgaben erteilen, haben wir eine Strategie entwickelt, Herrn Steiner in Erzählungen zu verwickeln. Wir überredeten Jacques Knüsel oder sonst einen guten und mutigen Schüler, er solle doch Herrn Steiner eine Frage stellen, möglichst eine aus dem Bereich Politik oder aus der Pfahlbauerzeit (die Pfahlbauerforschung im Ried in Cham war Steiners Hobby).

Oft funktionierte es, und Hermann erzählte und erzählte. Und da in solchen Fällen die Stunde schneller als gewohnt zu Ende war, sagte er: «Das nächste Mal werden wir ...!».



136 Jacques Knüsel,
der Fragensteller.

Richtig ernst wurde es bereits in einer unserer ersten Lektionen an einem Montag. Herr Steiner stellte eine Frage. Stillschweigen. Niemand getraute sich zu antworten! Darauf rief er Kurt Greter auf (Kurt's Vater war neuer Chamer Gemeinderat und Herr Steiner hatte das «politische Heu» nicht auf der gleichen Bühne!). Gemäss vorgegebener, strenger Verhaltensregel erhob Kurt sich sofort, doch er konnte die Frage nicht beantworten.



136 Kurt Greter,
der Mutige.

Jetzt provozierte ihn Herr Steiner vorwurfsvoll mit der Frage: «Spielst Du etwa lieber zu Hause anstatt zu lernen? Oder hat etwa Familie Greter mit ihrem neuen Citröen einen schönen Sonntagsausflug gemacht?»

Kurt war verdattert, aber trotzdem mutig genug und antwortete laut entschlossen: «Ja!» Lehrer Steiner reagierte zornig und schickte Kurt ungerechtfertigterweise gleich aus dem Schulzimmer. Kurt tat mir natürlich leid.

Ich durfte in dieser Zeit auch einmal an einem Sonntagsausflug mit Vater Greter's Citröen mitfahren. Kurt schwärmte zuvor: «Du wirst sehen, Walti, der Citröen ist so weich gefedert, dass du keinen Stein auf der Strasse spürst!» Unser



137 Gemeinderat Greter war der erste
Chamer mit einem Citröen ID.

Reiseziel war die Kunsteisbahn Dolder in Zürich! Kurt und ich kurvten mit unseren neuen Graf-Schlittschuhen zum ersten Mal in unserem Leben auf einer Kunsteisbahn. Danach chauffierte uns Herr Greter wieder in seinem superweichen Auto mit einarmigem Lenkrad nach Hause.



138 *Gadatsch, der Sänger und Supersprinter.*

Aber es gab auch besonders lustige Momente bei Herrn Steiner. So wurde einmal Peter Gattiker, unser Supersprinter und von Peter Kraus schwrmender «Gadatsch» von Lehrer Steiner aufgefordert, das physikalische Prinzip der beiden magnetischen Pole aufzusagen.

Gadatsch stand blitzschnell auf und rezitierte wie aus der Kanone geschossen: «Gleichnamige Pole stossen sich

ab, ungleichnamige ziehen sich ab!» Ein kurzer Lacher, doch dann wurde es sofort wieder ruhig und ernst.

In einer anderen Lektion war Landwirtschaft das Thema. Hermann Steiner fragte: «Na, welche Länge hat denn eigentlich eine Kuh?» Niemand wagte dies zu schtzen. Dann rief er Josef Grob auf, den Bauernsohn aus Niederwil.

Der hochgewachsene schlaksige Sepp stand langsam auf, überlegte kurz und antwortete: «Vier Meter!» Herr Steiner verdrehte ungläubig die Augen und schaute fragend zu uns, worauf wir es nun wagten, heftig zu lachen. «Wenig mehr als die Hälfte wäre richtig, nämlich etwa zwei Meter



139 *Josef Grob, der Bauernsohn.*

zwanzig messen die Kue, oder sind diese Tiere vielleicht bei euch in Niederwil grösser als anderswo?» Wiederum Gelächter, Josef durfte sich schliesslich setzen und der Unterricht wurde fortgesetzt.

Wieder in einer anderen Lektion entwickelte Hermann eine Ableitung bis zum Endergebnis, unterstrich das



141 *Laurenz Dittli bei q. e. d.*

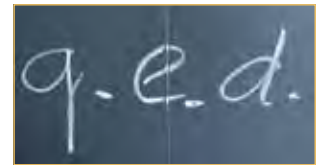
Lehrer Steiner, dass es bei wissenschaftlichen Ableitungen oder bei einem mathematischen Beweis üblich sei, dies mit der Abkurzung q. e. d. zu bestätigen. Auf Deutsch heisse das: Was zu beweisen war. Wir staunten, und Hermann war sichtlich stolz. Und zu Laurenz sagte er: «Absitzen!»



140 *Josef Grob's vier Meter grosse Kuh.*

Schlussresultat und setzte daneben die drei Buchstaben q. e. d. Dann schaute er zu uns und rief Laurenz Dittli auf.

Dieser schnellte, so wie wir dies beim Hermann immer taten, blitzartig auf. Dann fragte Hermann: «Lorenz, was heisst das wohl? Hat das etwas mit deiner Schwester Erika zu tun? Heisst das etwa quakende Erika Dittli?» Alle lachten! Kurz darauf erklärte uns



142 *Lehrer Steiner schrieb an die Wandtafel: q. e. d., das heisst: was zu beweisen war.*

5 Auf Schulwegen – und auf Abwegen

Zurück bleibt mir die Erinnerung an drei schöne Jahre in der Chamer Sek. Bald danach fing für uns der Ernst des Lebens an. Für mich bedeutete dies: Vier Lehrjahre in der Papierfabrik als Elektromechaniker, zusammen mit Noldi Hitz. Arbeitsbeginn im Sommer und im Winter um 06.25 Uhr. Und nur noch zwei Wochen Ferien pro Jahr!



143 Mit einem BMW Isetta durfte ich zur Gewerbeschule nach Zug mitfahren.

Noldi Hitz war während unserer Lehrzeit ein besserer Elektrofachmann als ich. Nach der Lehre arbeitete er längere Zeit bei 3M. Was mir jedoch mehr imponierte als sein fachliches Können war sein eigenes «Autöli», denn er war stolzer Besitzer eines BMW Isetta: 2,28 Meter lang, 350 kg schwer, mit einem 300-cm³-Motor,

Jahrgang 1958. Unser wöchentlicher Gewerbeschulunterricht fand in Zug statt. Noldi holte mich jeweils vor unserer Haustüre ab. Ich durfte neben ihm auf der Sitzbank Platz nehmen und wurde bis vor die Türen des Gewerbeschulhauses nach Zug chauffiert. Parkplatzprobleme gab es für dieses kleine Fahrzeug nie.

Etwa 15 Jahre später war ich bereits Turnlehrer, der erste von Cham. Und plötzlich war ich Kollege von Hermann Steiner, ein seltsames Gefühl. Ich erinnere mich gut an die erste Chamer Schulolympiade. Alle Lehrpersonen mussten mithelfen, auch Hermann Steiner. Ich gab ihm die Aufgabe, beim Bälleli-



144 Hermann Steiner war Kampfrichter an der 1. Chamer Schul-Olympiade.

Werfen auf der grossen Städtli-Wiese hinter dem Schulhaus die Wurfweiten der Kinder zu messen. Er hat dies gut und gerne gemacht!

Wenn ich heute die vielen übergewichtigen Kinder und die allgemeine Bewegungsarmut betrachte und mit der Situation vor rund 50 Jahren vergleiche, erinnere ich mich gerne an meine gesunden Chamer Schulkinder. Kaum ein übergewichtiges Kind begegnete mir damals. Es war auch kein Problem, einen lockeren Dauerlauf mit einer ganzen Klasse hinauf zum zwei Kilometer entfernten Städtlerwald zu meistern, um erst dort die eigentliche Turnstunde zu beginnen. Nach einigen Fang- und Orientierungsspielen und spielerischen Fitnessübungen an und auf Bäumen gehörte zu guter Letzt nochmals ein lockeres Läuflü zurück in die Städtli-Turnhalle mit anschliessend obligatorischem Duschen dazu. Ebenso

war es problemlos, mit einer ganzen Klasse längere Strecken im See zu schwimmen. Heutzutage würden sich mit Sicherheit besorgte Eltern über derartige, körperlich hohe Anforderungen bei der Schulleitung beschweren.

Eine kurze Zeit war ich wegen Militärdienst Stellvertreter von Seklehrer Romano Cuonz. Ich unterrichtete die Fächer Mathematik, Menschenkunde und Werken & Gestalten. Wie war ich stolz, für kurze Zeit Sekundarlehrer in Cham zu sein, denn eigentlich hatte ich die Absicht, später nebst Sport auch noch andere Fächer der Sekundarstufe zu unterrichten. In dieser Zeit besuchte ich deshalb Vorlesungen an der UNI Zürich. Die bescheidenen Voraussetzungen meiner Lehramtskurs-Ausbildung genügten jedoch den Anforderungen im Fach Mathematik bei weitem nicht. Deshalb beendete ich das Studium wieder und konzentrierte mich auf die Sportlehrerausbildung.



145 Ich war für kurze Zeit Sekundarlehrer in Cham.



146 Lehrer Müller, der Lehrer aller Bucher-Buben, wurde Rektor der Schulen von Cham.

Während meiner Chamer Turnlehrerzeit war Jakob Müller, mein ehemaliger 4.-Klass-Lehrer, Rektor der Schulen von Cham geworden. Bereits meine beiden Brüder Willi und Toni gingen bei ihm in die Schule. Nun arbeiteten wir als Kollegen gerne miteinander.

Früher einmal hatte ich richtig Angst vor Lehrer Jakob Müller. Toni Häfliger, der Bruder der langjährigen Chamer Lehrerin Claudia Häfliger, war für drei Wochen unser stellvertretender Lehrer. Er war sehr tolerant, was wir natürlich gerne ausnützten. Eines

Tages zündete Walter Besmer eine Tränengaspetarde an. Ein Knall, ein Rauch, und wir alle rannten sofort mit tränenden Augen zu den Fenstern und rissen diese auf. Herr Häfliger rief, nein, schrie uns zurück. Doch wir verharrten an den weit geöffneten Fenstern. Dann holte er Herrn Jakob Müller zu Hilfe. Herr Müller trat ins Zimmer und augenblicklich war wieder Ruhe und Ordnung. Ob und wie Walter Besmer bestraft wurde, weiss ich nicht mehr. Aber dass wir damals echte Schlingel gewesen waren, ist mir heute einmal mehr bewusst.

Nun also war er, dieser damals strenge Jakob Müller, plötzlich mein Kollege und gleichzeitig Vorgesetzter. Dank ihm konnte ich in und um die Turnhalle Stättli viel Neues realisieren und inszenieren. Mit viel Geschick gelang es ihm, meine immer wieder neuen Vorschläge dem damaligen strengen Schulpräsidenten Grolimund schmackhaft zu machen. So organisierten wir zum Beispiel gemeinsam die erste Chamer Schul-Olympiade. Dies bedeutete einen ganzen Tag schulfrei für alle Kinder.

5 Auf Schulwegen – und auf Abwegen

Doch schon nach drei Chamer Jahren ging mein beruflicher Weg weiter. In Menzingen durfte ich als erster Turnlehrer am Lehrerinnenseminar angehende Lehrerinnen im Fachbereich Sport ausbilden. Mit der gleichen Begeisterung wie in Cham konnte ich auch dort viele Ideen im Sport realisieren und durfte die damals recht bescheidene Infrastruktur systematisch ausbauen. Ich bildete in verschiedenen Sportfächern Leiterinnen aus, und diese leiteten danach eigene Kurse im Rahmen des freiwilligen Seminarsports. Im Winter bot ich Ski-Langlaufkurse an. Wenn nicht genügend Schnee auf den Wiesen lag, verwendeten wir kurzerhand die langen Bambus-Langlaufstöcke während des Lauftrainings als Stütz- und Laufhilfen zum Erklimmen der steilen Menzinger Hügel.



147 Mit Langlaufstöcken hatten wir die steilen Menzinger Hügel erklommen.

Jetzt hält der trendige Lifestyle-Sport auch Einzug beim Militär. Im Rahmen ihrer Bemühungen um breitenwirksame Gesundheitsprävention führen die Rekrutenschulen für ihre Bewegungsmuffel die gelenkschonende, aber fitness-fördernde Gangart ein.

Jetzt, nach diesen Abstechern, wieder zurück zu meinen verschiedenen Schulwegen. Oft wählte ich auch den Weg Richtung See, vor allem wenn ich allein bleiben wollte.



148 Das war mein Schulwege in Richtung zum See.

Auf der rechten Strassenseite wohnte der Zahnarzt Ritter in einem grossen, wunderschönen Holzhaus. Ich war als Kind lieber beim Zahnarzt Meier in Behandlung, denn man munkelte, beim Zahnarzt Ritter würde diese mehr schmerzen.

Aber auch beim Zahnarzt Meier tat's natürlich weh, wenn er mit seinen bedrohlich surrenden Bohrern jeweils Löcher in meine Zähne bohrte. Ich höre und sehe noch vor mir die Riemen, welche über verschiedene



149 Das schöne grosse Zahnarzt-Ritter-Haus steht gleich neben der Schlossgärtnerei.

Umlenkrollen den groben Bohrer in Bewegung setzten. Es dröhnt immer noch in meinem Kopf, wenn ich daran denke. Von Wasserkühlung während dieses Vorganges war damals noch kaum die Rede, höchstens, wenn es zu stark blutete. Obwohl es immer sehr schmerzhaft war, wurde zur Schmerzlinderung nichts gespritzt. Damals gab es jedoch eine Narkosetechnik mittels Lachgas. Eine Gasmaske wurde auf mein Gesicht gedrückt. Der Herr Zahnarzt öffnete langsam den Hahn an seiner Gasflasche, bis er nach Gutdünken annahm, dass ich genügend beduselt war ... und dann bohrte er weiter und weiter. Zum Schluss, vor dem Einsetzen des Amalgams, wurden alle feinen Überreste, alles Wasser und Blut mit einem kleinen Pressluftschlauch mit hohem Druck weggeblasen. Oh, tat das weh! Endlich war dann das Loch geflickt, und ich durfte wieder im Lift zwei Stockwerke hinunterfahren. Dieser Lift war damals einer der wenigen im ganzen Dorf Cham. Wenigstens ein kleiner, flüchtiger Trost nach schmerzhaften Zahnarztbesuchen.

Zahnarzt Ritter hatte einen grossen, bissigen Boxerhund. Das mächtige Tier hatte eine grosse Wiese mit Apfel- und Birnenbäumen als Auslauf zur Verfügung. Dieser Obstgarten war mit hohen Holzbrettern eingezäunt – zum Glück für uns Buben.



150 Ein Schild «Warnung vor dem Hunde» fehlte, aber wir kannten die Gefahr!

Sobald der aufmerksame Hund uns entdeckte, rannte er mit grossen Sprüngen zähnefletschend und geifernd auf uns zu, stemmte sich an den Holzlatten hoch, bellte und jaulte, was das Zeug hielt. Durch unser bewusst provozierendes Gestikulieren und Rufen wurde der Hund natürlich noch wilder, doch wir fühlten uns in



151 Der Ritter-Boxerhund machte uns Angst, aber wir foppten ihn sehr.

Sicherheit auf der anderen Seite des Zauns. Wenn ich jedoch irgendeinmal Herrn Ritter mit seinem Hund zufällig begegnete, war der böse Boxer glücklicherweise immer an der Leine. Ich sagte dann bewusst sehr freundlich «Grüezi Herr Dokter!» und machte einen grossen Bogen um die zwei! Hätte der Doktor Ritter gewusst, wie wir uns jeweils gegenüber seinem Hund auf der schützenden Seite des Zauns verhielten, hätte er

meinen Gruss sicher nicht immer so freundlich erwidert.

Unmittelbar unterhalb des Ritterhauses ist eine grosse Wiese – wenn die erzählen könnte! Wir wurden als Kinder streng katholisch erzogen. Dazu gehörte nebst dem sonntäglichen Gottesdienst ab und zu auch der Besuch einer Andacht «Bruderschaft zum guten Tod» am Sonntagnachmittag, ferner die Teilnahme an verschiedenen Prozessionen und nicht zuletzt der Besuch der Maiandacht. Maiandacht – dieses Wort verbinde ich sofort mit dieser Ritterwiese. Im Mai stand das Gras sehr hoch, höher als unsere Körpergrösse. Wenn wir uns ganz leicht gebückt verhielten, konnte man uns von ausserhalb nicht mehr sehen. Obwohl natürlich mein Vater wusste, dass der Bauer nicht erfreut war an zerdrücktem Gras, liess er uns jeweils gewähren. Wir durchquerten nach der Andacht die ganze Wiese von unten bis oben, und zusätzlich alle auf einem selbst gewählten Weg. Da es nach der Maiandacht bereits dämmerte, wurde so der geheimnisvolle Rückweg im hohen Gras bis hinauf zur Mauer der Liegenschaft Ritter nochmals ein

5 Auf Schulwegen – und auf Abwegen

besonderes Erlebnis. Von bedrohlichen Zeckenbissen hatten wir damals noch keine Ahnung.

Zurück zu meinem Schulweg. Er führte der Maiandacht-Wiese entlang und weiter vorbei am Areal des Hirsgartens. Es gibt nichts, was nicht irgendwann auf diesem Platz in Cham schon gefeiert wurde: Spielplatz, Festplatz, 1. Augustplatz, Fussballplatz mit traditionellem Grümpelturnier, Platz für Operetten, Platz für Zirkuszelte, aber vor allem stets unser Buebe-Tschuttiplatz. Die vielen Festivitäten in unmittelbarer Nähe des Schlosses freuten die Familie von Schulthess nicht immer, denn laute Töne waren oft bis in die frühen Morgenstunden zu hören. Zu dieser Zeit begab sich Herr von Schulthess bereits wieder mit seinen Hunden auf den Morgenspaziergang.

An den Festivitäten der Feier von «1100 Jahre Cham» beim Hirsgarten hatten auch Frau und Herr von Schulthess grosse Freude. Sie luden sogar einige Ehrengäste ins Schloss ein. Eine Persönlichkeit darunter war der damalige Zuger Bundes-



152 Der Hirsgarten war und ist immer noch Chams Festplatz für vieles.



153 Einladung ins Schloss St. Andreas für auserwählte Ehrengäste.

rat Etter. Das grosse Dorffest sollte nämlich auch daran erinnern, dass Ludwig der Deutsche vor 1100 Jahren seinen Hof der Gemeinde Cham schenkte.

Für uns Kinder war dieser Anlass ein einmaliges Fest. Mein Stolz war unübersehbar, wie ich während des Umzuges der Mauer der Schlossgärtnerei entlang Richtung Hirsgarten mitmarschierte.



154 Der Umzug endete entlang der Schlossgärtnerei im Hirsgarten.



155 «En lange Zoog chond vo Schteihuuse här!»

Herr Bühlmann, Inhaber der Papeterie Bühlmann an der Knonauerstrasse, inszenierte auf eindruckliche Art und Weise ein unvergessliches Fest für die Chamer Kinder. Unvergesslich bleiben mir seine grossen, dunklen Augen und seine auf beide Seiten gleichmässig gekrausten Haare. Bei den Proben gab er gezielte Anweisungen und spielte diese immer selber vor. Ich



156 Diesen Tanz haben wir während der täglichen Schulzeit stundenlang geprobt.

hatte in einer Szene, in der es um geschichtliche Hintergründe von Cham ging, den folgenden, einzigen Satz lautstark zu verkünden: «En lange Zoog chond vo Schteihuuse här!»

Jacques Knüsels Auftritt mit dem legendären Satz im Zusammenhang mit der Milchsüdi und dem Gründer der Nestlé lautete: «Kondensierte Melk in Boxes senden wuait wuait in die Wörl!» Was mir jedoch ganz besonders gut in Erinnerung geblieben ist, sind die vielen Proben während des Unterrichts. Einige Auserwählte durften den wunderbaren Reigen üben, zu Zeiten, in denen andere im Schulzimmer Lehrstoff «büffeln» mussten!



157 Die Operette «Eine Nacht in Venedig» war ein grosser Chamer Anlass.

Eine besondere Veranstaltung war die Aufführung der Operette «Eine Nacht in Venedig». Der mutige Chamer Sergio Foglia organisierte diesen Grossanlass. Mein Bruder Willi erlebte die farbenprächtige Vorführungen jeweils hinten in der Schlossgärtnerei vom Aussichtspunkt einer hohen Tanne aus.

Leider hatte er mir dies nicht verraten, denn sonst hätte ich sicher gebettelt, auch mitkommen zu dürfen.

Zudem hätte ich gar nicht auch noch Zuschauer sein können, da ich als Statist agierte. Noch sehe ich die Gondolieras, wie sie beinahe professionell mit nur einem Ruder ihre Boote langsam zwischen dem Ufer und der Bühne hindurch steuerten. Immer wieder, wenn ich eine schöne Mondnacht erlebe, höre ich noch heutzutage die gewaltige Tenorstimme: «Der Mond hat schwere Klag' erhoben!»

Die Wege um die Hirsgarten-Wiese wurden von Läufern als Rundbahn-Trainingsstrecke genutzt, denn eine eigentliche Sportanlage gab es damals in Cham noch nicht. Wenn man nachts auf dem Weg zu einer Abendandacht in die Kirche war oder auf dem Heimweg vom Bahnhof, hörte man plötzlich gespensterhafte Schritte im Dunkeln, immer etwas lauter. Sogleich lief eine schnaubende Gestalt vorbei und verschwand rasch wieder in der Dunkelheit. Da wurde gezielt trainiert! Erstaunlicherweise hatte Cham schon damals einige bekannte Langstreckenläufer wie Toni Schriber oder Hans Suter.

Aber bereits zu derselben Zeit bemühte sich der Turnverein Cham (damals gab es nur den ETV) um eine bescheidene Leichtathletikanlage am Rande des Hirsgartens, unmittelbar gegenüber der Schlossgärtnerei. Eine kleine Sandgrube konnte sowohl für Weitsprung, Hochsprung wie auch für Stabhochsprung genutzt werden. Oft habe ich als Kind den beiden Athleten Zurfluh und Guggenbühl bewundernd zugeschaut. Besonders fasziniert war ich von den Stabhochsprüngen über eine hohe Latte.

Stabhochsprung war in den 40er Jahren ursprünglich eine Disziplin für Kunstturner. Dabei wurde einerseits die saubere Haltung beurteilt und andererseits die Höhe (ähnlich wie dies

heute bei Skischanzensprüngen gehandhabt wird). Auf dem Foto ist im Hintergrund das Tor zum hinteren Eingang des Schlossparks erkennbar. Dieses habe ich in meiner Lausbubenzeit oft unerlaubterweise und nur mit einer List geöffnet.

Der Hirsgarten war auch wegen mir einmal Schauplatz für einige Fussball spielende Chamberbuben. Ich war etwa 9-jährig

und besass noch kein eigenes Velo. Unser blaues Starrlaufvelöli stand schon seit langer Zeit defekt in der Reparaturwerkstatt von Josef Bisang. Baba hatte unlängst zwei neue, grüne Velos gekauft. Noch sehe ich, wie die Mutter mit ihrem engen Jupe zwar etwas umständlich aber doch elegant auf das neue Velo auf- und dann mit einem lockeren Hüpfer wieder abstieg. Das wollte ich auch ausprobieren. Also lieh ich eines Tages Mutters Velo aus. Selbstverständlich hätte ich dieses Velo nicht benützen dürfen,



158 Xavier Huber vom TV Cham mit einem elegant ausgeführten Stabhochsprung.



159 *Ich war damals, wie dieses Mädchen, viel zu klein für das grosse Velo der Mutter.*

Zwischenposition beider Pedale gerade noch knapp erreichen konnte und liess die Räder laufen. Nun war ich ermutigt, auch einmal ausserhalb meines Waldschlupfreviers richtig Velo zu fahren. Ich fuhr zum eisernen Tor, öffnete es und schloss es wieder hinter mir. Den Schlüsselrain aufwärts musste ich das schwere Velo natürlich schieben. Oben beim Ritterhaus angelangt, stieg ich wieder auf und sauste einfach die Strasse hinunter Richtung Hirsgarten. Das Gefühl war unbeschreiblich schön, aber dann begann plötzlich das Vorderrad zu wanken. Ich wusste nicht, wie mir geschah, auf einmal krachte es und ich stürzte fürchterlich – genau in Sichtweite des Tschutti-Platzes. Die Buben schauten verdutzt erschrocken zu, doch als sie sahen, dass ich wieder aufstehen konnte, lachten sie mich verhöhrend aus. Ich schluchzte lautstark, nahm das stark havarierte Velo, schob es nun den Ritterweg hinauf und den Schlüsselrain hinunter. Das Velo war arg demoliert, das Vorderrad hatte ein riesiges «Ahti». Ich hatte grosse Mühe, es überhaupt noch schieben zu können. Ich machte mich auf ein heftiges, sicher berechtigtes Donnerwetter meiner Mutter gefasst. Doch es kam anders. Erstaunlicherweise beachtete sie das demolierte Velo kaum, sondern pflegte sofort all die Wunden an Knie und Ellbogen. Irgendwann wurde das Velo

aber ich wagte trotzdem eine erste Ausfahrt.

Ich war noch zu klein, um auf dem hohen Sattel sitzen und gleichzeitig die Pedalen treten zu können. Deshalb stand ich auf die Pedalen und trat tüchtig einige Male hintereinander auf und ab. Darauf setzte ich mich so gut es ging auf den Sattel, den ich in der

wieder repariert, aber ich benutzte es danach lange Zeit nicht mehr.

Mein Schulweg ging weiter vom Hirsgarten unter der Eisenbahnbrücke hindurch und über die breite, aber nicht ungefährliche Lorzebrücke. Die rund gewölbten breiten Brückenmauern verführten mich immer wieder zu mutigen Balanceakten. Glücklicherweise hatte mich meine Mutter dort nie beobachtet. Ein gefährliches Unterfangen war der kleine Umweg über die Schleusentreppe. Heute steht dort eine Verbotstafel. Dann ging's hinauf zum Friedhof. Immer wieder blickten wir noch kurz zum 80 Meter hohen Chamer Kirchturm, denn wir konnten es uns nicht erlauben, zu spät zur Schule zu kommen.



160 *Mein Schulweg ging weiter vom Hirsgarten unter der Bahnbrücke durch.*

5 Auf Schulwegen – und auf Abwegen



161 Man sieht ihn immer von weit her, den 80 Meter hohen Chamer Kirchturn.

Der Weg durch den Friedhof war immer etwas unheimlich. Oft konnten wir Totengräber – so nannten wir sie – mit Schaufel und Pickel beobachten, wie sie wieder ein neues Grab aushoben. So wussten wir, dass jemand gestorben war.

Mein Weg führte auch an der Leichenhalle



162 Der unheimliche Durchgang durch den Friedhof war ein Teil meines Schulweges.

vorbei, in der die Verstorbenen einige Tage in einem Sarg, oben mit einem kleinen Fenster ausgestattet, aufgebahrt lagen. Es brauchte immer etwas Mut, einen hastigen Blick durch ein solches Fensterchen zu werfen. Aber das Ziel war stets, etwas mutiger zu sein als andere Mitschüler. Bald erreichten wir den grossen Kirchplatz. Viel wichtiger jedoch war die Bäckerei Schultheiss, bei der wir immer bewusst speziell langsam vorbeischlenderten. Vor Schulbeginn wagten wir es nie, etwas zu «chrömlen», auf dem Heimweg schon eher. Einem grossen, süssen 5-Rappen-Mocken oder einem Weggli für 15 Rappen konnten wir oft nicht widerstehen. Zum Schluss ging's über die Luzernerstrasse, am Restaurant Kreuz vorbei und schon konnten wir unser Schulhaus Kirchbühl sehen.



163 Unser Schulhaus Kirchbühl sieht immer noch so aus wie damals.

In diesem Schulhaus gingen auch alle meine Geschwister zur Schule, und mir war es viele Jahre später vergönnt, im gleichen Schulhaus, ja sogar im Schulzimmer von Jakob Müller zu



164 Der Kindergarten befand sich im oberen Stock des «Spritzenhauses» Cham.

unterrichten. Vor der Primarschulzeit war es natürlich Tradition oder sogar Pflicht, den Kindergarten zu besuchen. Den Eintritt in den Kindergarten neben dem Gemeindehaus habe ich in sehr schlechter Erinnerung. Meine ältere Schwester begleitete mich am ersten Tag bis zum Kindergarten.

Dort wurde ich von Fräulein Lydia begrüßt, aber schon bei der erst besten Gelegenheit riss ich aus und rannte weinend nach Hause zu meiner Mutter. Sie versuchte mich zu trösten, doch schon nach kurzer Zeit führte sie mich wieder zum Kindergarten. Die Angst verging allmählich, und ich erlebte zwei schöne Jahre bei Fräulein Lydia.



165 Ich bin bei Fräulein Lydia vom Kindergarten weinend nach Hause gerannt.

In den unteren Klassen der Primarschule waren wir über 40 Schüler. Wir wurden mit eiserner Hand geführt, zumindest in den Religionsstunden beim Pfarrer Muff. Ich erinnere mich an eine Situation, als seine Nerven völlig versagten und er vor unseren Augen meinen Schulkameraden Hans Bütler mit einem Holzstab verprügelte. Darauf war es totenstill. Wenige Minuten später wurde der Unterricht fortgesetzt. An seine Geschichten, die er dann am Ende der Religionsstunden vorlas, erinnere ich mich trotzdem gerne.



166 Strenger Religionsunterricht bei Pfarrer Muff.

Die Prügelstrafe war damals noch Gang und Gäbe. Eines Tages fragte mich Fräulein Meier, unsere Erstklasslehrerin, ob ich einen Holzstab zuschneiden würde, den sie dann als Tatzentstab verwenden könne. Ich tat dies in der Hoffnung (und im naiven Glauben), dass dieser Stab nie meine Handflächen traktieren würde. Ob es dann trotzdem einmal der Fall war, erinnere ich mich nicht. Aber eigentlich hätte ich nur schon für diesen Bären dienst mehrere Schläge verdient! Tatzenschläge gab es auf die ausgestreckte Hand. Anzahl, je nach Vergehen.

Alle Chamerinnen und Chamer, die einst im Schulhaus Kirchbühl zur Schule gingen, könnten sicher ähnliche Geschichten erzählen. Geschichten über das, was im Schulzimmer, auf dem Pausenplatz, aber vor allem auch auf dem Schulweg passierte. Und somit folgt meine nächste Zeitreise auf dem Heimweg von der Schule durchs Dorf. Auch auf diesen Wegen ereignete sich natürlich wiederum dies und das. Vieles ergab sich aus dem jeweils aktuellen Dorfleben, einiges haben wir Lausbuben jedoch selber «angezettelt». Nach dem Überqueren des Bärenplatzes begegneten wir ab und zu Männern in aufgeheiterter Stimmung, mit roten Gesichtern. Sie kamen kurz vor Mittag aus dem Restaurant Bären und stiegen vorsichtig die steilen Treppenstufen hinunter, alle in Schwarz gekleidet. Wir vermuteten, dass im Restaurant ein Leichenmahl stattgefunden hatte. Ein solches Leichenmahl half offensichtlich, die Trauer schneller zu überwinden. Das verstanden wir Kinder damals nicht.

60 Jahre später, am 8. Januar 2015, fand in Zug die Urnenbeisetzung meiner Taufpatin Bertha Moss-Stadelmann statt. Sie war eine Schwester meiner Mutter. Auch sie war eine bewundernswerte, liebe Mutter. Jeweils an Weihnachten brachte sie mir immer einen feinen Butterzopf mit einem darin eingesteckten Göttibatzen. Nach der Beisetzung der Urne auf dem Grab von Onkel Marty, ihrem 1999 verstorbenen Mann, fand in der Abdankungshalle der St.-Michaels-Kirche Zug eine wunderschön gestaltete Abschiedsfeier statt. Zwei Grosskinder von Bertha gestalteten mit ihren musikalischen Beiträgen den feierlichen Rahmen. Das reiche Leben meiner Gotte wurde in einem Lebenslauf nochmals gewürdigt. Ich war stolz, so eine sportliche Taufpatin gehabt zu haben. Im Lebenslauf wurde geschildert, wie sie sich bis ins hohe Alter täglich bewegte: Zu Fuss auf den Zugerberg, mit dem Fahrrad Radtouren in der Umgebung von Zug oder beim Schwimmen im nahe gelege-

nen Zugersee. Sie starb mit 93 Jahren. Im Anschluss an die Abschiedsfeier wurden wir zu einem Imbiss ins Restaurant Guggital eingeladen. Schon nach kurzer Zeit wich die Trauer unterhaltsamen Gesprächen. Viele der Anwesenden, besonders die grosse Verwandtschaft der Gotte Bertha, waren sich schon lange Zeit nicht mehr begegnet. Zu meinem Erstaunen kamen im Verlauf des Abends einige Personen auf mich zu und fragten: «Bist Du der Sohn vom Lisi (Elisabeth, das war meine Mutter)? Und habt Ihr nicht in einem Schlosspark gewohnt?» «Ja, das stimmt alles. Und wer bist denn Du?» fragte ich zurück: «Ich bin der Sohn vom Fränz (Franz war ein Bruder meiner Mutter)!» antwortete der Andere. «Dann sind wir ja beide Cousins!» stellten wir erstaunt und erfreut fest. Und solche Gespräche wiederholten sich einige Male in ähnlicher Weise. Während und besonders nach diesem Treffen mit den vielen Verwandten erinnerte ich mich wieder an die heiteren Männer, die ich vor 60 Jahren nach einem derartigen Anlass vor dem Chamer Bären beobachtet hatte. Es wurde mir einmal mehr bewusst, dass sich nach jeder Trauer auch wieder Normalität einstellt. Manchmal geschieht dies schnell, für direkt Betroffene dauert der Weg zurück in den Alltag oft länger. Leben heisst auf dem Weg sein aber auch Abschied nehmen und irgend einmal heimgehen. Diesen schönen Gedanken hat mir der Seelsorger Bernd Lenfers in seiner Predigt mit auf den Weg gegeben, auf den Weg zurück nach Hause – in die Ostschweiz.

Nach diesem grossen Zeitsprung wieder zurück zum Schulweg. Unmittelbar bei der nächsten Türe beim Bären war der Eingang zum oberen grossen Saal. Vor der Weihnachtszeit fand dort alljährlich eine grosse Spielwarenausstellung statt. Dieser Verlockung konnten wir nur selten widerstehen. Wir tasteten uns durch den dunklen Gang hinauf und standen schon bald mitten in einem grossen Angebot von Spielsachen.

Wir durften von vielem träumen. Einmal wünschte ich mir eine kleine, aufziehbare Berg- und Talbahn, die ich bei Baumgartners Weihnachtsausstellung entdeckt hatte. Ich schrieb diesen Wunsch dem Christkind auf den Wunschzettel. Dann steckte die Mutter diesen Zettel hinters Vorfenster vor die alten, hölzernen Jalousieläden des Waldschlupfs. Am andern Morgen war der Wunschzettel nicht mehr da – und später an Weihnachten lag eine Bahn unter dem Christbaum. Das Christkind, an das wir natürlich bereits zu dieser Zeit nicht mehr allen Ernstes glaubten, hatte meinen Wunsch erfüllt. Unzählige Male zog ich die Feder des Bähnli auf, bis ich sie eines Tages leider überdrehte.

Auf der hohen Lorzebrücke hielt ich immer inne, denn ich wollte erkunden, ob Fische zwischen den Schlingpflanzen schwammen. Ab und zu entdeckte ich Riesendinger, aber es blieb beim Beobachten, denn hier hatte ich als Fischer nichts zu suchen! Der Heimweg auf der Zugerstrasse ging weiter vorbei am Hauptgebäude der Nestlé. Irgendwie habe ich damals den Zusammenhang zwischen der Nestlé und dem Schloss St. Andreas gar nicht richtig verstanden.



167 Skulptur von Herrn Georg Page im Chamer Nestlépark.

Deshalb hat mir die Skulptur von Herrn G. Page im Park des Nestléareals auch gar nie viel bedeutet. Heute, viele Jahre später, sehe ich natürlich den Zusammenhang. Das heimwärts Schlendern ging jeweils weiter. Auf der linken Strassenseite folgte das Restaurant Neudorf. Baba hat immer wieder

erzählt, dass er unsere Mutter in diesem Restaurant kennen gelernt hatte. Einmal hätte er ihr sogar ein Körbli mit selbst gepflückten Erbeeren aus dem Herrenwald gebracht!

Im weitläufigen Neudorfgebäude mit Kino, Restaurant und einem grossen Saal wohnte Max Kaufmann. Er war nicht gerade ein Musterschüler. Deshalb unterstützten wir ihn ab und zu bei seinen Hausaufgaben etwas mehr als erlaubt.



168 Neudorfgebäude mit Theater- und Bühnenturm, Restaurant und Kino.

Jedenfalls hatte der Lehrer Müller anderntags echte Freude an den flott ausgeführten Hausaufgaben von Max. Wir halfen ihm, denn wir wussten, dass wir als Dank mit ihm wieder etwas Besonderes im oder ums Neudorf erleben konnten. Max kannte natürlich das ganze Gebäude wie den eigenen Hosensack. Für uns waren all die grossen, dunklen Räume

voller Geheimnisse. Im Theatersaal spielten wir jeweils Versteckspiele – bei völliger Dunkelheit. Es war beinahe unheimlich, denn plötzlich hörte ich, während ich mich unter einem Tisch versteckte, wie in meiner Nähe ein Stuhl langsam auf dem holprigen Parkettboden weggeschoben wurde, oder wie langsame, tappende Schritte ganz in meiner Nähe hörbar waren. Mein Puls stieg an und mein Atem stockte für kurze Momente, bis uns Max endlich entweder mit dem Betätigen eines geheimen Lichtschalters oder mit dem Ausruf «fertig» aus dieser Spannung erlöste und anschliessend wieder ins Freie begleitete.

Viel spannender, aber auch gefährlicher war der Aufstieg im längst ausser Betrieb stehenden hohen ehemaligen Nestlé-Kamin hinter dem Neudorf. Auf alten Chamer Fotos sind einige solcher Hochkamine aus der Nestlé-Zeit zu sehen. Sie waren hoch, sehr hoch! Der letzte damals noch stehende befand sich beim Neudorf. Erst mussten wir die hohe Steinmauer hinter dem Neudorf überwinden. Dann konnten wir das alte verrostete Eisentor des

Hochkamins erreichen. An dieser Stelle tasteten wir uns in den Innenraum des Kamins. Ein Blick nach oben – wir sahen nur ein kleines, helles Loch – das reizte uns natürlich, an der verkohlten, rostigen Leiter hochzuklettern. Wer sollte es zuerst wagen? Einer nach dem andern stieg hinauf,



169 Im Innenraum dieses Hochkamins bin auch ich hinaufgeklettert.

kam jedoch schnell wieder herunter. Nun war die Reihe an mir. Natürlich wollte auch ich unbedingt dabei sein, dazu gehören. Ich fasste Mut und stieg mit zittrigen Schritten vorsichtig Sprosse um Sprosse hinauf. Einige dieser an der Mauer befestigten Eisenstäbe wackelten bedrohlich. Endlich oben! Ein hastiger Blick über die Dächer von Cham, aber dann ganz schnell wieder hinunter, vorsichtig, Stufe um Stufe.

Anschliessend versuchten wir, unsere schwarzen, kohlever-schmierten Hände am Brunnen auf dem Neudorfplatz zu reinigen, natürlich ohne Seife. Der alte Sattler Ruhstaller, welcher oft am Eingang seiner kleinen Werkstatt im Freien arbeitete, sah uns zu und ahnte ziemlich sicher, dass wir wieder etwas Unerlaubtes getan hatten, doch verraten hat er uns nie! Wie ich anschliessend zu Hause meine noch immer schwarzen Hände zu waschen und meine mit Kohle verschmierten Hosen mit kaltem Brunnenwasser zu reinigen versuchte, erinnere ich mich nicht mehr. Eines weiss ich jedoch noch ganz genau: Diese Geschichte habe ich meinen Eltern nie erzählt! Im Verlauf der Jahre wurde dann auch dieser Neudorf-Hochkamin gesprengt, ein ganz besonderes Schauspiel für die Chamer Bevölkerung, aber speziell auch für mich.

Am 2. August 1978 stand der ganze Neudorf-Gebäudekomplex in Flammen, und somit verschwand ein weiteres, bedeutendes Chamer-Gebäude. Mein Bruder Toni war bei diesem Brand Einsatzkommandant. In einem Bericht dazu ist zu lesen:

Die Flammen griffen vom westlichen Annexbau auf die übrigen Anbauten über und fanden im alten Gebälk im Lager des Brockenhauses reiche Nahrung. Der Einsatzkommandant Toni Bucher forderte den Gasschutz der Stützpunktfeuerwehr samt Schaumkanone an. Bei der Lorze musste eine Schaumsperre



170 Der ganze Neudorfkomplex brannte am 2. August 1978 nieder.

errichtet werden, denn rund um den Brandkomplex war alles weiss wie im Winter. Im Einsatz standen rund 200 Mann.

Während meiner Lehrzeit in der Papierfabrik Cham begegnete ich Max Kaufmann ab und zu an seinem Arbeitsplatz an der Papiermaschine 5, wenn es technische Probleme gab. Wir unterhielten uns auch immer wieder über unsere abenteuerliche Schulzeit. Er war an dieser damals grössten Papiermaschine unter anderem mitverantwortlich, dass die Papierbahnen möglichst ohne Störungen durch die verschiedenen Walzen geführt und am Ende der 50 Meter langen Maschine ohne Materialfehler aufgerollt wurden. Papier-Maschinenwärter hatten oft stundenlang keine Arbeit, aber sie mussten im Drei-Schicht-Betrieb rund um die Uhr stets aufmerksam sein. Bei einer Störung galt es, die Panne zu beheben und blitzschnell das abgerissene Papier wieder zwischen den heissen

und schnell laufenden Papierwalzen einzufädeln. Das war ein äusserst gefährliches Unterfangen. Bei einer derartigen Aktion wurde einmal die Hand von Max zwischen zwei Walzen eingeklemmt und schwer verletzt. Seither trägt er eine Handprothese. Nach meiner Zeit in der Papierfabrik haben wir uns aus den Augen verloren.

Ein weiteres Erlebnis auf dem Schulweg war immer wieder, beim Velo und Moto Bisang anzuhalten und voller Aufregung in sein Schaufenster zu gucken. Neben neusten Stirnimann-Rennvelos waren auch immer die attraktivsten BMW-Motorräder ausgestellt. Josef Bisang konnte nicht nur sehr gut Velos reparieren, er kannte sich auch in Sachen Motorräder aus. Doch an unserem defekten Starrlaufvelöli, das wir vor langer Zeit vom Schloss geschenkt bekamen, zeigte er nicht das geringste Interesse. Auf diesem St.-Andreas-Velöli haben wir Bucher-Kinder das Fahrradfahren gelernt. Ich erinnere mich genau an die Stelle, an der ich im Wald hinter unserem Haus auf dem kleinen schmalen Weg bis zum legendären Brüggli meine ersten Meter allein ohne Hilfe und ohne Sturz gemeistert habe. Das war der Moment, in dem ich das Velofahren erlernte. Jetzt drängte es mich natürlich immer mehr, in unserer Umgebung herumzufahren, aber leider entdeckte ich eines Tages einen Bruch im Rahmen meines kleinen blauen Velölis. Mein Vater brachte es deshalb zur Reparatur. Herr Bisang stellte es achtlos neben seine Werkbank. Immer und immer wieder bin ich nach der Schule zur Werkstatt geschlichen und musste enttäuscht feststellen, dass mein Velöli immer noch nicht geflickt war. Wenn sich Herr Bisang jeweils zufällig in der Werkstatt befand und mich sah, wartete er erst gar nicht auf meine Frage, sondern sagte kurz und laut: «S'isch no ned gflickt!». Nach langer Zeit, ich glaube nach einer eindringlichen Bitte meines Vaters, hat Herr Bisang dann doch endlich versucht, den gebrochenen Rahmen zusammen zu schweissen.

So konnte ich anschliessend weiter mein Velofahren üben, bis dieses Velöli auch für mich zu klein war.

Wenn sich Herr Bisang ab und zu nicht in der Bude befand, dann war sicher Otti Furrer zugegen. Er war meistens damit beschäftigt, ein neues Velo oder neue Velorahmen Marke Stirnimann zu montieren. Fachmännisch lötete er Metallrohre zu einem fertigen Rennvelo zusammen. Dies hat mir unerhört Eindruck gemacht. Er hat mich dann jeweils getröstet wegen des blauen Velölis. Otti – wir durften ihn schon als Kinder duzen – war ein sehr erfolgreicher Radquerfahrer. Wie oft haben wir ihn anlässlich der Querfeldein-Rennen in Cham unterstützt und ihm aufmunternd zugerufen «Hopp Otti; hopp Otti»! Doch immer wieder kam ihm dieser legendäre Samuel Plattner aus Maur in die Quere! Während mehrerer Jahre wurde Otti an vielen Rennen lediglich «nur» Zweiter, bis es ihm dann im Jahr 1963 endlich gelang, den Schweizer meistertitel zu gewinnen.

Als Otti Furrer an der Radquer-Weltmeisterschaft in Belgien mit grossen Ambitionen teilnahm, wurde dieses Rennen im Schweizer Fernsehen übertragen. Doch Fernsehapparate gab es zu dieser Zeit erst wenige. Einer stand oben in der Ecke des kleinen Sälis im Restaurant Krone. Dank meinen guten Beziehungen zur Tochter der Krone-Wirtin durften wir zuschauen. Es war eine freudig motivierte Stimmung, als ob wir live dabei gewesen wären. Doch leider genügten unsere «Hopp-Otti-Rufe» nicht für einen Podestplatz.



171 Otti Furrer wurde 1963 endlich Schweizermeister im Querfeldein.

Wenn Sportler wie zum Beispiel Otti Furrer erfolgreich sind oder waren, wird oft nach den Ursachen geforscht: Talent? Begabung? Trainingsfleiss? Gute Trainingsmöglichkeiten? Otti nahm dazu in einem Interview wie folgt Stellung:

Der Grundstein zu meiner guten Kondition liegt in meiner Jugendzeit: Der Weg vom Elternhaus zur Schule mass drei Kilometer. Viermal im Tag bin ich diesen gegangen oder gerannt! Das sind 12 km pro Tag.

Einmal durfte ich gemeinsam mit Otti einen zweiten Platz feiern, nämlich an einem Gruppelturnier im Chamer Hirsgarten. Durch Hans Meier wurde unser Team verstärkt, was natürlich Otti begrüsst. Hans spielte früher in der Nationalliga bei Schaffhausen und besuchte mit mir zu dieser Zeit den Lehramtskurs in Luzern (zufällig hatten wir genau den gleichen Beruf erlernt, nämlich Elektromechaniker). Hans musste jedoch vor dem Turnier noch ganz schnell in den Velo-Club Cham aufgenommen werden, damit er als Fussball-Chamer anerkannt werden konnte, denn sein Wohnsitz war Luzern. Wir gewannen alle Vorrundenspiele, kamen ins Final, aber verloren letztendlich im Penaltyschiessen. Also einmal mehr nur Rang zwei für Otti!

Als Hans Meier und ich an jenem Tag in seinem violetten Simca durch Cham fuhren, sagte ich, dass ich in diesem Dorf beinahe



172 Zweiter Rang 1966 mit dem Otti-Furrer-Fussballteam «waseli was».

alle Leute kenne, sogar mit Namen, denn viele würde ich aus der Schulzeit, aus meiner Lehre in der Papieri, aus den beiden Turnvereinen, vom Fussballclub, vom Segelclub, von der Jungwacht, vom Strandbad oder seit meiner Zeit als Ausläufer beim Denner kennen. Hans glaubte es kaum, bis ich nahezu jeder Person den Namen sagen konnte. Er staunte nur noch. Cham war damals wirklich noch ein kleines Städtli und wurde erst viel später eine Stadt. Fahre ich heutzutage durch Cham, freut es mich, wenn ich jemanden wiedererkenne, wenn auch nicht mehr dem Namen nach, aber zumindest noch vom Aussehen her.

Vor 50 Jahren kannte man sich in Cham mit dem Namen. Zu meinem Bruder Toni sagte man damals «Büsché», und alle wussten sofort, von wem die Rede war. Später wurde auch ich mit «Büsché» angesprochen, aber da gab es noch einen dritten «Büsché», nämlich den Willi Bucher vom Duggeli. Er war ein super Sprinter und der Erste im KTV Cham, der barfuss mit Anlauf auf dem Asphaltplatz des Schulhauses Städtli weiter als sechs Meter springen konnte. Er hatte Sprunggelenke wie Federn. Mir gelangen solche Sprünge erst später, allerdings mit Nagelschuhen. Ich absolvierte im Jahr 1967 zusammen mit Willi einen WK in Ollon, denn auch er war Panzergrenadier. Unvergesslich bleibt mir eine Gefechtsübung, bei der wir mit viel Munition ausgerüstet wurden, auch mit Handgranaten. Diese wurden in den Seitentaschen des Tarnanzuges versorgt. Büsché verzichtete auf das Mittragen von Handgranaten, denn an deren Stelle versteckte er seine Bierdosen. Später nach seiner Heirat ist er von Cham weggezogen. Leider starb er bereits im Jahr 1999.

Zu jener Zeit gab es tatsächlich einen ultraschnellen Radfahrer namens Walter Bucher. «Du bist Weltmeister!» begann der Seklehrer Leo Niggli eines montagsmorgens den Unterricht. Ich wusste nicht, was er damit sagen wollte, doch dann erklärte

er mir und der ganzen Klasse, was er an diesem Morgen am Radio vernommen hatte:

Walter Bucher, Jahrgang 1926, ist ein ehemaliger Schweizer Radrennfahrer. 1959 belegte er den zweiten Platz bei der Meisterschaft von Zürich der Amateure. Fünfmal – 1955, 1957, 1958, 1959 und 1960 – wurde er Schweizer Meister der Steher. Bei den UCI-Bahn-Weltmeisterschaften 1958 in Paris errang er an diesem vergangenen Wochenende den Weltmeister-Titel der Profi-Steher, nachdem er schon 1955 in Mailand und 1957 den zweiten Platz sowie 1956 den dritten Platz belegt hatte.



173 Walter Bucher wurde Rad-Steher-Weltmeister 1955 in Paris.

In der anschliessenden Französischstunde fühlte ich mich für einige Momente als kleiner Weltmeister, bis mich meine Träume durch das holperige Vorlesen auf Französisch jäh einholten.

Zurück zum alteingesessenen und immer noch bekannten Chamer Otti Furrer. Unerwartet sah ich ihn einmal weinen. Es war im Jahr 1959. Im Kanton Zug trieb ein Brandstifter sein Unwesen. Es wurden verschiedene Massnahmen eingeleitet und Brandwachen erstellt. Eines Tages brannte auch die Scheune des Vaters von Otti. Kurz nach dem Alarm war ich mit dem Velo zum Bauernhof Furrer gerast und hatte die lodernden Flammen gesehen. Die Feuerwehr war schon längere Zeit im Einsatz. Otti stand vor der brennenden Scheune und weinte. Das Werk seines Vaters, der die Scheune weitgehend selber erbaut hatte, brannte vollständig nieder. Otti vermutete Brandstiftung, doch einen Brandstifter hatte man nie erwischt.



174 Die Dampf-Lokomotive zog viele laut quietschende Güterwagen.

Zurück zum Heimweg durchs Dorf. Unmittelbar nach dem Bisang-Haus überquerte jeweils das Papieri-Bähnli die Zugerstrasse, gezogen von einer schweren, grünen Elektro-Lokomotive. In Zeiten der Revision wurde diese Lok durch eine Dampf-Lokomotive ersetzt. Das war natürlich etwas ganz Besonderes. Es stand damals noch kein Blinksignal zur Warnung, sondern lediglich ein Andreaskreuz am Strassenrand. Deshalb musste vor dem Überquerungsmanöver der damals schon stark befahrenen Zugerstrasse der Verkehr durch eine Person angehalten werden. Der Bähnler Dölfi Gwerder, der auf dem seitlichen Trittbrett der Elektro-Loki stand, sprang einige Meter vor der Strasse elegant ab, rannte dem Zug voraus und stoppte mit seiner roten Flagge den Verkehr. Dann gab er dem Lokiführer das Zeichen für freie Fahrt, liess den laut quietschenden Zug vorbeierollen, sprang auf dem letzten Güterwagen wieder auf, winkte den wartenden Verkehrsteilnehmenden und uns Kindern freundlich zu, und die Zugerstrasse war wieder frei für den Strassenverkehr. Derselbe Ablauf spielte sich auch beim Überqueren an der Knonauer- und an der Nestléstrasse ab.

Auf der anderen Seite der Papieri-Bahnlinie befand sich der kleine Kolonialwarenladen von Frau Roth. Trat man in den kleinen Raum, klingelte eine Glocke, die durch das Öffnen der Türe bewegt wurde. Anschliessend ging es aber noch eine ganze Weile, bis Frau Roth aus der Wohnung im oberen Stock herunter kam und sich hinter den kleinen Ladentisch stellte. Sie fragte jeweils freundlich: «Was darf's sii?» Bei ihr konnte man beinahe alles kaufen, aber von jedem Gegenstand gab es meistens nur ein Exemplar. Für uns war vor allem das kleine Schaufenster speziell attraktiv. Dort standen kleine, wackelig aufeinander gestapelte Türme aus verschiedenen Büchsen. Ganz unten im Fensterrahmen waren zwei Schlitzte angebracht,



175 Ungefähr so sah das Kolonialwarenlädli von Frau Roth aus.

wahrscheinlich zur Lüftung gedacht. Wir suchten einen passenden Stecken, den wir in den Lüftungsschlitz stossen konnten. Einer stand Schmiere, während der andere mit dem Stecken ein solches Büchsentürmchen zum Einstürzen brachte. Dann hiess es nur noch weg, so schnell wie möglich. Frau Roth hatte uns nie erwischt, aber das jeweilige Vorbeimarschieren wurde trotzdem immer etwas belastender, denn es war ungewiss, ob sie uns vielleicht doch einmal gesehen hatte.

Auf dem weiteren Heimweg der Zugerstrasse entlang standen unmittelbar nebeneinander die Wirtschaften Grütli und Seefeld. An einer Chomer Fastnacht trank ich im Restaurant Seefeld am Ende der 3. Sek mein erstes Bier.



176 Mein erstes Bier an einer Chomer Fastnacht im Seefeld.

Zum Glück überredeten mich meine Schulkollegen nicht zu einer Pintentour, denn damals hätte es im Dorf 13 Möglichkeiten gegeben. Das Seefeld war die erste Wirtschaft an der Zugerstrasse Richtung Lorze. Dann folgten in kurzen Abständen das Grütli, das Neudorf, der Sternen, der Hirschen,

die Krone, der Löwen, der Bären, das Rössli, das Blech, das Kreuz, der Raben und zu guter Letzt das Bahnhofli.

Ab und zu verlockte uns auch die grosse Zahl von Klingelknöpfen im Schlosshof-Wohnblock. Die beiden Schlosshofhäuser waren die neuesten und grössten Mehrfamilienhäuser in Cham. Sie stehen heute noch, und die Anzahl der Klingelknöpfe ist heute ebenfalls noch dieselbe wie vor 60 Jahren. Wenn wir einer einzelnen Person einen Streich spielen wollten, dann drückten wir die entsprechende Klingel und steckten gleichzeitig ein zugespitztes Zündholz so hinein, dass die Klingeltaste stecken blieb und das Dauerklingeln die betreffende Person ärgerte. Dann nichts wie los, hinter den nächsten Zaun, abwarten und beobachten, ob unser Streich Wirkung zeigte! Noch mehr Spass bereitete uns, alle Klingeln auf einmal mit beiden Handflächen kurz zu drücken und anschliessend schnellstens zu «verduften». War das eine Gaudi zu beobachten, wie nach kurzer Zeit verschiedene Leute ganz erstaunt am Ausgang erschienen und sich gegenseitig fragten: «Hed's bi Ihne au glüüte?»



177 Mit beiden Händen drückten wir gleichzeitig alle 17 Klingeln.

Einmal jedoch hat uns Frau Fähndrich, die Frau des damaligen Wirts vom Restaurant Kreuz, genau beobachtet, wie Toni Renggli und ich uns nach dem Klingelstreich hinter einer Mauer versteckt hielten. Da sie in einem höher gelegenen Stock wohnte, konnte sie uns gut sehen. Sie öffnete ihre Balkontüre und rief uns nachdrücklich, aber auch etwas schmunzelnd zu: «I ha öi scho gseh; mached das jo nie meh!»

Herr Weiss, der damals im Schlosshof wohnte, hat uns nach einem solchen «Fehl-Alarm» erwischt. Wir, eine Gruppe von vier Buben, hatten spät abends geklingelt. Sofort waren wir Richtung Nestléstrasse abgehauen und hatten uns vor der Kellertüre beim Besmer-Haus versteckt. Wir wähten uns in Sicherheit, bis uns eine Taschenlampe jäh mitten ins Gesicht zündete. «Wer hed glüet?» fragte der verärgerte Mann. In diesem Moment konnte einer von uns unterhalb des Armes, mit dem Herr Weiss seine Taschenlampe auf uns richtete, entfliehen. «De Rotteschteiner!» stotterte Walter Besmer geistesgegenwärtig (... doch Urs Rottensteiner war diesmal gar nicht mit dabei!). Der verärgerte Mann wusste, dass Urs Rottensteiner nur unweit entfernt wohnte. Er setzte sich aufs Velo und fuhr zum Haus der Familie Rottensteiner hinunter. Wir Zurückgebliebenen schlichen in diesem Moment sofort in der Dunkelheit nach Hause. Der Vater von Urs Rottensteiner wehrte sich vehement gegen die lautstarken Vorwürfe von Herrn Weiss und erklärte ihm, dass Urs den ganzen Abend zu Hause gewesen sei. Am andern Morgen berichtete uns Urs, dass gestern Abend bei ihm zu Hause die Hölle los war!

Links vor dem Bahnübergang in der Adelheid Page-Strasse steht auch heute noch ein altes Chamer Haus. Es ist eine Art Schlössli, die Villa Seematt. Hier wohnte Herr Bütler. Er war Kindern stets sehr freundlich gesinnt. Er grüsste uns nie ohne seinen Hut kurz zu heben. Er besass einen alten, schwarzen Citroën, den wir immer bestaunten.



178 Diesen schönen, alten Citroën haben wir kaum berührt.



179 Das kleine Chamer-Schlössli mit den Blumentöpfen als Zielscheibe.

Dieses Auto war meistens am Strassenrand parkiert, wir hatten es nie angetastet. Auf dem Balkon des Hauses standen einige grosse Blumentöpfe. Wenn Schnee auf der Strasse lag und der schwarze Citroën nicht parkiert war, ballten wir Schneebälle,

und dann ging das verlockende Wettschiessen los, aber nur so lange uns niemand erblickte.

Dieses Schlössli bedeutete für uns etwas Geheimnisvolles. Erst seit kurzer Zeit habe ich Interessantes zur Geschichte dieses wunderschönen Hauses erfahren.

Ein anderer Weg nach Hause führte bei der Apotheke Wolf vorbei Richtung Seestrasse. Auch dort gab es einige spezielle Attraktionen für uns Buben. An eine aussergewöhnliche Möglichkeit erinnere ich mich gerne, nämlich ans Kohlenhaufen-Skifahren! Hinter dem langen hohen Holzhaag der Seestrasse befand sich ein riesiges offenes Kohlenlager. Ab und zu drangen wir über den Hag, oder wenn zufällig die grosse Türe offen stand, dort in dieses Kohlenlager ein. Nun ging es darum, möglichst schnell einen dieser vier Meter hohen



180 Bericht zur Geschichte der Villa Seematt bzw. des Bütler-Schlössli.



181 Unsere «schwarze Abfahrtsstipe».

Kohlenhaufen zu erklimmen. Das war nur auf allen Vieren zu bewältigen. Zuoberst angelangt, wurde zur «Abfahrt» gestartet. Mit Glück konnten wir diese Schussfahrt ohne Absitzer überstehen. Ansonsten gab es eben einen schwarzen Hintern. Schwarze, schwierig zu waschende Hände gab es allemal.

Bei jedem Heimweg ging's zum Schluss wieder den Schlüsselpark hinunter, mittlerweile ganz allein, dann hinein in den Schlosspark. «Hast du das Tor geschlossen?» fragte die Mutter jedes Mal, wenn ich nach Hause kam. Falls dies doch einmal vergessen gegangen war, dann hatte dies Herr Ast, oder im noch schlimmeren Fall, Herr von Schulthess bemerkt und darauf entsprechend verärgert reagiert. Dieses eiserne rostige Tor mit dem Täfelchen «PRIVAT – Kein Durchgang » sah ich jeden Tag mehrmals: Als Kind zu Fuss, später in der Sekundarschule mit dem Velo und noch später mit meinem eigenen Auto. Ich entwickelte auf dem Velo eine Technik, mit der ich das Tor öffnen und wieder schliessen konnte, ohne absteigen zu müssen. Später mit dem Auto wurde das Ganze etwas aufwändiger: Anhalten – Aussteigen – Tor öffnen – ein Stück



182 Das Parktor habe ich oft geöffnet und meistens wieder geschlossen.



183 In der Schule werden wichtige Weichen für's Leben gestellt.

hineinfahren – Aussteigen – Tor wieder leise schliessen – Einsteigen und losfahren.

Nicht alle meine Schulwege, die ich während meiner Schulzeit zuerst zu Fuss, später mit dem Velo zweimal am Morgen und zweimal am Nachmittag, insgesamt rund 8000-mal, zurückgelegt habe, waren derart abenteuerlich. Aber die speziellen aufregenden Erinnerungen bleiben im Gedächtnis, insbesondere jene auf Abwegen.

Alle Menschen erinnern sich mehr oder weniger gerne an ihre Schulzeit. Wenn man sich nach vielen Jahren an einem Klassentreffen begegnet, dann werden alte Geschichten wieder lebendig. Einige habe ich aus meiner Sicht beschrieben. Jeder könnte von jedem etwas (anderes) erzählen. Was blieb wohl meinen Klassenkameraden von mir in Erinnerung?

Mir bleibt in Erinnerung, dass ich sehr oft Angst hatte. Angst vor den Lehrpersonen; Angst, nicht zu genügen, Angst vor

schlechten Noten. Solche Angstgefühle verfolgten mich auch noch später in der Lehrzeit, in der Gewerbeschule und dann im Lehramtskurs. Zum Glück gewann ich im Laufe der Zeit immer mehr Selbstvertrauen. Knieschlottern erlebe ich zwar ab und zu trotzdem noch, aber doch höchstens bei Alphornauftritten!

Motiviert durch viele negative Erinnerungen in meiner Schulzeit versuchte ich, mit einer Lehrhilfe Lehrpersonen und Eltern anzuleiten, wie Kinder zumindest mit Hausaufgaben «angstfrei» und freudvoll umgehen lernen könnten. Mit Stephan Zopfi, einem meiner ersten Sportstudenten (heute Sportdozent an der PH Luzern) gab ich das Buch heraus «Coole Hausaufgaben». Darin regen wir an, wie mit Formen des Bewegten Lernens die für Kinder oft lästigen Hausaufgaben plötzlich «cool» werden können. www.sportfachbuch.de/2830



183a Coole Hausaufgaben – (m)ein Beitrag zum freudvollen, angstfreien Lernen.



184 Strolchenfahrten

Nachdem ich die Hausaufgaben gemacht hatte, begann meine Freizeit. Doch ab und zu waren noch Arbeiten zu erledigen: Der Mutter zur Hand gehen, Holz vom Estrich holen, für Vater eine Gartenarbeit ausführen, den Güsselkübel entleeren, beim Denner einkaufen oder sonst noch irgend einen Dienst tun. Nachher war Freizeit – freie Zeit! Und diese wusste ich problemlos zu gestalten, ohne meiner Mutter immer genau zu sagen, was ich im Sinn hatte. Bestimmt war lediglich, wann ich wieder zu Hause sein musste, alles andere war mir weitgehend freigestellt. Meine Tummelplätze waren meistens dieselben: im Sommer am oder im Wasser, im Winter aufs Eis!

Von unserem privaten, selbst gebauten Steg aus erlernte ich das Fischer-Handwerk, nachdem ich dieses bei meinen Vorbildern Walter Stuber, René Ast und meinem Bruder Toni schon als kleiner Bub mit grossem Interesse abgeschaut hatte. Im Verlauf meiner Kindheit ging der Schilfbestand leider sehr schnell zurück. Deshalb musste unser Fischersteg abgebaut werden. Der Schlossweiher wurde danach zusehends immer mehr meine Kinder-Fischenke.

Bis zu jener Zeit interessierte sich kaum ein Schlossgärtner fürs Fischen, auch nicht mein Vater. Er hat lediglich einmal, als er mit seinem langen Laubrechen in der Nähe des Weihers arbeitete, einen laichenden Brachsmen gefangen. Herr Ast war diesbezüglich wegen seiner professionellen Vorgehensweise



185 Dank des alten Schilfbestandes war unser eigener Fischersteg gut versteckt.



186 Diesen Hecht hatte Herr Ast mit einer Reuse im Weiher gefangen.

mich jeweils mit zum Fischen, was nicht selbstverständlich war, denn Kinder können dabei empfindlich stören! Brönimann trug eines Tages unverhofft eine neue Sonnenbrille und war offensichtlich stolz darauf. Sodann begaben wir uns zum Schlossweiher und spähten mit Sperberaugen, ob Fische zu sehen seien. Dies gelang im Schatten des Castellinos oder im Schatten der Trauerweide sehr gut. Und an einem dieser sonnigen Tage rief Brönimann plötzlich: «Da schwimmt ein Goldfisch!»

wesentlich erfolgreicher. Mit Reusen, getarnt durch Tannäste, fing er regelmässig Brachsmen und Hechte unter der Trauerweide. Danach verteilte er den Fischfang unter den Gärtnern. Einmal ging ihm sogar ein gewaltiger Hecht ins Fangnetz, und jede Familie erhielt ein Stück dieses Prachtexemplares.

Zum neu eingestellten Gärtner Brönimann aus dem Bernbiet entwickelte sich sehr schnell ein Vertrauensverhältnis. Er nahm



187 Ein Goldfisch im Schlossweiher – Halluzination oder Realität?

Ich konnte es nicht glauben, doch er bestand darauf. Vielleicht wurde er durch seine neue Sonnenbrille getäuscht? Egal, mich interessierte im Moment nur, ob «wir» möglichst bald einen Fisch – meistens waren es nur Rotschwänze – fangen würden.

Aber Herr von Schulthess hat tatsächlich später einmal erzählt, dass im Weiher ein 50 Zentimeter grosser Goldfisch gesehen und dann auch gefangen worden sei. Diesen habe man dann in den Zürcher Zoo gebracht, wo er jedoch bald gestorben sei.

Ursula Ast erzählte mir von einer anderen Fischergeschichte von meinem Fischer-Vorbild René:

Es war der Tag der Konfirmation meines Bruders René. Dazu gehörte selbstverständlich ein schöner, festlicher Anzug. René wusste, dass exakt in diesen Tagen im Weiher die alljährliche nur wenige Tage dauernde Laichzeit der Brachsmen stattfand. Das «Fischerherz» des kleinen René bewegte ihn, mit tags heimlich zum Weiher zu schleichen – natürlich im schönen Anzug. Da «schwaderten» sie wieder, die unzähligen riesigen Brachsmen in ihren ungestümen Liebesspielen entlang der Weihersteinmauer. René erspähte einen, der sich irgendwie zwischen den Steinen verfangen hatte, bückte sich und packte den Fisch. Er drückte den lebenden, glitschigen Brachsmen, der sich wie wild wehrte, mit beiden Händen an seine Brust und rannte so schnell er konnte nach Hause. Voll Freude zeigte er seiner Mutter den Fang. Doch die Mutter und die Schwestern von René stellten mit Schrecken fest, dass der neue Anzug schmutzig und klatschnass war. Und obendrein hatte René durch das Festhalten des Brachsmen dem Tier allen Laich aus dem Bauch gedrückt, und dieser Laich verschmierte den ganzen Konfirmationsanzug. Eine gewaltige Schelte war die Folge, aber es nützte nichts, es war passiert! Die Konfirmation wurde trotzdem gefeiert, aber ohne schönen Anzug.

René Ast war für mich ein Vorbild, beinahe ein Held! Auf einem alten Foto sieht man ihn mit einem Veloreifen. Diesen trieb er mit einem Holzstück oder mit der Hand an, und wenn dieser Reifen einmal in Schwung kam, musste er ihn nur noch mit



188 René Ast war ein kleiner Pionier, hier beim Rölfle, später beim Wasserskifahren.

wir uns wieder im Tennis anlässlich einer Zuger Meisterschaft. Er spielte im Doppeltturnier mit seinem Sohn. Mir bleibt René besonders als «Meisterfischer» in Erinnerung. Das Fischen vom Schiff aus hat er bei seinem Vater gelernt.

Auch ich erlebte viele kleine Abenteuer beim Fischen. Meine Mutter lag krank im Bett. Ich sagte ihr, dass ich zum Weiher ginge, um zu fischen. Einmal mehr warnte sie mich eindringlich, ich sollte aufpassen. Sie wusste nur zu gut weshalb, und es war auch verständlich nach all dem, was um den Weiher und am Seeufer schon passiert war. «Ja, ich passe schon auf!» beschwichtigte ich meine Mutter.



189 Herr Ast besass ein Fischerboot. René hat bei ihm das Fischerhandwerk gelernt.



190 *Ich war in Gedanken immer wieder auf der Lauer nach neuen Abenteuern.*

mit einer Weitwurfrolle mit Klappbügel, feinem Silch und einem Kneubühler-Löffel samt scharfem Dreiangel. Mit all diesen Utensilien rannte ich, natürlich barfuss, auf dem gelben, spitzigen Kies in Richtung Weiher. Ob die Herrschaft zu jener Zeit im Schloss war, wusste ich nicht. Ich hatte nur ein Ziel vor Augen, nämlich endlich einen Hecht zu fangen.

Wie bei meinen Fischervorbildern abgeschaut, schlich ich leise zum Weiherrand und hielt Ausschau nach Fischen, diesmal gezielt nach einem Hecht. Unweit vom Ufer schwamm einer ruhig, getarnt wie ein Stab. Es war allerdings nur ein kleines Exemplar. Egal, ich wollte es versuchen.

Mein Bruder Toni war zu jenem Zeitpunkt in der Lehre bei der Gärtnerei Schoch, bei welcher auch schon mein Vater vor der Anstellung als Schlossgärtner gearbeitet hatte. Die Abwesenheit meines Bruders bot mir nun eine günstige Gelegenheit, und zudem kannte ich das Versteck seiner Fischerrute genau. Ich holte eine Giesskanne aus der Remise als Gefäss für einen allfälligen Fang und zog vorsichtig Tonis Fischerrute aus dem Versteck. Die tolle Rute war ausgerüstet



191 *Mein lang ersehnter Wunsch war, endlich einen Hecht zu fangen.*

Ich warf den Löffel weit hinaus in Richtung des Hechtes und zog den glitzernden, metallenen Wirbelköder langsam in Richtung des kleinen Raubfisches. Augenblicklich schoss der kleine Hecht auf meinen Löffel zu und blieb dann hängen. Ganz nervös zog ich das wilde Tier an Land und schnell aus dem Wasser. Es war mein erster, selbst gefangener Hecht, leider nur ein Hechtl-Fang!

Der kleine Hecht mag vielleicht etwa 30 Zentimeter lang gewesen sein, gemäss Fischfangregeln sicher zu klein. Seine Schnauze war für den grossen Löffel unpassend. Deshalb hakte sich der Dreiangel an der Seite des Hecktkopfes ein. Sorgfältig löste ich die Angel und legte den kleinen Hecht in meine Giesskanne. Voller Stolz rannte ich mit der Giesskanne samt der Fischerrute nach Hause, stürmte in Mutters Zimmer und berichtete voller Stolz von meinem Hechtfang. Sie zeigte sich zwar erfreut, vor allem wohl aber deshalb, weil ich wieder heil zurück war. Ich lief zur Remise, wo ich kurz zuvor die Kanne abgestellt hatte, und wollte nun den Hecht im Wasserbecken schwimmen lassen. Doch er war nicht mehr da, oh Schreck! Das konnte doch nicht wahr sein! Nach kurzem, aufregendem Suchen fand ich den kleinen Ausreisser! Er hatte sich ins dünne Ausgussrohr der Giesskanne verkrochen und dadurch unfreiwillig versteckt.

Interessiert beobachtete ich die Fischereiszene auch ausserhalb des Schlossweihers. Die Lorzbrücke, welche vom Hirsgarten zum Inseli führt, galt immer als begehrt und beliebter Fischerplatz, obwohl eine Verbotstafel das Fischen untersagte. Doch wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter! In den dichten Schlingpflanzen versteckten sich jeweils grosse Karpfen. Unmittelbar hinter dem rechten Brückenpfeiler – und nur dort – befanden sich oft Schwärme von grossen Egli. Ich beobachtete wie ein Hobbyfischer Egli um Egli angelte. Er fischte sie nicht regel-

gerecht, sondern er «schränzte» sie. Mit seinen spähenden Augen beobachtete er die Egli, setzte sein Setzblei (versehen mit einem grossen Dreiangel) ganz fein an die Seite eines dieser grossen, gestreiften Fische. Dann folgte ein gezielter, heftiger Ruck mit der Rute, und wieder hing ein Egli an der Angel. Um nicht eine allzu grosse Aufmerksamkeit auf diese selbstverständlich verbotene Art des Fischens zu lenken, zog er den Fisch nicht hoch, sondern bewegte sich mit dem Egli an der Leine langsam auf der Brücke Richtung Lorzerand, wo ihm ein Kollege den Fisch von der Angel nahm.



192 Nur um diesen Brückenpfeiler befanden sich grosse Egli.

Sollte ich nicht auch einmal diese Fangtechnik im Schlossweiher ausprobieren? Nur, im Weiher hatte es leider selten Egli, dafür umso mehr grosse Karpfen. Ich wartete eines Tages wieder auf dem kleinen Turm der Seemauer, bis ein Schwarm Karpfen gemächlich die Weiherseite wechselte. Da nahten sie und schwammen ganz langsam von der Trauerweide auf die andere Seite des Weihers Richtung Seerosen, welche Herr von Schulthess von seinem Flachbötli aus immer selber sorgsam

hegte und pflegte. Gezielt schleuderte ich meinen Kneubühler-Löffel so weit ich konnte Richtung Trauerweide, liess ihn dort auf den lehmigen Boden sinken und lauerte dem daher schwimmenden Schwarm auf.

Da schwammen sie, sicher mindestens acht an der Zahl, gemächlich, beinahe gespenstisch Richtung Seerosen. Ich spannte die Leine langsam an, und im Moment, in dem sich der Schwarm in der Linie meines Silchs befand, riss ich ruckartig mit meiner Rute und hatte tatsächlich einen Karpfen an der Angel. Doch dieser flüchtete blitzartig, angehakt an meinem Löffel, Richtung Seerosen. Ich entdeckte, dass durch dieses Manöver mein Silch einige Seerosen wie mit einer Sense abgeschnitten hatte. «Oh Schreck!» dachte ich und stellte mir mit Bangen die Reaktion von Herrn von Schulthess vor. Sofort biss ich mit den Zähnen den Silch an der Rolle ab und liess den Karpfen frei, in der Hoffnung, er möge sich irgendwann von diesem lästigen Dreiangel wieder befreien. Zum Glück hat Herr von Schulthess nie erfahren, weshalb plötzlich einige noch schön blühende Seerosen auf dem Wasser schwammen, entgangen ist es ihm ganz bestimmt nicht.



193 Eigentlich machten mir diese Riesenkarpen fast ein wenig Angst.

Ich hätte mir damals nicht träumen lassen, dass das schmutzige, kleine Flachboot, von wo aus Herr von Schulthess jeweils seine Seerosen schnitt, einmal mein Eigentum werden könnte! Als ich etwa 16 Jahren alt war, weilte ich wieder einmal beim Fischen am Weiher. Zu meinem Erstaunen entdeckte ich, dass das Tor zum Castellino offen stand. Das war bis zu jenem Zeitpunkt noch nie der Fall gewesen. Ich schlich neugierig ins

Castellino und hörte, wie jemand herumhantierte. Ich folgte dem Geräusch und kam zum Bootsraum, in dem ich bis anhin noch nie gewesen war. Herr Stuber, der Schlosschauffeur, war beschäftigt, etwas am Kettenzug des Weihers zu reparieren. Ich sah mich in diesem Raum um und entdeckte an der Wand das Flachboot. Ich fragte Herrn Stuber, ob denn dieses Boot von Herrn von Schulthess immer noch benützt würde. «Das steht schon lange da, und unten ist es ohnehin bereits teilweise verfault. Ich werde es nächstens verbrennen.» sagte er, während er immer weiter herumhantierte. «Darf ich es haben?» fragte ich spontan (wie ich damals bei Herrn Suremann um das Faltboot in der Papieri-Schiffshütte bettelte). «Ja, das kannst du haben, Walter, aber lass mich jetzt weiterarbeiten!» antwortete Herr Stuber etwas ungeduldig. Einige Tage später holte ich mit meinem Schwager Ali das Flachboot mit einem grossen Handwagen, der sich im Holzschopf befand, und trug das havarierte Boot mit ihm hinauf aufs Tenn. Als erstes räumte ich auf, öffnete die hölzernen Jalousieläden, welche bis anhin immer verschlossen waren, baute sogar ein Fenster ein, das ich im Tenn-Gerümpel fand, zuletzt installierte ich noch eine rudimentäre Beleuchtung und somit konnte die Schiffsreparatur beginnen.



Als ich in meiner kleinen Bootswerft einmal intensiv am Hantieren und Hämmern war, besuchte mich der Kunstmaler August Frey. Er war in dieser Zeit auch damit beschäftigt, sein Fischerboot auf Vordermann zu bringen.

194 Ich besass oben im Tenn eine eigene, geheime Bootswerft.



195 Herr Frey hatte seinen Schiffsplatz in der Brüggli-Bucht.

Als Herr Frey mich bei meinem laienhaften «Schiffsbau» beobachtete, beriet er mich, wie ich dies oder jenes besser machen könnte. Mehr noch, er finanzierte mir Farbe, Holz und anderes mehr. Bald war mein Flachboot fertig instand gestellt. Doch jetzt wohin damit?

Zu jener Zeit war ich Junioren-Mitglied des Segelclubs Cham. Der Eingang zu unserem Clubsteg befand sich gleich neben der Schiffshütte, in der auch Herr Ast sein Boot stationiert hatte. Vor dieser Schiffshütte gibt es heute noch eine kleine Bucht. Ohne jemanden um



196 Das Kunstmalerehepaar Frey wohnte und arbeitete oben im wunderschönen Atelier.



197 Hier befand sich mein eigener Bootsplatz mit der selbst gebauten Rollschiene.

Erlaubnis zu fragen, hatte ich an dieser Stelle ein Holzgestell gebaut, worauf ich mein Flachboot mit einem einfachen Rollenrost hinaufschieben konnte.

Zurück zum Schloss-Weiher. Für fremde Boote ist er auch heute noch nicht zugänglich. Eine schwere Kette grenzt den Seerosenteich zum See ab. Diese Kette kann jedoch bei Bedarf gesenkt werden, so dass man mit einem Boot problemlos auf den See hinaus- und wieder zurückfahren kann.



198 Auch in früheren St.-Andreas-Zeiten war selten ein Boot im Weiher zu sehen.

In meiner Kindheit gab es ganz selten Bootsverkehr im Schlossweiher. Nur einige Male sah ich Herrn von Schulthess mit einem Flachboot beim Seerosenschneiden und ein anderes Mal Herrn Oltramare, seinen Schwiegersohn, wie er gekonnt mit seinem Einer-Ruderboot zwischen den Seemauerpfählen vom See her hinein manövrierte. Von ihm hatte ich nichts zu befürchten. Deshalb blieb ich ungeniert auf der Seemauer stehen, grüsste ihn freundlich und fischte arglos weiter. Dieses Einer-Ruderboot wurde im Verlauf der Zeit immer weniger benützt. Schliesslich wurde es dem Ruderclub Cham geschenkt und es lagert noch immer im Bootshaus.



199 Auf mein eigenes Skiff war ich sehr stolz.

Dass ich einmal mit einem Einer-Ruderboot am Castellino vorbei rudern würde, hätte ich niemals für möglich gehalten, aber mein Traum wurde Wirklichkeit, als ich zu meinem 50. Geburtstag von meiner Frau mit einem besonderen Geschenk überrascht wurde. Ich war zu jener Zeit aktiver Ruderer und Mitglied des Ruderclubs Rorschach. Mein eigenes Skiff war mein Stolz. Ich wurde mit diesem Boot zweimal Master-Schweizermeister in meiner Kategorie.

Meine Frau hatte den Plan, dass ein Clubkollege mein Skiff von Rorschach nach Cham transportieren würde, um mir eine Bootsfahrt in meiner Heimat zu ermöglichen. Leider hat dies nicht geklappt. Doch es gab eine andere Lösung. Auf Umwegen hat sie erfahren, dass Christoph Bruckbach im Ruderclub Cham die Kontaktperson sei. Sie wusste natürlich noch nicht, dass ich diesen «Chrigel», so nannten wir ihn in unserer Bubenzeit, bestens kannte. Sie rief ihn an, und Chrigel zeigte sich spontan bereit, für meine Geburtstagsausfahrt ein Chamer Skiff auszuleihen. Rita chauffierte mich an diesem Tag nach Cham, und ich rätselte insgeheim über eine mögliche Überraschung. Als sie beim Velo-Bisang vorbei Richtung Clubhaus des Ruderclubs Cham steuerte, ahnte ich, was auf mich zukommen könnte. Da stand Christoph Bruckbach mit ungewohnt langem Bart, begrüßte mich zuerst herzlich und gab mir dann einige Instruktionen, insbesondere was das schwierige Starten und Landen beim Lorzesteg mit dem fliessenden Lorzewasser



200 Von der Lorzemündung ging's weiter in Richtung See.

beträf. Ich fasste die beiden Ruder und setzte mich etwas nervös in das wackelige Skiff. Christoph schob mich behutsam vom Steg weg Richtung Schiffshütte und ich begann mit ruhigen Ruderschlägen meine Überraschungsfahrt. Welch ein Gefühl: Unter der Fussgängerbrücke durch, dann unter der Eisenbahnbrücke und letztendlich unter der Inselbrücke durch, auf der zu diesem Zeitpunkt zum Glück niemand fischte. Dann endlich gab es in der breiten Lorzemündung etwas mehr Platz zum entspannten Rudern.

Die abenteuerliche Ausfahrt führte weiter am Dampschiffssteg vorbei, entlang der Hirsgartenbadi und schliesslich der vertrauten Schlosseemauer entlang. War das ein wunderschönes Gefühl. Nach einigen weiteren Ruderschlägen verlangsamte ich beim Schlossweiher und lies das Skiff ruhig dahingleiten. Soll ich es wagen, in den Weiher zu fahren? Ist es nicht doch vielleicht zu eng? Und wenn ich sogar kentern würde? Herrn Oltramare gelang es damals doch auch mühelos, aber die Kette war zu jenem Zeitpunkt abgesenkt! Ich zögerte lange und wagte es letztendlich doch nicht. Also ruderte ich rund ums Castellino weiter, dann hinüber Richtung Strandbad, vorbei am kahlen Waldschlupf-Ufer, wo einst alles mit Schilf bewachsen war – ein eindrücklicher Moment. Vor dem Strandbad hielt ich kurz an und liess den Film meiner Tätigkeit als junger Chef des Seerettungsdienstes Ennetsee vor meinen Augen Revue passieren. Dann ging's zügig Richtung Kollermühle, verbunden mit Erinnerungen an viele Strolchenereignisse in meiner Buben- und Jugendzeit. Zu guter Letzt setzte ich zu einer zügigen kleinen Rudertour an, zurück zum Bootsteg unten an der Lorze. Chrigel erwartete mich bereits. Das Landemanöver verlief gut. Wir hoben das Skiff gemeinsam aus dem Wasser, ich trocknete das Boot ab, und miteinander trugen wir es ins Bootshaus. Es war ein wunderbares Erlebnis. Seit über 50 Jahren war Chrigel sehr aktiv im Ruderclub Cham

und im Ruderverband, insbesondere aber als erfolgreicher Trainer von Jugendlichen.

Wie oft hatte ich doch als Bub davon geträumt, auch einmal in einem Ruderboot zu sitzen. Doch dies blieb lange Zeit nur ein Traum, denn ich war sicher, dass ich nie von meinen Eltern die Erlaubnis erhalten hätte, dem Ruderclub beizutreten. Ich war doch bereits Mitglied in der Jungwacht und im Sportclub Cham, das sollte genügen.

Als ich einmal dem legendären Chamer-Vierer (Bruckbach – Besmer – Rudolf – Rudolf – normalerweise mit dem Steuer- mann Chrigel Bruckbach) am Bootsteg beim Einrichten des Bootes zuschaute, stellte ich fest, dass sie ungeduldig auf den kleinen, leichten Steuermann Chrigel warteten. Spontan fragte mich einer der Ruderer, ob ich an Stelle von Chrigel mitkommen möchte. Freudig und ohne zu überlegen, wie lange so eine Ausfahrt dauern könnte, stieg ich ein. Nach der Durchfahrt unter den verschiedenen Brücken erhielt ich einige kurze Instruktionen und die Fahrt Richtung Buonas begann. Jetzt wurde mir plötzlich bewusst, worauf ich mich da eingelassen hatte. Keine Rede von Umdrehen. Mir wurde bange, denn ich hätte doch schon längst nach Hause gehen müssen. So kam ich anschliessend viel zu spät heim. Die Schelte beider Eltern, die schon gegessen hatten, war berechtigt.

Unerwartet kam es rund 55 Jahre später zu einem Wiedersehen mit einem dieser Chamer Superruderer. Zum 80. Geburtstagsfest meines Schwagers Hermann Amrhein waren wir in einem schönen Restaurant in Luzern eingeladen. Eine weitere Festgesellschaft hatte zur gleichen Zeit am selben Ort gefeiert. Während des Aperitifs sah ich plötzlich ein bekanntes Gesicht und rätselte: «Ist das nicht einer der beiden Rudolf-Zwillinge, einer des damaligen legendären Chamer Doppel-Vierers?»

Ich sah nochmals genau hin – und ging entschlossen auf ihn zu. «Heisst du nicht Rudolf?» sprach ich den grossen Herrn an (er ist bestimmt zwei Meter gross!). «Ja, und wer bis denn du?» fragte er zurück. «Ich bin ein Chamer und wohnte damals im Schlosspark St. Andreas. Mein Vater war dort Gärtner.» «Ah klar, dann heisst du Ast?» fragte er zurück. «Nein, ich heisse Bucher, Walti Bucher.» Jetzt erinnerte er sich. Ich schwärmte von den Regatten, an denen damals dieser Chamer-Vierer erfolgreich war. Das Team gewann praktisch jedes Rennen. Natürlich kamen wir immer mehr ins «Ruder-Schwärmen». Ich erzählte ihm, dass auch ich erst viel später Dank meinem Sportstudenten und sehr erfolgreichen Ruderer Ueli Bodenmann den Weg zum Rudern gefunden hätte und einige Seniorenrennen gewinnen konnte. Und er erzählte, dass er nach den Chamer Ruderzeiten noch lange weiter gerudert habe und in praktisch allen Ruderklassen Schweizermeister geworden sei. «Hut ab!» war mein anerkennender Kurzkommentar ... und ich wendete mich wieder unserer Festgemeinschaft zu.

Zurück von diesen Rudererlebnissen und -geschichten zur Seemauer des Schlossparks. Von dieser Mauer aus erprobte ich immer wieder mein Fischerglück, aber meistens leider ohne Erfolg. Nur einmal war es mir gelungen, einen grossen Alet zu fangen. Unbemerkt an diesen speziellen scheuen Fisch heranzupirschen, war sehr schwierig. Dieser schwamm jeweils ganz langsam, knapp unter der Wasseroberfläche, schnappte nach einer Fliege in der Luft und tauchte wieder ab. Eine falsche Bewegung am Ufer, und



201 Es war für mich schwierig, einen Alet zu fangen.

schwupps war der elegante Fisch wieder untergetaucht. Als eben ein solcher Alet einmal unter einer roten Algendecke verschwand, setze ich meinen Zapfen direkt in diese Kloake. Es dauerte nicht lange, und der Zapfen tauchte ab, der Alet hatte angebissen und ich konnte ihn anschliessend über die hohe Mauer herausziehen.

Natürlich versuchte ich es auch mit «Löffle». Immer wieder warf ich den glitzernden Kneubühler-Löffel möglichst weit hinaus und zog ihn langsam wieder ein in der Hoffnung, dass doch einmal ein Hecht anbeissen möge. Endlich biss einer – glaubte ich. Doch es bewegte sich nichts an meiner Rute. Meine Angel blieb am Boden hängen! Ruckartig zu ziehen und dabei die Rute zu brechen oder den Löffel abzureissen wäre verheerend gewesen, denn somit hätte ich Toni eingestehen müssen, dass ich einmal mehr seine Fischerutensilien unerlaubterweise «ausgeliehen» hatte. Was tun? Zum Glück tuckerte ein Fischerboot in der Nähe vorbei und ich erkannte den Mann sofort, einerseits an seinem speziellen schiefen Cowboyhut und andererseits an seinem eleganten Mercury-Aussenbordmotor. Es war Herr Blatter, der Fotograf von der Luzernerstrasse. Ich rief ihm zu und winkte mehrmals, bis er mich endlich entdeckte. Er drehte sein Boot in meine Richtung, drosselte den Motor, stellte ihn ab und fragte, was denn los sei. «Mein Löffel ist hängen geblieben!» rief ich verzweifelt. Er fuhr zur Stelle, wo er den Löffel vermutete. Zum Glück war es dort nicht tief. Herr Blatter konnte meinen Löffel mit einem seiner Ruder am Boden lösen. Ich bedankte mich eiligst und rannte sofort nach Hause und versorgte Toni Fischerrute exakt dort, wo sie hingehörte. Toni habe ich von diesem Vorfall nie berichtet.

Im Winter verwandelte sich der Schlossweiher meistens in eine Natureisbahn. Ich konnte den Moment kaum erwarten, in dem

das Eis tragfähig genug war, um darauf zu gehen oder sogar Schlittschuh laufen zu können. Die ersten Schritte auf dem Eis waren immer ein Risiko. Aus dem Stand zu Testzwecken auf der unsicheren, glitschigen Unterlage den ersten Hochsprung an Ort zu riskieren und anschliessend festzustellen, dass es nicht krachte, war jeweils abenteuerlich. Ging das gut, dann folgten sogleich die weiteren wagemutigen Schritte auf den Fuss. Wenn es gegen Ende Februar anfangs März langsam wärmer wurde, hörten wir jeweils nachts das Krachen und Brechen der Eisflächen. Natürlich wagten wir uns trotzdem immer noch auf das Eis, auch wenn nur noch einzelne Eisschollen auf dem Wasser trieben. Mut war gefragt, denn es ging darum, wer sich zutraute, auf eine solch wackelige Eisscholle zu stehen. «Oh, Mutter, zum Glück hast du dies alles nie gesehen!» kann ich heute nur sagen!

Ich erinnere mich genau, dass Herr Ast in unserer Kinderzeit das Eis jeweils erst offiziell zum Eislaufen frei gab, nachdem er selber mit seinen braunen Kunstschlittschuhen elegant die ersten Runden erfolgreich gedreht hatte. Doch es war natürlich von uns Buben das angestrebte Ziel, als erste das Eis zu testen. Mir war es ebenso wichtig, auch immer der Erste zu sein, der sich im Frühling schon nach wenigen Sonnentagen zum Schwimmen im See wagte.

Unsere Schlittschuhausrüstung war äusserst bescheiden. Normale hohe Schuhe dienten als Stiefel und «Örgelis» als Schlittschuhe. Mit einem einfachen Schraubmechanismus wurden die Sohlen von der Seite her zusammengeklemt.



202 Mit solchen Örgelis lernten wir auf dem Schlossweiher das Schlittschuhlaufen.

Dann gab es noch die «Absatzfresser». Wir bezeichneten sie so, weil bei dieser Technik die Absätze wie mit einer Zange von hinten und vorne erfasst und brutal zusammengedrückt wurden. Wenn das Leder der Schuhe nass war, konnte durch diese Kraft ein Absatz gleich ganz abgerissen werden.

Wir dachten uns jeweils speziell geeignete Eisspiele wie zum Beispiel das Paar-Fangen aus. Gemeinsam mit meinem Schulfreund Häsi Doswald entwickelten wir eines Tages ein halsbrecherisches Spiel, denn wir waren immer wieder versucht zu testen, wie weit hinaus das Eis tragfähig war. Infolge des Wellengangs bei der Kette war dieser Teil des Weihers meist nicht gefroren, wogegen sich am hinteren Uferrand bereits eine dicke Eisfläche gebildet hatte. Nach einigen kalten Tagen gefror dann endlich auch der Teil bei der Kette. An dieser Stelle war dann das Eis wesentlich dünner und meistens gespenstisch anmutend glasklar. Die Herausforderung bestand darin, sich möglichst weit auf dieser dünnen Eisfläche hinaus zu wagen.



203 Übergang vom Weiher zum offenen See!

Das ging so: Kräftiger Anlauf von der Seite, um auf den Schlittschuhen ganz ruhig gleitend auf die andere Seite der Bucht zu gelangen. Das Ziel des nächsten Fahrers war, noch weiter seewärts das Eis zu überqueren. Senkte sich jedoch die Eisfläche bei dieser Mutprobe bedrohlich, beendeten wir dieses waghalsige Experiment. Gewonnen hatte, wem es gelang, die äusserste weisse Schlittschuh-Spur auf das Eis zu legen. Zum Glück hat mir meine Mutter nie zugeschaut, dafür mein Schutzengel!

In kalten Winterzeiten wurde auf dem Pausenplatz des Städtlischulhauses mit dem Wasserschlauch des Hauswarts Steiner ein Natureisfeld gespritzt. Darauf kurvten wir in allen möglichen Eislaufschuhen. Ich lernte das Schlittschuhlaufen mit den Örgelis immer besser, aber der Wunsch nach «richtigen» Schlittschuhen wuchs stetig. Von meinem damaligen Schulschätzli Vreni Wilhelm erhielt ich die Eisstiefel ihrer Schwester.



204 Im Kindergarten Hand in Hand mit meinem Schulschätzli Vreni Wilhelm.

Es erfüllte mich mit Stolz, doch das Glücksgefühl währte nicht lang, da die Schrauben den Belastungen nicht Stand hielten. Die Schrauben, mit denen die Kufen befestigt waren, wurden aus dem alten Leder herausgerissen. Zu Hause versuchte ich, die Schlittschuhe selber zu flicken. Doch auch längere Schrauben hielten den Belastungen nicht lange stand. Nachdem mein Schulkollege Kurt Greter neue Kunst-Eislaufstiefel Marke Graf kaufen durfte, drängte ich meine Eltern, meinen innigsten

Wunsch zu erfüllen, auch solche Schlittschuhe kaufen zu dürfen. Mit meinem zusammengesparten Sackgeld und einem Zustupf der Eltern konnte auch ich endlich meine ersten Kunst-Eislaufschlittschuhe kaufen. Meine Schlittschuhtechnik verbesserte sich sprunghaft, was dazu führte, dass es zusehends schwieriger wurde, mich im Paarlaufspiel einzufangen.

Kurz nach Beginn der Lehre als Elektromechaniker organisierte ich im Winter 1962 mit Kollegen in Cham ein Eishockeyturnier mit drei Mannschaften aus Zug, Cham und Rotkreuz. Gemeinsam spritzten wir abwechselungsweise während der ganzen Nacht den Pausenplatz mit Wasser zur Herrichtung unseres eigenen Chamer Eisstadions.

Stolz präsentierten sich die teilnehmenden Mannschaften vor Turnierbeginn. Vom Sportclub erhielten wir Chamer ein ausgedientes Fussballtenue. Kurt Greter, der selber auch in der Chamer Mannschaft spielte (mit seinen Graf-Kunstlauf-Schlitt-



205 Aufstellung der drei Mannschaften vor dem ersten Chamer Eishockeyturnier.

schuhen!), gestaltete dazu ein spezielles Plakat. Das Plakat ist auf dem Foto Nr. 205 hinter der Mannschaft an der weissen Säule zu sehen. Schiedsrichter war Herr Geni Eicher, mein Vorarbeiter in der Metallwerkstatt. Unsere Schienbeine schützten wir behelfsmässig mit Zeitungen oder mit Zuger Amtsblättli. Rechts neben mir steht auf dem Foto ein kleiner Knirps, es ist Oski Huber. In Cham begann seine Eishockey-Karriere, die er nach vielen erfolgreichen Jahren im EVZ in der Nationalliga A beendete.

Schneller noch in die Nationalliga A schaffte es Beat Landtwing; er spielte einige Zeit beim ZSC. Auf dem Foto ist er am rechten Fotorand zu sehen. Meine bescheidene Karriere im Eishockey endete mit dem Aufstieg des EVZ von der 2. in die 1. Liga.

Links neben mir steht Adelrich Tresch. Ich erinnere mich gerne an diesen intelligenten, ruhigen Burschen. Oft habe ich ihn beobachtet, wie er in seinem Studierzimmer im Schlüssel in die Welt hinaus philosophierte. Adelrich wohnt noch heute an der Adelheid Page-Strasse im modern umgebauten Schlüssel. Neben Adelrich steht Torhüter Balmer mit seinen notgedrungen selbst gebastelten Schienbeinschonern. Weiter links folgt der Hühne Hanspeter Brändli. Er hat mir immer imponiert mit seinen eindrücklich engkurvigen Hockeybögen. Ich habe oft versucht, ihn zu kopieren, aber leider anfänglich mit wenig Erfolg.

An Hanspeter Brändli (wir nannten ihn nur Hapé) erinnere ich mich in einem anderen Zusammenhang. Ich war gerade 16-jährig und bereits Mitglied im Segelclub Cham. HP bildete zusammen mit seinem Bruder Ruedi ein leidenschaftliches und erfolgreiches Seglerteam auf einem Corsar. Eines Tages bei einer Flaute sassen wir auf dem Seglersteg und unterhielten uns über Gott und die Welt. In diesem Gespräch begann HP als



206 *Hanspeter Brändli schwärmte, was die Atomenergie Positives bewirken werde.*

engagierter Physikstudent zu referieren: «Ihr werdet sehen, die Atomenergie wird alles verändern!» Er war in seinen euphorisch vorgetragenen Ausführungen nicht zu bremsen.

Noch hatte ich damals keine Ahnung, was Atomenergie überhaupt bedeutete. Jetzt weiss ich, dass diese revolutionäre Technologie der Menschheit nicht nur Gutes gebracht hat. Nicht zuletzt deshalb engagiere ich mich heute in der

Energiegenossenschaft Roggwil (engero.ch) mit Projekten im Bereich erneuerbare Energie.

Vor meiner Aktivzeit im EVZ lernte ich das richtige Eishockeyspiel im Baarer Schlittschuhclub, der bereits 1953 gegründet wurde. Gespielt wurde auf dem Weiher der Bierbrauerei Baar. Dort wurden früher Eisblöcke herausgeschnitten und anschliessend zum Kühlen von Getränken verwendet, bis die Kühlschränke den Markt eroberten. So kam es, dass der Eisweiher als Eislieferant ausgedient hatte und in ein kleines Eisstadion



207 *Meine eigentliche Lehrzeit als Eishockeyspieler begann im Baarer Schlittschuhclub.*

umfunktioniert werden konnte. Diese Situation erinnerte mich immer wieder an meine Erlebnisse in unserem Eisstadion auf dem Schlossweiher St. Andreas.

Als BSC-Spieler mussten alle beim Unterhalt des Natureises tatkräftig mithelfen. Das Spielfeld war eingegrenzt nur mit einer niedrigen Bande. Bei einem Check flog man deshalb darüber hinaus, in die Zuschauer oder auf die von uns weggeschobenen Schneemahden.



208 *Das solide Raleigh-Velo meines Vaters war ein geeignetes Transportmittel.*

Vom Waldschlupf fuhr ich natürlich mit dem Velo zum Eistraining nach Baar. Der Halbbrenner war zu wenig stabil für mein schweres Gepäck. Deshalb borgte ich für diese Lastenfahrten das Velo meines Vaters aus, ein wunderschönes Raleigh-Modell mit eingebauter Kette. Ich befestigte meine grosse Tasche mit den vielen Ausrüstungsutensilien auf dem Gepäckträger. Den Eishockeystock fixierte ich

mittels Schnüren hinten am Sattelrohr und vorne an der Lenkstange. Da im Winter die Naturstrasse zum Koller wegen Schnee und Eis schwierig zu befahren war, musste ich den Weg über die Hauptstrasse Richtung Zug und dann nach Baar wählen. Die helle Beleuchtung des komfortablen Raleighs mit einem Drehschalter für Voll- und Abblendlicht erleichterte es mir, vom Waldschlupf her über den unbeleuchteten Kiesweg das eiserne Tor beim Ausgang des Parks zu finden.

Vor dem Tor galt es, vorsichtig abzustiegen. Ich musste dabei aufpassen, dass die vollgepackte Tasche nicht vom Gepäck-

träger fiel. Dann stand der kleine Bergpreis Schlüsselrain bevor. «Ein Sportler marschiert nicht – er fährt!» war meine Devise. So trat ich wie immer kräftig in die Pedalen. Der Start glückte, doch an der steilsten Stelle geriet die Schaufel meines Eishockeystocks zwischen die Speichen des Vorderrades und augenblicklich flog ich über die Lenkstange bergwärts zu Boden. Ich war nicht verletzt, doch die Tasche befand sich nicht mehr auf dem Gepäckträger. Ich schob zuerst das Velo hinauf, holte den Sack, band den Stock wieder fest und fixierte die Eishockeytasche erneut. Beim Weiterfahren erinnerte ich mich, dass ich doch schon vor vielen Jahren, jedoch auf der anderen Seite des Schlüsselrains, mit dem Velo meiner Mutter fürchterlich gestürzt war und dieses dabei komplett demoliert hatte. «Wenigstens das nicht!» dachte ich, als ich noch etwas benommen vom Sturz, auf der Zugerstrasse weiterpedalte. Aber irgendetwas war am Velo nicht mehr wie vorher. Auch auf der späteren Rückfahrt bereits nach Mitternacht hatte ich den Eindruck, ich müsse irgendwie immer Gegensteuer geben. Am andern Morgen kontrollierte ich Vaters Raleigh ganz genau. Tatsächlich, der starke Eisenrahmen war unmittelbar hinter der Lenkstange gestaucht. Man konnte aber trotzdem noch damit fahren. Zum Glück brauchte mein Vater dieses Gefährt kaum jemals mehr.

Der BSC wurde im Jahr 1953 gegründet. Am 26. September 2014 gab es für die BSC-Mitglieder ein Oldtimer-Treffen in Baar. Es war eine interessante Begegnung, doch leider sind einige der Pioniere bereits gestorben.

An dieser Zusammenkunft berichtete ein 92-Jähriger von der ersten Hauptversammlung im Jahr 1953. Alle Anwesenden fühlten sich in ihrer Meinung bestärkt, dass die Baarer das Eishockey im Kanton Zug erfunden hätten! «Wer hat's erfunden?» ist doch ein bekannter Werbeslogan. Kurz nach

DIE URVÄTER DES ZUGER EISHOCKEYS

Die Gründer des Baarer Schneesport-Clubs und Geburtsort des EVZ treffen sich in Baar zu einem Oldtimer-Treffen.



209 Die Baarer waren Geburtshelfer des EVZ – und ich fühlte mich mit dabei!

dem Baarer Oldtimer-Treffen habe ich einem alten Dokument entnommen, dass bereits viel früher ein Eishockeyclub bestand, nämlich bereits im Jahr 1929 in Cham.



210 Der Hockeyclub Cham im Jahr 1929. Im Hintergrund der Chamer Kirchturm.



211 Seegfröni-Postkarte aus dem Jahr 1963.

Ich freute mich natürlich über diese Entdeckung, denn somit hat sich der Kreis meiner St.-Andreas-Eiszeiten wieder geschlossen. Doch da gab's unerwarteterweise auch noch ganz andere Eisgeschichten. Der Winter im Jahr 1962/63 war sehr kalt. Auch den Zugersee bedeckte eine dicke Eisschicht und war beinahe komplett zugefroren. In den Zuger Nachrichten vom 4. März 1963 war zu lesen, dass sich Tausende auf dem gefrorenen Zugersee vergnügten.

Als Elektromechaniker-Lehrling durfte ich während dieser Eistage täglich mit meinem Lehrmeister Werner Bauder am Chamer Seeufer die Eisdicke messen, denn es war beabsichtigt, dass eine Militär-Abteilung im WK die Standarten-Übernahme auf dem Eis durchführt. Die Tage blieben kalt, eiskalt sogar.

Die Chance, dass das Eis täglich dicker wurde, war gross. Ich bohrte jeden Tag mit einem grossen Holz-Handbohrer ein neues Loch ins Eis, mass die Dicke und protokollierte jeden Zentimeter. Werner Bauder empfahl der Chamer Behörde, die Eisfläche vor dem Strandbad Cham für den geplanten Grossanlass freizugeben. So fand ein einmaliges und denkwürdiges militärisches Ereignis statt. Sicher hofften die Soldaten, dass sie nicht allzu lange auf dieser doch etwas ungewöhnlich unsicheren Unterlage in Achtungstellung stehen bleiben mussten. Vorsorglicherweise wurden die Abstände zwischen den einzelnen Zügen grosszügig bemessen.



Erstmals wurde auf der Eisfläche des Zuger Sees in der Chamer Seebucht eine militärische Feier abgehalten. Die Sch. Flab Abt. 38 nahm die Standarten-Übernahme vor. Neben höheren Offizieren, dem zugerischen Militärdirektor, dem Stadtpräsidenten von Zug und den Gemeindebehörden des «Ennetsees» wohnte ein zahlreiches Publikum der feierlichen Zeremonie bei. Die Musikgesellschaft Cham betreute den musikalischen Teil des Anlasses. Beim Klang des Fahnenummarsches defilierte der Standartenführer strammen Schrittes vor der Abteilung.
Photo Räber

212 Zeitungsbericht aus den Luzerner Neusten Nachrichten vom 6. März 1963.

Lange suchte ich selber vergebens nach Unterlagen und Fotos zu diesem einmaligen Anlass, bis mir glücklicherweise mein Schwager Hermann Anrhein zu Hilfe kam, um die besagte Nadel im Heuhaufen zu finden. Er war seit 1965 Redaktor der Zuger Nachrichten und wusste deshalb, wo wichtige Dokumente archiviert wurden. Hermann stöberte in der Zuger Bibliothek, und überraschenderweise fand er letztendlich in einer vergilbten Kartonschachtel einen interessanten Artikel zur Zuger Seegfrörni 1963. Doch das genügte ihm noch nicht, denn seine Absicht war, Original-Fotos zu finden. Bereits einen Tag später informierte er mich voller Freude, dass er in der Bibliothek der Gemeindeverwaltung in Cham fündig geworden sei.

Dieses Foto hält einen spannenden Moment fest, sicher auch für viele, die damals auf dem Eis standen. Werner Bauder und



213 Auch die Prominenz stand mutig auf dem Eis, allerdings nahe am Ufer!

ich waren überzeugt, dass die gemessene Eisschicht genug dick war für eine solch grosse Belastung. Trotzdem waren wir nervös, denn wir verfügten diesbezüglich über absolut keine vergleichbaren Erfahrungswerte. Ich stand vielleicht nicht zuletzt deshalb sicherheitshalber hinter dem Militär auf dem Sprungbrett des Flosses (Foto 212). Doch zum Glück verlief dieses Vorhaben gut. Nach der Standarten-Übernahme und dem Spiel der Musikgesellschaft Cham waren wir stolz und sehr erleichtert. Übrigens: Dirigent der Chamer Musikgesellschaft war damals Pudel, der ehemalige Schulhausabwart im Schulhaus Kirchbühl mit dem schiefen aber sehr scharfen Blick! Er war es, der mich damals nach meinem üblen Spiegel-Blendungs-trick auf dem Pausenplatz vor allen Kindern gemassregelt hatte.

Wahrscheinlich stand noch nie so viel Prominenz auf «Glatteis» wie an diesem Anlass. Ich erkenne auf dem Foto unseren damaligen Gemeindepräsidenten Habermacher und den Einwohnerrat Greter, der Vater meines Schulfreundes Kurt. Ebenso bekannt ist mir der damalige Kreiskommandant Jules Steiner. Er hatte mich in Fragen zu Sport und Militär immer gut beraten. Zu den Wettkämpfen an die Expo 1964 in Lausanne begleitete er uns – die Zuger Delegation der 1945er – als Coach. Nach dem erfolgreichen Wettkampf gratulierte er mir zum 13. Rang herzlich. In meinen Spezial-Einsätzen als Militär-Schwimminstruktor war ich ihm direkt unterstellt.

Die Umgebung auf dem Foto erinnert mich an meine Kinderzeit. Im Hintergrund ist das Castellino zu sehen und hinter den prominenten Männern erkennt man die Bäume unseres Waldschlupf-Wäldchens. Dieser Anlass fand somit nicht weiter als 100 Meter entfernt von meinem Zuhause statt. In der zweiten Reihe ist zwischen zwei Offizieren Paul Twerenbold zu sehen (mit hellem Mantel und dunkler Brille). Ob er wohl schon

damals davon träumte, später einmal in der ersten Reihe zu stehen? Er kann heute nämlich auf eine eindrucksvolle politische Karriere zurückblicken. Zumindest könnte er sich schon zu dieser Zeit Gedanken gemacht haben, in welche Waffengattung er dereinst eingeteilt werden möchte. Im Zusammenhang mit den umfangreichen Recherchen bezüglich der Standarten-Übernahme an der Seegrörni 1963 in der Chamer Bucht schrieb mir Herr Robert Gabathuler, nachmaliger Kommandant der Sch Flab Abt 38, im Herbst 2014 in einem Mail:

Paul Twerenbold hatte damals vermutlich gehofft, dass er auch zur Fliegerabwehr eingeteilt werde. Ich habe ihn erst später beim Abverdienen des Leutnantgrads kennen gelernt. Er war später als Leutnant Uem Of in der M Flab Abt 37 und später als Major Adj im Flab Rgt 2.

Am 15. März 1963 bedankte sich der Kommandant der Schweren Flab Abt 38 Major Winkler bei der Bevölkerung von Cham, Rotkreuz, Steinhausen und Zug mit folgendem Zeitungsartikel in der Zuger Nachrichten:

Dank an die Bevölkerung von Cham, Rotkreuz, Steinhausen und Zug
Die Kader und Mannschaften der Sch. Flab. Abt. 38 danken den Behörden und der Bevölkerung von Cham, Rotkreuz, Steinhausen und Zug für die freundliche Aufnahme und das gute Einvernehmen während des KVE und der ersten WK-Woche.
Die Standarten-Übernahme in der Chamer Bucht auf dem gefrorenen Zugersee wird sowohl der Bevölkerung der Emmeter-Gemeinden wie den Wehrmännern der Sch. Flab. Abt. 38 als einmaliges Ereignis in Erinnerung bleiben.
Edt. Sch. Flab. Abt. 38
Major Winkler

214 Major Ulrich Winkler, Kdt Sch Flab Abt 38 bedankt sich bei der Bevölkerung.

In allen Zeitungen, auch in den Zuger Nachrichten, wurde immer wieder über die Seegrörni berichtet. So war am 4. März 1963 Folgendes zu lesen:

Tausende auf dem Zugersee Die Zuger sind begeistert von ihrer Seegrörni

Ft. Die Zuger haben sich über das vergangene Wochenende ihre Seegrörni nicht entgehen lassen. Das weiterhin kalte Wetter, das aber in idealer Weise mit herrlichem Sonnenschein gepaart war, hat bewirkt, dass die Eisdicke in wenigen Tagen bedeutend stärker wurde. Sie weist jetzt eine Dicke von 25 bis 47 cm auf und ist fahrtauglich, auch dem grössten Ansturm der Besucher standzuhalten.

Gestern Sonntag musste sie dann noch eine schwere Belastungsprobe ertragen, suchten doch Tausende den Zugersee auf, um das seltsame Ereignis einer Seegrörni mit einem Gang über das Eis zu feiern. Das Stadthausamt hatte in vorbildlicher Weise für ein gefahrloses Risten gesorgt. Die unsicheren Stellen wurden durch Abschiebskragen gesichert, der Überberg vom Land zum See durch Seile erleuchtet und die Risse in der Eisdecke von Oberwil bis Cham zu mehreren Stellen durch eigene konstruierte Brücken überbrückt. Für diese Vorkehrungen verdienen die entsprechenden Herkölper verdienen die betreffenden Amtsstellen den besten Dank und volle Anerkennung. Ebenso selbstverständlich kam die Sicherheit und Unfallvermeidung, den die Stadtpolizei organisiert hatte. An allen kritischen Stellen war Wachtmeister Spacholi sofort anwesend, und das Funknetz leistete ausgezeichnete Dienste.

Die Zahl der Unfälle ist glücklicherweise in bescheidenen Grenzen geblieben. Es wurde lediglich ein Arm- und ein Beinbruch verzeichnet. Doch waren die Samariter mit Kanonierhilfen für alle Notfälle immer einsatzbereit. Auch ihnen gebührt der Dank der Bevölkerung.

Tausende tummelten sich auf der unwirklich weissen und ebenen Fläche. Ungezählt, sind die Scharen, die nach Buonas und Blach pilgerten, ungezählt jene, die sich zu einem Gang nach Oberwil entschlossen. Und natürlich staunte über der weitverbreiteten Begeisterung unserer Bevölkerung, sah man doch Bekannte und Unbekannte in hellen Scharen beim Eislaufen. Sicher ein Beweis dafür, wie stark in normalen Wintern eine Zuger Kunsteisbahn frequentiert würde.

Beim Badepark Seebach hatten Eitrige ein Eisfeld hergerichtet, wo die verschiedenen Mannschaften im Eiskampf gegeneinander antraten. Bei der Seelken und in Oberwil haben sich unsere künftigen Kunstlauf-Weltmeister vor viel Publikum in ihrer schweren, aber schönen Kittel mit allen möglichen Verkleidungen, mit Schüssen, Weln und Kinderwagen bewege sich das Volk über die Fläche und hatte seine volle Freude am schönen Vergnügen.

Gerdern schwarz von Leuten waren die Quasianlagen, wo insbesondere die Wern- und Treckande umlagert waren. Auch die Ehrlichkeit von Garderoben, alles das Werk der Freiwilligen Feuerwehr der Stadt Zug, war eine gute Idee und fand eifrige Begehr. Musik aus Lautenrechnern und aus einer Drehscheibe, die schon bei der letzten Seegrörni anno 1929 dabei gewesen war, erfreuten die Besucher. Und die Parkplätze waren mit Autos aus dem ganzen Kanton und aus den benachbarten Regionen überfüllt.

Überall herrschte ein frohes Treiben, so dass die Seegrörni 1963 vielen in lebhafter und bester Erinnerung bleiben wird.

215 Tausende auf dem Zugersee.
Bericht der Zuger Nachrichten vom 4.3.1963.

Auch wenn der Schlossweiher oder zumindest Teile davon nicht jedes Jahr zugefroren waren, gab es trotzdem auch kleinere private Chamer-Eisstadion. Eines betrieb der Bildhauer und Segler Louis Schiess hinter seinem Haus. Ein weiteres wurde von den Schönenberger-Buben unter Anleitung von Heinz, dem ältesten, vermutlich unerlaubter Weise, gebaut. Die Familie Schönenberger – beide Eltern waren Lehrpersonen in Cham – wohnte im Haus Johannesburg an der Zugerstrasse unmittelbar neben der Bahnlinie Zug – Cham. Auf der gegenüberliegenden Seite der Bahnlinie war Niemandland, nur Ried, doch im Sommer blühten dort viele gelbe und blaue Schwertlilien. Auf dem Spazierweg von St. Andreas Richtung Kollermühle gab es drei kleine Brücken. Die erste nannten wir das «Stinkbach-Duggeli-Brüggli». Stinkbach deshalb, weil das Abwasser vom Duggeli-Quartier dort direkt in den Zugersee abgeleitet wurde. Die Schönenberger-Buben stauten im Winter dieses Wasser geschickt mit einigen Holzbrettern, und schon nach wenigen Tagen entstand ein Eisfeld zum Schlittschuhlaufen. Auch wir Buben von der nahen Umgebung durften darauf mit unseren Örgeln umherkurven und mit selbst gebastelten Holzstöcken Eishockey spielen.

Eines Tages fand die Chamer Gemeindeverwaltung, dass der Zustand der Abwasser-Entsorgung unbedingt verbessert werden sollte. Deshalb wurde beschlossen, das Abwasser vor dem Abfluss in den See in einer Röhre zu fassen und mittels einer langen Leitung weit hinaus ins Seebecken zu führen. Die Chamer Seebucht sollte dadurch die Aufgabe einer natürlichen Kläranlage etwas besser erfüllen. Ich wurde beauftragt, als Taucher die Unterwasserarbeiten bei diesem risikoreichen Unternehmen auszuführen.

An einem warmen, windstillen Sommertag – es war der 11. August 1966 – wurde Rohr um Rohr zusammengeschweisst,



216 Bau der Duggeli-Abwasserleitung.

bis eine etwa 100 Meter lange, grüne Rohrschlange auf dem Wasser lag. Dann musste ich an verschiedenen Stellen Löcher in das dünne Kunststoffrohr bohren, damit die Leitung langsam und ohne auseinander zu brechen auf den Grund des Seebeckens absinken konnte. Das Endstück der Leitung wurde an einem Rost fixiert und dieser wiederum mit Betonblöcken beschwert. Nach sechs Stunden Arbeit lag die Leitung mehr oder weniger auf der ganzen Länge auf dem Seegrund und das Duggeli-Abwasser-Problem schien gelöst, zumindest für einige Zeit, nach dem Motto: Aus den Augen, aus dem Sinn.

Nachdem die Leitung auf dem teilweise unebenen Seegrund abgesunken war, verankerten wir diese in Abständen von ca. 10 Metern mit speziell dafür angefertigten Betonblöcken. Diese wurden von einem Boot aus langsam in die Tiefe hinuntergelassen. Ich steuerte unter Wasser den an einem Seil befestigten Betonblock so, dass dieser unmittelbar an der

einen Seite des Rohres zu liegen kam und sofort im weichen Schlamm versank. Knapp daneben wurde ein zweiter Betonblock hinuntergelassen, und wiederum versuchte ich, diesen beim langsamen Senken zu steuern und unten auf dem Seegrund auf der gegenüberliegenden Seite des bereits verlegten Steines zu platzieren. Anschliessend musste ich die beiden Steinblöcke mit einem Stahlseil verbinden, was mir dank meines handwerklichen Geschicks mehr oder weniger gut gelang, obwohl ab und zu eine Unterlagsscheibe oder eine Mutter im Sand verloren ging, denn wegen des aufgewirbelten Schlammes war praktisch nichts zu sehen.

Einige Wochen später erhielt ich vom Chamer Werkmeister Josef Stähli den Auftrag, einen Kontroll-Tauchgang an der Leitung durchzuführen, was ich natürlich gerne tat. Alle Befestigungen waren noch intakt, doch an einigen Stellen hatte sich in der Rohr-Leitung Gas angesammelt, und deshalb wurde das Rohr wie ein Luftkissen angehoben. Das war natürlich gefährlich, denn so hätte das Rohr an diesen Stellen brechen können. Einen Tag später tauchte ich wieder zur Leitung und bohrte deswegen an den höchsten Stellen mehrere Löcher ins Rohr. Sofort strömte Gas mit hohem Druck aus dem jeweiligen Bohrloch, und umgehend senkte sich das Rohr wieder. Dasselbe beabsichtigte ich an der nächsten Wölbung wieder zu tun, doch da fuhr mir der Schreck in die Glieder. Ich entdeckte einen seltenen grossen, grünlichgrauen Fisch im Schlamm. Einen derartigen hatte ich zuvor noch nie gesehen. Vorsichtig und neugierig näherte ich mich dem ungewöhnlichen, etwas unheimlichen Tier. Ich zog behutsam mein scharfes, spitziges Tauchermesser aus dem Etui in der Absicht, diesen Fisch mit einem gezielten Stich zu erledigen. Doch ich war viel zu langsam. Bevor ich in seiner Nähe war, schnellte der Fisch blitzartig weg, und zurück blieb nur noch eine grosse dunkle Schlammwolke. Ich tauchte sofort auf und



217 Plötzlich war nur noch eine Schlammwolke zu sehen – der grosse Fisch war weg!

versuchte, mich zu beruhigen, denn so eine Schrecksekunde hatte ich während eines Tauchganges noch nie erlebt, und erst noch ganz allein. Im Nachhinein betrachtet war dies natürlich unverantwortlich, denn es galt auch schon damals der Grundsatz «Tauche nie allein!»

Nachdem ich den Begleitern im Boot von meiner abenteuerlichen Entdeckung berichtet hatte, tauchte ich schliesslich einige Minuten später wieder langsam ab. Der Fisch war glücklicherweise nicht mehr da. Ein Sportfischer erklärte mir einige Tage später nach meinen Schilderungen, dass es sich bei diesem Fisch um eine in Süsswassern seltene Trüsche gehandelt haben könnte. Es war mir leider nicht vergönnt, jemals wieder einmal bei einem Tauchgang einen solchen Fisch zu sehen.

Einige Jahre später begegnete ich wieder zufällig Heinz, dem ältesten der Schönenberger-Buben. Er war in dieser Zeit Polizist bei der Seepolizei Zug und ich war zur gleichen Zeit Chef des Seerettungsdienstes Cham. Als ich eines Tages mit Vollgas mit dem schnittigen Motorboot, das ich in meiner Freizeit warten durfte, bis nahe ans Chamer Seeufer brauste, tauchte plötzlich das Boot der Seepolizei hinter mir auf. Es war mir bewusst, dass ich viel zu schnell in die Uferzone eingefahren war und rechnete schon mit einer Busse. Als mich jedoch Heinz erkannte, liess er davon ab und ermahnte mich nur, in Zukunft nicht mehr so schnell in die Uferzonen hinein zu fahren. Vitamin B hatte auch schon damals positive Auswirkungen!

Beim Schreiben der Duggeli-Stink-Bach-Geschichten versuchte ich nach vielen Jahren mit Heinz Schönenberger wieder in Kontakt zu treten, um mit ihm Chamer Erinnerungen aufzufrischen. Ich suchte im Internet unter Schönenberger, Zugerberg, denn ich wusste, dass Heinz in dieser Gegend eine Damhirschzucht betrieb. Ich traf ihn vor über 30 Jahren auf einem Spaziergang auf dem Zugerberg zufällig bei seiner Anlage. Es erschien im Internet eine Telefonnummer. Ohne lange zu zögern wählte ich die angezeigte Nummer. Am andern Ende meldete sich eine Stimme: «Schönenberger!» Ich versicherte mich zuerst, ob ich an der richtigen Adresse wäre, stellte mich vor als Walti Bucher vom Schlosspark St. Andreas und ich hätte spannende Erinnerungen an die Schönenberger-Buben, vor allem an Heinz. «Hier ist aber Rolf Schönenberger!» wandte Rolf ein. Nachdem sich in unserem kurzen Gespräch herausstellte, dass Rolf ebenfalls Sportlehrer war und dass wir ungefähr zur selben Zeit unsere Sportlehrer-Ausbildung an der ETH absolviert hatten, unterhielten wir uns kurz darüber. Schliesslich bat ich Rolf, mir die Telefonnummer von Heinz zu geben. Seine unerwartete Antwort: «Heinz ist vor einem halben Jahr im Alter von 76 Jahren gestorben. Wir hatten schon längere Zeit wenig Kontakt miteinander.» Ich nahm diese traurige Nachricht zur Kenntnis, und unser Gespräch war bald darauf zu Ende. Mir wurde einmal mehr bewusst, wie schnell sich in unserem Leben vieles ändern kann.

Vom warmen Sommer 1966 zum kalten Winter 1982. Der Aegerisee war zugefroren. Auch die junge Familie Bucher wagte sich nebst vielen anderen Sonnenhungrigen auf den zugefrorenen Aegerisee. Zu dieser Zeit war ich ein begeisterter Jogger. Praktisch jedes Wochenende kurvte ich einmal, manchmal sogar zweimal um den Aegerisee, und zur Zeit der Seegrörni wählte ich dieselbe Strecke, aber dem Ufer entlang auf der Eisfläche.



218 Papa Bucher mit Claudia und Martin auf dem zugefrorenen Aegerisee.

Zu dieser Zeit beschäftigte ich mich intensiv mit Fragen der Tennis-Didaktik, insbesondere der spielerischen Übungs- und Trainingsformen. Ich überlegte, ob man auch auf dem Eis Tennis spielen könnte. Ich konfrontierte den damaligen Trainer des EVZ, Jürg Schafroth, mit meiner Idee, denn auch er gestaltete sein Eishockeytraining oft spielerisch. Er war sofort bereit, diese Idee zu unterstützen. Nachdem ich mit ihm in der Eishalle Herti einige Bälle über eine gespannte Leine gespielt hatte, fassten wir den Entschluss, auf der Kunsteisbahn Zug ein Eistennisturnier zu organisieren. Auch Louis Wettstein – der damalige Verwalter der Eisbahn Herti, selbst ein Urgestein des Zuger Eishockeys – liess sich ebenfalls für die Idee begeistern. Ich schlug ihm vor, eine Benefiz-Veranstaltung zu Gunsten des Blindenheims Baar durchzuführen. Er sicherte mir seine

Unterstützung zu. Darauf suchte ich prominente Spieler der Sportarten Tennis und Eislauf und fand schnell eine illustre Gruppe von 10 Spielern (Tennisspieler, Eislauflehrer und Eishockeyspieler). Sogar Heinz Günthardt, das einstige Aushängeschild des Schweizer Tennis, machte mit.

Die Vorbereitungen konnten beginnen. Vor dem Abschmelzen des Eises wurden am Ende der Eishockeysaison 1979/80 für zwei nebeneinander liegende Tennisfelder blaue Linien aufs Eis gezeichnet. Auf einer Höhe von ca. 1.2 Metern wurden danach zwei Netze gespannt. Ende Februar 1980 konnten rund 3000 begeisterte Zuschauer attraktive, manchmal auch groteske Ballwechsel mitverfolgen. Während einerseits die Eishockeyspieler elegant auf dem Eis-Tennis-Feld den Bällen nachkurvten, sorgten andererseits die guten Tennisspieler wie Heinz Günthardt mit viel Übersicht und geschickten Ball-Platzierungen für unterhaltsame Szenen auf dem Eis. Das Turnier gewann der sehr gute Schlittschuhläufer und gleichzeitig ausgezeichnete Zuger Tennisspieler Marian Palko. Dem Blindenheim in Baar konnten gegen 10'000 Franken überwiesen werden.

Als Turnier-Preis erhielten alle Teilnehmenden Örgeli-Schlittschuhe (Foto 202) mit der eingravierten Widmung «1. Eistennisturnier 1980 Zug». Schlittschuhe wie jene, auf welchen ich damals auf dem Schlossweiher St. Andreas meine ersten «Gehversuche» machte! Den gelungenen



219 Titelseite meines Tennisbuches «1002 Spiel- und Übungsformen im Tennis». Heinz Günthardt in Aktion.

Schnappschuss mit Heinz Günthardt als Eistennis-Spieler wählte ich damals als Titelfoto für die Umschlagseite meines Tennisbuches «1002 Spiel- und Übungsformen im Tennis».

Auf den kalten Winter 82/83 folgte ein warmer Sommer. Der Wasserballclub Frosch Aegeri organisierte am 28. August 1983 kurzfristig einen kleinen Triathlon. Es war ein heisser Sommertag. Als ich am Vormittag mit Reinigungsarbeiten an unserem Schwimmbad beschäftigt war, kam mein Nachbar Pius Cavelti zu mir und motivierte mich, an diesem Anlass auch mitzumachen, denn es hätten sich erst ganz wenige Teilnehmer angemeldet. Spontan sagte ich zu, räumte auf und machte die sieben Sachen für meinen ersten Triathlon bereit. Am Nachmittag um 13.30 Uhr war Start im Strandbad Unterägeri.

Bereits kurz nach dem Startschuss lag ich beim Schwimmen schon am Ende des kleinen Teilnehmerfeldes. Alle Wasserballer waren viel bessere Schwimmer als ich. Zum Glück waren nur etwa 800 Meter im See zu schwimmen. Dann ging's mit dem Velo von Unterägeri via Menzingen, Rothenthurm, Sattel, Oberägeri wieder zurück zum Ausgangsort. Auf der 35 Kilometer langen Radstrecke zeigte sich, dass nicht alle Wasserballer auch gute Velofahrer waren, denn ich überholte einen nach dem andern. Als dritte Disziplin stand noch ein Lauf von 14 Kilometern rund um den Aegerisee bevor. Diese Strecke kannte ich von meinen vielen Trainingsläufen sehr gut. Schon nach wenigen Kilometern hatte ich einige Wasserballer überholt. Plötzlich sah ich Rolf Koller, den super Sportler, vor mir. Beim Überholen ermunterte er mich: «Walti, da vorne sind nur noch ganz wenige, die kannst du sicher noch einholen!» Total motiviert nahm ich die letzten Kilometer ehrgeizig in Angriff. Dabei vergass ich zu trinken, bin einfach gerannt, nur gerannt. Schliesslich torkelte ich ins Ziel, wie, weiss ich nicht mehr. Im Moment des Zieleinlaufs sei ich in Ohnmacht gefallen und darauf eine halbe Stunde liegen geblieben, wurde mir

später berichtet. Die wenigen Helfer des Anlasses machten sich zusehends Sorgen um mich und wollten mich zum Hausarzt von Unterägeri bringen, doch dieser hatte am 28. August keinen Sonntagsdienst. Der nächste Hausarzt war in Oberägeri. Ich erinnere mich kaum, wie ich die Autofahrt dem Aegerisee entlang erlebt habe. Der Oberägerer Arzt untersuchte mich nur kurz, wandte sich aber gleich wieder von mir ab, denn er war im Nebenzimmer mit der Operation eines offenen Beinbruchs beschäftigt. Gleichentags fand nämlich auch noch ein Grümpel-Fussball-Turnier statt. Mein Bewusstsein meldete sich langsam wieder zurück, doch ich ängstigte mich mehr und mehr, es könnten mir schlimme Folgen bevorstehen. Ich konnte nicht mehr deutlich sprechen und mich auch nicht mehr erinnern, was eigentlich wirklich passiert war. Ich bat meine beiden Begleiter, meine Frau zu benachrichtigen, doch unsere Telefonnummer kam mir nicht mehr in den Sinn. Es waren lange, bange Minuten. Zum Glück erholte ich mich noch in der Arztpraxis wieder recht gut. Ohne weitere ärztliche Hilfe und ohne Medikamente durfte ich wieder nach Hause gehen. Ich hatte grosses Glück, denn dieser Vorfall hätte für mich mit schwerwiegenden, gesundheitlichen Folgen enden können.

Am Abend dieses ereignisreichen Tages besuchten mich Markus Zurfluh und seine Freundin Andrea. Markus hatte gegen Ende des Triathlons auch Probleme wegen Hitze und Flüssigkeitsmangel, doch er erholte sich nach seinem Hitzestau. Besorgt erkundigten sich Markus und Andrea nach meinem Gesundheitszustand. Sie gratulierten mir zum dritten Rang und übergaben mir den Preis, ein selbst bemaltes Glas mit der Aufschrift «Aegeri Triathlon 1983». Gleich am Tag darauf schrieb ich dieses für mich schwerwiegende Sport-Erlebnis in einem Tagebuch nieder. Ich gab dem Buch den Titel «Denkwürdige Erinnerungen – angeregt durch ein tiefgreifendes Erlebnis im Sport».



220 Ich führe Tagebuch seit dem denkwürdigen Ereignis vom 28. August 1983.

Seither schreibe ich Tagebücher, in denen ich Erlebnisse und Ereignisse festhalte, die für mich und unsere Familie wichtig sind. Aus einem Buch sind mittlerweile fünf Bände geworden. Rückblendend bedaure ich, dass ich nicht schon früher begonnen habe,

Tagebücher zu schreiben. Im Clubheft der Wasserballer war nach diesem ersten Aegeri-Triathlon folgender Bericht zu lesen:

Bei fast 30 Grad hatten die meisten Teilnehmer mit der Hitze zu kämpfen. Ein weiteres Problem war der grosse Wasser- und Salzverlust, der drei Triathleten zum Verhängnis wurde, während dessen Markus Müller seinem Sieg entgegenlief. Urban Fuchs erkämpfte sich mit leichtem Rückstand den zweiten Platz. Mit der besten Laufzeit schaffte Walter Bucher noch den Sprung auf Platz drei. Es war für alle ein lehrreiches Erlebnis, ebenfalls für die Organisatoren die sahen, was für einen nächsten Triathlon besser gemacht werden müsste.

Im Herbst 1983 verunglückte Zufi – so nannten wir Markus Zurfluh – mit seiner Freundin Andrea auf einer Reise nach Südamerika. Im selben Jahr gründeten wir ein OK und organisierten im Jahr 1984 den ersten offiziellen Zufi-Gedenk-Triathlon. Ich nahm auch wieder teil, lediglich mit dem Wunsch, zufrieden und glücklich im Ziel anzukommen. Hand in Hand mit meinem Sohn Martin ging dieser Traum in Erfüllung. In den darauf folgenden Jahren wurde der Zufi-Gedenk-Triathlon ein sportliches Grossereignis im Aegerital. Sieger des

1. Zufi-Gedenk-Triathlons 1984 wurde Rolf Koller, welcher mich ein Jahr zuvor zur Aufholjagd ermunterte.

Unser erster OK-Präsident war Erich Iten. Schon als junger Familienvater und engagierter Kantonsrat hat Erich leider sein Leben verloren. Er war am 27. September 2001 eines der 14 Opfer des brutalen Attentates von Friedrich Leibacher im Regierungsgebäude in Zug.

Auf meiner Zeitreise von der Wärme wieder zurück in die Kälte. Ein zugefrorener See ist immer eine Sensation, birgt aber auch grosse Gefahren. Das war nicht nur 1963 und 1982 so, sondern bereits im Jahr 1648 auf dem Zugersee. In einem Bericht des Zuger Staatsarchivs ist zu lesen:

Am 13. Februar 1648 verbot der Zuger Stadtrat, sich auf den zugefrorenen Zugersee zu begeben. Der Au-Müller allerdings setzte sich über das Verbot hinweg und fuhr zuerst mit Ross und Wagen und dann mit Schlitten und Kindern über die Eisfläche. Vor den Rat zitiert, verteidigte er sich wegen Betrunkenheit und bat um Gnade. Der Rat zeigte sich aber wenig gnädig. Der Müller erhielt eine saftige Busse, musste bei den Kapuzinern beichten und dem Ammann zum Beweis der erfüllten Beichtpflicht einen Beichtzettel vorlegen. Darüber hinaus sollte er, sobald es das Wetter erlaube, den begangenen



221 Zieleinlauf am 1. Zufi-Triathlon 1984 mit meinem Sohn Martin.

Frevel im Kloster Einsiedeln bereuen. Das Verbot selbst wurde durch den Tambour noch einmal ausgerufen und drastisch verschärft: Wer nämlich wegen Missachtung des Verbots auf dem zugefrorenen See verunglücke, dürfe, wie ein Selbstmörder, nicht in geweihter Erde begraben werden.

Eine Eisfläche ermöglicht viele Vergünstungen, nicht nur das Schlittschuhlaufen. Der damalige Chamer Meistersegler Louis Schiess war nämlich der Erste, der sich mit einem selbst gebauten Eissegelboot auf den Zugersee wagte. Ich erinnere mich an den Moment, als ich ihm behilflich sein durfte, den auf Kufen gleitenden Schlitten mit der legendären Segelnummer Z 7 anzuschieben.



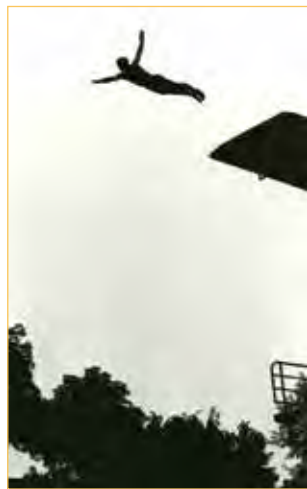
222 Das Eissegelboot von Louis Schiess auf dem zugefrorenen Zugersee.

Noch sehe ich, wie Louis Schiess beinahe fliegend übers Eis rauschte. Doch die Fahrmöglichkeiten waren eingeschränkt, denn nach und nach dehnte sich das Eis aus, brach dabei und türmte sich zu Hindernissen auf. Als Folge ergaben sich kantige Eismauern, unüberwindbar für ein Eissegelboot. Somit beschränkten sich für Louis die Schussfahrten auf die Chamerbucht.

Louis war in vielen Beziehungen ein Phänomen. Dank seiner Erfolge an Segelregatten wurde er 1960 für die Olympischen Spiele in Rom selektioniert.

Als Mitglied der Nationalmannschaft sollte er auch an Konditions- und Krafttrainings teilnehmen. Darüber lachte er nur und scherzte, dass die Experten doch einmal in seine Werkstatt kommen sollten und ihm als Steinmetz zusehen, wie er täglich tonnenweise Steine «umefuge». Zu einem Krafttrainingstest sei er jederzeit bereit! Louis wurde vom Konditionstraining suspendiert und durfte nach Rom reisen.

Die riesige Sprengkraft der Seegrörni von 1963 hinterliess auch am Wassersprungturm ausserhalb des Castellinos Spuren. Dieser Turm gehörte zur Badeanlage des Schlosses. Ich hatte



223 *Zu gerne wäre ich einmal vom Sprungturm des Schlossparks aus wie eine Schwalbe geflogen und dann elegant eingetaucht.*

noch nie jemanden gesehen, der von diesem Turm gesprungen war, meistens sassen lediglich einige Möven auf den Geländern. Einzig der spätere Schloss Chauffeur Päuli Lustenberger erzählte mir in einem Gespräch, dass er selber als Junge oft von der alten Badi Hirsgarten aus zum Sprungturm geschwommen sei und dort einige Male hinuntergesprungen war. Wenn ich jeweils beim Fischen von der Schlossweihermauer aus Richtung Arth in den See hinaus spähte, sah ich den Sprungturm. In solchen Momenten träumte ich davon, irgendwann von diesem Turm zu springen. Doch der Mut, allein so weit hinaus zu schwimmen, fehlte.



224 *Trainings-Tauchgang. Im Hintergrund das Dach des Waldschlupfs.*

Eines Tages also war es mit meinem Traum vorbei, denn durch die Kraft der Eisdecke wurde der Turm seitlich weggedrückt und nach der Eisschmelze stand er schief im See. Herr Stuber hatte die schwierige Aufgabe, die eisernen Stützen möglichst weit unter Wasser abzusägen, dann das Wrack des Turmes mit Hilfe eines Motorbootes ins tiefere Wasser schleppen zu lassen und dort zu versenken bzw. zu «entsorgen» – für immer. Zur Sicherheit für Bootsfahrer, aber besonders für die Zuger Seeschifffahrt, wurde wegen Auffahrtgefahr an dieser Stelle ein weisser Pfahl gesetzt.

Diese Entsorgungsaktion habe ich leider gar nie realisiert, denn sonst wäre ich einige Jahre später an dieser Stelle bestimmt einmal abgetaucht, denn ich war zu jener Zeit bereits Chef des Seerettungsdienstes Ennetsee, und 1969 erwarb ich das Brevet für Gerätetaucher mit Nr. 198, ausgestellt durch den Schweizer Unterwassersport Verband.

Zu dieser Zeit war ich auch ein fanatischer Wasserspringer. Zu gerne hätte ich einmal in meinem Leben eine Schwalbe – so nannten wir den gestreckten Kopfsprung vorwärts – von jenem Turm des Schlossparks St. Andreas ausgeführt. Diesen besagten Sprung wagte ich mehrere Male von verschiedenen Zehnmeter-Sprungtürmen.

Betreffs Sprungturm habe ich im Herbst 2014 mit dem Seerettungsdienst Cham Kontakt aufgenommen. Ich habe Christoph Seeburger angefragt, ob er veranlassen könne, dass Taucher das Gebiet rund um den weissen Pfahl systematisch

absuchen und wenn möglich vom Wrack des Schloss-Sprungturmes ein Foto machen könnten. Ob es der Tauchgruppe des Seerettungsdienstes Ennetsee wohl gelingt, den versunkenen Sprungturm zu finden? Das Telefongespräch mit Christoph hat uns beide wieder in die damalige Zeit zurückversetzt. Ich staunte, wie wir beide uns an viele Erlebnisse und kleinste Details erinnern konnten. Christoph zeigte sich bereit, der Sache Sprungturm «auf den Grund» zu gehen.

Nach diesem Gespräch erinnerte ich mich wieder, wie ich einmal bei starkem Sturm gemeinsam mit Werner Bauder eine halbsbrecherische Rettung zweier Schiffbrüchiger durchgeführt und erfolgreich abgeschlossen habe. Als erstes zogen wir die beiden völlig Durchgefrorenen ins Boot und brachten sie anschliessend ins Strandbad. Dann fuhren wir bei heftigstem Wellengang ein zweites Mal hinaus und schleppten die halb gefüllte Segeljolle, das Cluschi des SCC, Richtung Ufer. Die beiden Geretteten waren Sabine und Christoph Seeburger (Christoph, der Chef des Seerettungsdienstes!).

Ich zog die schwere Olympia-Jolle Kobold schwimmend mit der Kraft meiner Flossen ganz allein die letzten Meter bis zum Segelsteg. Die Nerven meiner Mutter lagen blank, als sie unser RettungsManöver vom Strandbad aus beobachtete.

Bei solchen Einsätzen blinkten die Sturmwarnleuchten, doch dieses Warnsystem war noch



226 Mit dem gleichen Boot wäre auch ich einmal beinahe gekentert.



227 Die erste Sturmwarnleuchte der Schweiz stand im Strandbad Cham.



228 Mein Stolz – mein eigenes Segelboot – ein Vaurien – es taugte zu Vielem.

neu. 1963 hat der Chamer Feinmechaniker Alfred Zweifel, ein gewiefter Tüftler, einen Prototypen gebaut. Während vielen Freizeitstunden hatte er die Leuchte in enger Zusammenarbeit mit Albert Suter und meinem Papieri-Lehrmeister Werner Bauder entwickelt. Ich durfte beim ersten Test dabei sein. Alfred Zweifel setzte die provisorisch eingerichtete Blinkanlage in Gang, während Werner Bauder das schnittige Wasserskiboot Jumbo aus der Schiffshütte zum Steg manövierte. Herr Zweifel und ich stiegen zu und Werner Bauder steuerte das Boot in hohem Tempo Richtung Arth. Wir konnten das Blinken vom Chiemen und sogar von Arth aus immer noch gut erkennen. Der Test hatte alle überzeugt. Bald darauf wurden weitere Blinkanlagen um den Zugersee und wenig später auch an weiteren Schweizer Seen installiert.

Wenig später kaufte ich mit dem ersten ersparten Lehrlingslohn mein eigenes Segelboot, einen Vaurien.

In meiner eigenen kleinen Bootswerft oben im Tenn restaurierte ich das Boot. Die bestehenden Zebrastreifen übermalte ich und auch im Boot verbesserte ich einiges. Unweit vom Schrebergarten meines Vaters entfernt erhielt ich einen Platz zum Deponieren des Bootes auf dem Land. Für den Boots-Transport bastelte ich in der Schlosserei der Papieri einen eigenen Trailer, oft benutze ich dafür auch meine offizielle Arbeitszeit. Wir nannten diese private Arbeit «Ladebüetz». Ich erlernte bei vielen Ausfahrten das Seglerhandwerk immer besser und wagte mich auch bei starken Winden allein auf den See.



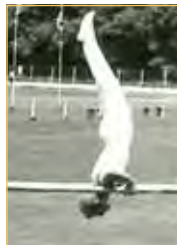
229 Spiele und Spielformen in allen Variationen.



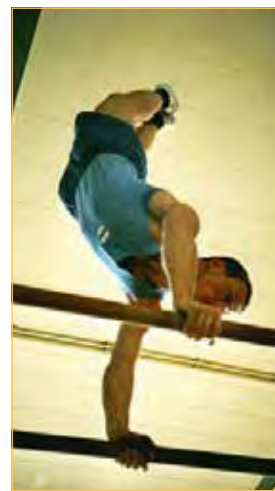
230 Laufwettbewerbe und Laufspiele.



231 Von einer einfachen Bodenkür ...



232 ... über den Schulterstand ...



233 ... zum Handstand.



234 Der weiteste Sprung meines Lebens (am 03.09.1967: 6,64 m).



235 Aber am liebsten war ich immer im Wasser.

Ruhiges Sitzen im Boot bei schwachen Winden wurde mir dann aber doch zusehends zu langweilig. Mein Interesse galt immer mehr dem aktiven Sport. Ich turnte im KTV und lernte dort viele Sportarten kennen: Alle damals bekannten Sportspiele, Geräteturnen, Leichtathletik-Disziplinen bis hin zum Trampolinspringen. In der Jungwacht und im Fussballclub lernte und erlebte ich verschiedenste Spiele und Spielformen in der Halle und im Freien. In der Freizeit war ich eigentlich fast immer am, im oder unter Wasser und im Winter auf dem Eis. All diese Fähigkeiten und Fertigkeiten waren für mich eine optimale Basis für die Sportlehrer-Ausbildung.



236 *Es war einmal.*

Majestätisch steht das Schloss schon seit vielen Jahren auf dem St.-Andreas-Hügel. Mein Vater war hier 35 Jahre Schlossgärtner. Er kannte jeden Baum und jeden Strauch im ganzen Park. Dieses Schloss mit der traumhaften, bis ins kleinste Detail gepflegten Umgebung hat für mich bis heute nichts an Schönheit und Eleganz eingebüsst. Wenn ich heute vor dem Schloss stehe, kommt es mir vor, als ob mir die Mauern (un-)heimliche Schlossgeschichten erzählen. An einige Begebenheiten erinnere ich mich sehr gerne.



237 Foto des Schlossareals; am unteren Bildrand unser alter Waldschlupf.



238 Die majestätische Schloss-Allee mit den alten Ulmen.



240 Rings um das Schlossgebäude ein gepflegter Französischer Garten.



239 Die neue Schloss-Allee mit jungen Bäumen.



241 Zum Schloss gehört auch die St.-Andreas-Schlosskapelle.



242 Der Schlosspark mit einem grossen, seltenen und sehr alten Baumbestand.



243 Es führen verschiedene Wege hinauf zum Schloss.



244 Der riesige Mammutbaum steht ganz nahe beim Waldschlupf.



245 Der Schlossturm ist aus allen Richtungen deutlich erkennbar.



246 Zauberhafte Blumenpracht an einem Gartentag.

Die hohe, eiserne Türe zum Schloss stand für uns nur selten offen. An ganz besonderen Anlässen durften wir jedoch dort eintreten. Wir fühlten uns bei solchen seltenen Gelegenheiten ein wenig unsicher. Wie sollten wir uns benehmen? Welcher Person sollten wir zuerst die Hand geben? Auf solche Fragen gaben uns unsere Eltern einige Ratschläge. Doch durch die natürliche Herzlichkeit der Schlossfamilie von Schulthess wurde uns dies alles erleichtert und sogleich fühlten wir uns wohler.

Weihnachten war für uns Kinder immer ein besonderes Familienfest. Während Tagen vor dem Fest warteten wir gespannt, bis es an einem Abend an unserer Türe klopfte (wir hatten noch keine Klingel). Dann war es soweit, Frau und Herr von Schulthess standen mit den traditionellen Weihnachtsgeschenken vor unserer Türe. Meine Eltern baten sie einzutreten. Noch sehe ich den stattlich gross gewachsenen Herrn von Schulthess, wie er an der Schwelle zu unserer niedrigen, heimeligen Stube den Kopf einziehen musste. Da standen sie nun und sagten einige freundliche Worte zu den Eltern, aber auch zu uns Kindern. Vor lauter Freude und Erwartung, beinahe wie gelähmt, bedankten wir uns höflich wie aus einem Chor, obwohl wir noch nicht wussten was in den schönen Paketen verborgen war. Öffnen durften wir die Geschenke ohnehin erst an Weihnachten!

Ich erinnere mich, dass einmal für die Mädchen ein Nachthemd und für die Buben ein Pyjama

geschenkt wurde. Die Mutter bestand darauf, dies auch fotografisch festzuhalten. Wir drei Buben mussten uns vor das Bambuswäldchen hinstellen, natürlich samt Pyjama unter dem Arm. Ein andermal gab es für alle Handschuhe. Selbstverständlich nicht «normale», sondern norwegische Fausthandschuhe mit einem Einsatz aus Leder zwischen Daumen und Zeigefinger. So etwas Besonderes hatten andere Chamer Kinder natürlich nicht!



248 Silberbesteck mit graviertem Namen als Weihnachtsgeschenk vom Schloss.

In späteren Jahren begann eine andere Tradition. Jedes Jahr gab es einen Teil eines echten Silberbestecks, graviert mit dem eigenen Namen. Anlässlich unserer Heirat ergänzten Frau und Herr von Schulthess unser Sortiment auf je sechs Messer, sechs Gabeln und sechs Löffel, ein Tafelsilber für besondere Anlässe, z. B. an einem Hochzeitstag.

Unvergessliche Rituale zur Weihnachtszeit bleiben mir noch immer in guter Erinnerung. In früheren Jahren feierten wir die Bescherung erst am Morgen des Weihnachtstages, also am 25. Dezember. Jahre später jedoch fand diese Feier mit gemeinsamem Singen und feinem Nachtessen am Heiligen Abend statt. Ganz speziell für mich war der jährlich in der Weihnachtszeit stattfindende Besuch meiner Taufpatin Bertha Moos mit ihrer ganzen Familie. Jedesmal wurde ich mit einem feinen Butterzopf beschenkt. Grosse Bedeutung hatte für mich der traditionelle Göttibatzen, den Gotte Bertha jeweils in den Zopf steckte. Leider durfte ich ihn nie behalten, sondern



247 Norwegische Fausthandschuhe mit Ledereinsatz – welch ein Stolz!



249 Das traditionelle Weihnachtsgeschenk meiner Taufpatin Bertha.

musste ihn gleichentags vor den Augen meiner Mutter in mein Spar-kässeli der Zuger Kantonalbank einwerfen. Familie Moos kam aus Zug mit dem Auto zu uns. Das war eine zusätzlich spezielle Situation, denn in unserer Verwandtschaft besass sonst niemand

ein Auto. Onkel Marty parkierte seinen Wagen immer vor dem eisernen Tor seitlich der Buchenhecke. Ob er sich wohl nicht wagte, in den Park zu fahren?

Meine Schwester Rita war lange Jahre eine engagierte Lehrerin. In der Adventszeit hat sie ihren Schulkindern immer eine Weihnachtsgeschichte erzählt, ab und zu auch jene vom Schloss St. Andreas, die sie selber erlebt hatte. Sie heisst: «Ich war einmal ein Engel».

Im Advent 1958 war ich 10 Jahre alt. Der Heilige Abend, der jedes Jahr ungeduldig erwartet wurde, sollte bald da sein. Mein Vater war Schlossgärtner. Wir wohnten im Gärtnerhaus Waldschlupf mitten im wunderschönen Schlosspark St. Andreas mit dem alten Baumpark am Zugersee. Da lebten also meine Eltern, meine fünf Geschwister, ich und auch ein Büsi und einige Kaninchen. Die Schlossbesitzer Herr Fritz und seine Frau Monica von Schulthess waren für uns Kinder eine Art Königsleute aus einem Märchen. Sie hatten drei Töchter – eine schöner als die andere. Die Schlossfamilie war sehr nett und grosszügig mit uns einfachen Leuten, und wir wurden oft beschenkt.

An Weihnachten gab's immer Geschenke, persönlich überbracht in einem ausladenden Korb. Darin war für jedes Kind etwas: Pyjamas, Schürzen für die Mädchen, Krawatten oder silberne Manschettenknöpfe für die Buben, einmal sogar eine violett hellblau und rot gekleidete Puppe aus Japan. Später, als wir älter waren, erhielten wir silberne Gabeln, Löffel oder Messer mit unseren Namen eingraviert. Diese benutzen wir auch heute noch nach mehr als 50 Jahren und halten sie in Ehren, verbunden mit wunderbaren Kindheitserinnerungen an eine goldene oder zumindest «silberne» Zeit.

Also, dieses Jahr sollte ganz besonders werden. «D'Herrschaft» (meine Mutter nannte Frau und Herr von Schulthess immer so) hatte eine tolle Idee. Weihnachten sollte einmal nicht allein



250 Diese Mauern erzählen unzählige Schlossgeschichten.

hinter den Schlossmauern gefeiert, sondern zusammen mit allen Angestellten, die im und ums Schloss arbeiteten, als gemeinsame Weihnachtsfeier veranstaltet werden.

Nicht nur die Angestellten, sondern auch deren Familienangehörigen, waren eingeladen: die fünf Gärtner, Herr Stuber, der Chauffeur und natürlich auch Frau Wallis, die Gouvernante. Frau Wallis war für mich eine ganz besondere Dame: Gross, breit, mit blond gekräuselten Haaren, herzlich, lieb und freundlich lachend. Immer wenn sie mich kommen sah, breitete sie ihre starken Arme aus, umfing mich, und dabei verschwand ich beinahe in ihrer Umarmung. Sie sprach hochdeutsch, und jedes Mal, wenn sie mich so «herzte», sagte sie: «Rita, du bist doch ein liebes Kind!» (Wenn sie gewusst hätte, dass ich gar nicht immer so ein Engeli war ...!). Aber es war Musik in meinen Ohren. Ob Anita, die Chauffeurs Tochter, wohl deshalb manchmal ein wenig neidisch auf mich war? Sie kam nämlich nicht in diesen Umarmungsgenuss. Anita hatte doch immer die viel schöneren Kleider als ich und ich fand, sie sei auch viel hübscher. Trotzdem, ich war wohl etwas mehr Frau Wallis' Liebling.

Of klingelten Anita und ich, speziell vor Weihnachten, an der riesigen, bogenförmigen, schmiedeeisernen Schlosstüre. Wenn Frau Wallis dann die schwere Türe öffnete, bettelten wir inständig mit unseren Augen. Sie wusste sofort, was wir wünschten. So begleiteten wir sie in die dunkle Vorratskammer des Schlosses. Da standen auf vielen Regalen etliche schön verzierte, viereckige Metalldosen und darin lagerten die besten Guetzli der Welt. Zwei bis drei dieser Köstlichkeiten gab's immer für uns Schleckmäuler.

Nun aber zurück zur aufregenden, aussergewöhnlichen Weihnachtsfeier. Noch dauerte es zwei Wochen, bis Weihnachten endlich da war. Doch da kam es zu einer für mich völlig

unvorhergesehenen Situation. Jemand hatte die Idee (ob es Frau Wallis gewesen war?), dass ich als jüngstes aller Kinder an diesem feierlichen Heiligabend ein Gedicht vortragen konnte; und nicht nur das. Ich sollte dabei als Engel mitsamt Flügeln auftreten. O jeh! Ich war doch eigentlich so schüchtern. Und das Auswendiglernen war ja auch nicht gerade meine Stärke. Und erst noch vor all diesen vornehmen Leuten, der «Herrschaft», den schönen Prinzessinnen und ihren eleganten Begleitern – vor all diesen Leuten sollte ich auftreten?

Nun musste in Gottes Namen ein Engelskleid für mich angefertigt werden. Es sollte eigens von der Hofschneiderin für mich genäht werden. So musste ich zur Kleiderprobe. Die Näherin bestellte mich auf Dienstag um 11 Uhr. Toll, denn das war ein normaler Schulumorgen! Ganz anständig und andächtig fragte ich meine Lehrerin Schwester Hermine, ob ich diese Stunde fehlen dürfe, da ich einen wichtigen Termin im Schloss hätte. Doch da blitzte ich ab, denn sie sagte forsch: «Kommt gar nicht in Frage!» Wusste sie eigentlich, was sie mir da verbot? Ganz enttäuscht musste ich in der Schule brav hocken bleiben. So gemein! Die Schneiderin wartete doch auf mich. Doch sie hatte Verständnis dafür und nahm es gelassen hin. So ging ich eben am freien Mittwochnachmittag zur Anprobe. Ein schneeweisses Spitzenröcklein lag für mich bereit. Es passte gut, und somit war ich schon als Engel eingekleidet. Nun fehlte nur noch das Gedicht. Es war lang und so richtig schnörkelig. Wohl an die hundert Mal übte ich diese Strophen: «Ein Engel hoch vom Himmel flog – ein helles Leuchten nach sich zog; ein Engel ...».

Endlich kam der langersehnte Abend. Gemeinsam stiegen wir alle von unserem Haus das Kiesweglein den Schlosshügel hoch. Frau Wallis öffnete das Eisentor und führte uns auf einer Wendeltreppe nach oben – natürlich erst, nachdem sie mich umarmt hatte. Was für ein Anblick! Im wunderschönen blauen

Schlosssalon stand majestätisch ein wunderbar geschmückter Tannenbaum, bestimmt drei Meter hoch, mit Glitzerkugeln und vielen leckeren Kringeln und Schokoladefiguren. Ein richtiger Baumkönig. Nein, so etwas hatten meine Kinderaugen noch nie gesehen. Sie funkelten und glitzerten zurück. Nun durften wir uns an einen separaten Kindertisch setzen und es gab ganz leckere Sachen und Speisehäppchen, die wir noch nie zuvor gegessen hatten. Doch in meinem Magen machte sich ein ganz verkrampftes Gefühl breit, ich war einfach sehr aufgeregt. Bald sollte ich mich auf einem Podest als Engel präsentieren! Ich bekam das Zeichen für meinen Auftritt. Also musste ich mich umziehen, ins Engelskleid schlüpfen, die Flügel befestigen und noch das goldene Stern-Stirnband anziehen. Schon stand ich hübsch eingekleidet oben auf der Kleinbühne vor all den vielen Leuten, die mich erwartungsvoll anblickten.



251 Ein Engel hoch vom Himmel flog ... (Engel aus Lindenholz; Kunst-Boutique Rita & Frank Arendt-Bucher, Schötz).

«Ein Engel hoch vom Himmel flog» fing ich an zu stottern, und ich weiss auch heute nicht mehr, wie ich den Faden fand, um die Verse aufsagen zu können. Irgendwie lief es ganz automatisch ab, obwohl mein Herz laut klopfte. Dass es trotzdem erfolgreich endete, wunderte mich hinterher. Wahrscheinlich

lief es nur gut, weil ich so oft geübt hatte. Plötzlich klatschten alle begeistert. Endlich erlöst. Geschafft.

Der Abend verlief dann weiter wie im Märchen. Herr von Schulthess wusste, dass meine Schwester Margrit Ziehharmonika spielen konnte und bat sie, ihr Instrument doch zuhause zu holen. Sie getraute sich wohl nicht zu widersprechen, denn bald darauf kehrte sie wieder zurück und spielte zur Freude aller Gäste feierlich den Schneewalzer. Auch hier hat Margrit, wie damals beim Schilfsuchen bei einer Mutprobe mit Walter (Walter hat die Wette verloren!), erneut Mut bewiesen. Sie musste nämlich allein den unbeleuchteten Kiesweg hinunter gehen, im Dunkeln den grossen Schlüssel von der WC-Fensterbank herunter nehmen, das Schlüsselloch finden (es gab kein Licht vor unserem Haus), anschliessend die grosse, schwere Kiste mit der Ziehharmonika vor die Türe stellen, wieder den Schlüssel drehen und im Finstern den Kiesweg zurück zum Schloss gehen. Hut ab vor Margrit!

An diesem Fest stand plötzlich ein grosser schöner Herr vor mir. Es war der Ehemann von Lisina, der ältesten Tochter der Schlossfamilie. Er sagte zu mir: «Ich würde gern mit dem kleinen Engel tanzen.» Er nahm mich bei der Hand und wir drehten uns zur Walzermusik im Kreis, zur Freude aller Anwesenden.

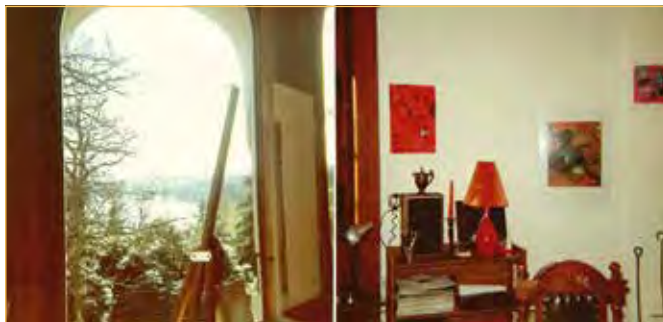
Mein Tänzer, Herr Hoch, hiess nicht nur so, er war es auch, nämlich doppelt so hoch wie ich. Dies war sicher ein lustiger Anblick für die Zuschauer, ein Riese mit einem kleinen Engel. Nach dem Tanz führte er mich wieder zurück zum Kindertisch. Ich war mächtig stolz und es hatte sich doch gelohnt, einmal Engel sein zu dürfen. Am Ende dieses Märchenfestes verkündete Herr von Schulthess uns Kindern: «Ihr dürft jetzt den Christbaum plündern.» Juhee! Das war jetzt nochmals ein Fest! Aber oh je ... da hatte ich Pech. Mein Engelskleid hatte keine einzige

Tasche und ich konnte deshalb nur meine Hände mit all den verlockenden Süßigkeiten füllen, während meine Brüder sämtliche Hosentaschen vollstopften. Umso mehr freute ich mich, als einzige ein Engel gewesen zu sein.

Als ich viele Jahre später an Walters Hochzeit Frau und Herrn von Schulthess den Apéro servieren durfte (Foto 324), erinnerte ich mich wieder an jenes Weihnachtsfest und an jenes Gedicht «Es war einmal ein Engel». Ich war zwar immer noch derselbe Engel, aber auch schon einiges grösser und älter. Für mich ist diese Engel-Geschichte eine wunderbare Erinnerung an meine Kinderzeit im Schlosspark St. Andreas.

Weiter schwärmte Rita beim Erzählen aus der «guten alten Zeit» von ihrem Hobby:

Viele Jahre später begann ich zu malen. Frau von Schulthess bot mir an, ein kleines Atelier im «Güggelturm» einrichten zu dürfen. In diesem Türmli veranstaltete früher die Chamer Meitli-Pfadi, wo auch Mungg mitmachte, ihre Treffen. Das



252 Ritas kleines Atelier im Güggelturm war zu Munggs Zeiten Treffpunkt der Chamer Meitli-Pfadi.

Ambiente dieses romantischen Schloss-Türmlis mit den kleinen Rundbogenfenstern bleibt mir in bester Erinnerung.

Ab und zu kam später auch Ritas Ehemann Frank mit ins Atelier. Eines schönen Tages hatte er die Staffelei unter den Arm



253 Ritas Ehemann Frank Arendt versteht es, mit Farbe und Pinsel umzugehen.

genommen, sich ans Ufer des Schlossweihers gesetzt und sich vom Castellino zu einem Bild inspirieren lassen. Dieses Bild «Castellino 1976» hat er meiner Mutter geschenkt, und seit ihrem Tod hängt es nun in meinem Büro und erinnert mich täglich an den Schlosspark St. Andreas.

Unmittelbar vor dem Güggelturm befindet sich ein Sodbrunnen, den Herr von Schulthess vor vielen Jahren ausgraben liess. Er war überzeugt, dass dort tief unten interessante Antiquitäten aus alter Zeit «schlummern» würden. Die Enttäuschung nach der mühevollen Ausgrabung war gross, denn es wurde lediglich ein 20-Rappenstück aus dem Jahr 1888 gefunden.

Auch Margrit, meine ältere Schwester, schwärmt immer wieder von unserer Kinderzeit im Schlosspark, aber auch von Erlebnissen, die sich nicht immer nur in unserem Park abspielten. Margrit erzählte:

In einem Sommer war unser Vater beauftragt, Arbeiten im Ferienhaus Albanatscha in Silvaplana zu verrichten. Unsere Mutter, mein Bruder Walti und ich durften mitreisen. Wir freuten uns auf diese speziellen Ferientage, insbesondere auf

die Reise, denn wir alle hatten doch noch nie eine so lange Autofahrt erlebt. Deshalb war es kaum erstaunlich, dass Walti schon nach kurzer Zeit – ich glaube es war bereits in Baar – den Chauffeur Stuber ganz schüchtern fragte, wie lange die Fahrt wohl noch dauern würde. Seine verschmitzte Antwort war: «Du chasch no mängisch s'Füdeli rangge, bis mier im Albanatscha sind.» Herr Stuber hatte uns nach ungewohnt langer Fahrt sicher über den Julier-Pass und zum wunderschönen Haus Albanatscha chauffiert.

Zur selben Zeit war auch Cornelia, wir nannten sie «Mungg», im Ferienhaus. Sie war die jüngste der drei von Schulthess-Schwestern. Zusammen haben wir kleine Wanderungen unternommen. So war es mir möglich, Cornelia etwas besser kennen und schätzen zu lernen. Es war eine sehr schöne Zeit mit ihr. Anlässlich meiner Hochzeit schenkte sie mir einen Salz- und Pfefferstreuer in Form von Holzschweinchen. Eines davon besitze ich noch heute. Es erinnert mich immer wieder an Cornelia. Leider starb Mungg viel zu früh.

Ab und zu wurde es im Waldschlupf plötzlich hektisch. «Die Herrschaft hat hohen Besuch» berichtete hin und wieder Baba am Mittagstisch. Während Tagen vor einem solchen Grossereignis wurden die Parkanlagen unter der Regie von Herrn von Schulthess und Herrn Ast besonders exakt und sauber herausgeputzt. Oft wussten wir Kinder nicht, wer der Besucher war. Aber an einen besonderen Gast erinnere ich mich gut und gerne – an den König von Bhutan! «Der König von Bhutan ist im Schloss zu Besuch, gehe ja nicht fischen, Walter!» warnten Baba und Mutter eindringlich. Wir wagten uns in solchen Tagen kaum mehr auf den gelben Kiesweg des Schlossparks hinter unserem Haus, denn wir wussten nie, wann die Herrschaft den Besuch in den Schlosspark führen würde. Eine Begegnung wäre unerwünscht, aber durchaus möglich

gewesen, da die Schlossparkwege unmittelbar an unserem Gärtnerhaus vorbeiführten. Wir beobachteten deshalb den Park immer wieder «gwindrig» durch die kleinen Fenster unserer Stube.

Die Bhutan-Besuche auf St. Andreas wurden bald Tradition. Wie kam es wohl zu dieser freundschaftlichen Beziehung mit Menschen aus einem so fernen Land? Seit dem 1. Dezember 2013 kenne ich die Zusammenhänge nach der Lektüre unserer Ostschweizer-Tageszeitung genauer.



254 Später und weit weg vom Waldschlupf habe ich die Bhutan-Zusammenhänge erst am Bodensee erfahren (Ausschnitt vom 1.12.2013 aus der Thurgauer Zeitung).



255 Bunter Stoff aus Bhutan –
ein Geschenk als Erinnerung.

Nicht nur hohe Persönlichkeiten waren im Schloss St. Andreas zu Gast. Einmal wurden auch alle Angestellten mit ihren mittlerweile schon erwachsenen Söhnen und Töchtern und deren Männern und Frauen zum Nachtessen eingeladen. Es war für alle beeindruckend, mit welcher Herzlichkeit Frau und Herr von Schulthess alle begrüßten und freundlich willkommen hiessen. Zum Schluss erhielten alle Gäste noch ein schönes Geschenk, ein Stück gewobener Stoff aus Bhutan.

Der Schlossgarten wurde von mehreren Schlossgärtnern gepflegt. Innerhalb des Schlossgartens wohnten damals nur Obergärtner Ast und mein Vater. Gärtner Gisler hatte sein Zuhause im Dorf und fuhr jeden Tag mit dem Velo in die Gärtnerei. In der Agenda meines Vaters ist oft vermerkt: Gisler krank! Mit der Zeit benötigte man weitere Gärtner. Gärtner Rieder kam dazu, für kurze Zeit Gärtner Brönimann, dann Gärtner Weber (er wurde später Obergärtner), und schliesslich Gärtner Grob, der neben dem Maienrain wohnte.

Oft musste mein Vater mit Gärtner Gisler zusammenarbeiten. Die beiden waren jedoch nicht immer gut aufeinander zu sprechen. Wenn es darum ging, was zuerst und vor allem wie etwas gemacht bzw. angepackt werden sollte, gab es oft Diskussionen, manchmal sogar heftigen Streit. Mein Vater erzählte am Mittagstisch nie etwas davon. Doch einmal habe

ich selbst zugehört, wie sich die beiden heftig beschimpften. Baba tat mir natürlich sehr leid. Meine Mutter lag an jenem Tag krank im Bett. Ich lief zu ihr und berichtete weinend, was ich gehört hatte. «Ich gehe zu Herrn von Schulthess und sage ihm alles,» stotterte ich. «Das darfst du nicht tun!» warnte mich meine Mutter. Ich habe es dann auch nicht getan, aber vielleicht wäre es gut gewesen, denn wahrscheinlich wusste Herr von Schulthess nicht, was sich jeweils zwischen diesen beiden Gärtnern abspielte und welche Probleme ihr Arbeitsklima trübten.



256 Obergärtner Ast steht selbstverständlich zuoberst auf der Leiter.

Es war wieder die Zeit, in der man die Birken unterhalb des Schlosses zurückschneiden musste, denn diese Bäume wuchsen schnell und wurden sehr hoch. Diesen Auftrag erteilte der Obergärtner Ast den beiden Gärtnern Gisler und Baba. Da sich Herr Gisler nicht auf eine hohe Leiter wagte, war es mein damals noch rüstiger Vater, der zuoberst auf der Leiter einige Äste mit einem Fuchsschwanz abzusägen hatte. Schon immer wurden im Schlosspark in schwindelerregenden Höhen auf langen Leitern gefährliche Arbeiten verrichtet.

Für uns Kinder war es immer beeindruckend, wie unsere Gärtner die unter dem Vordach des Holzschopfs gelagerten langen Leitern zuerst mit einem Haken über die vielen Metall-Rollen herauszogen, dann auf den Boden legten und schliesslich auf den Schultern wegtrugen, als sei dies alles überhaupt kein Problem. Sie marschierten im Gleichschritt an den jeweiligen Arbeitsort. Wir Buben entwendeten unerlaubterweise ab und zu die kleine Leiter, etwa um in den Taubenschlag im oberen Stock des Säuschtalls zu gelangen oder um auf einen Baum zu klettern.

Eine lange Leiter wurde eines Tages auch für das Zurückschneiden der Birken unterhalb des Schlosses benützt. Aus unbekannten Gründen war Baba beim Arbeiten in luftiger Höhe ausgerutscht und anschliessend auf unerklärliche Weise mit einem Stiefel am oberen Ende der Leiter kopfüber hängen geblieben. Er schrie um Hilfe. Doch Gärtner Gisler wagte selbst in dieser Notlage meines Vaters nicht, die Leiter hochzusteigen um ihn aus seiner misslichen Lage zu befreien. Deshalb rannte er, so schnell er konnte – er hinkte stark – zur Gärtnerei und suchte Herrn Ast. Dieser liess im Gewächshaus alles stehen und liegen, lief eiligst an den Ort des Geschehens, stieg ohne lange zu zögern die Leiter hoch und half meinem Vater sofort, sich aus dieser unglücklichen Lage zu befreien. Baba hat uns diese Geschichte verschwiegen und erst viel später erzählt.



257 Unter dem Dach des Holzschopfs wurden die langen Leitern auf Metall-Rollen deponiert.



258 Risikoreiches Arbeiten in grosser Höhe – die SUVA verbietet es mit Recht.

Ob die Unbedachtheit für risikoreiches Arbeiten auf einer hohen Leiter wohl vererbt sein kann? Das muss ich mich fragen, wenn ich daran denke, wie oft ich schon bei Arbeiten an unserem Haus auf einer hohen Leiter unvorsichtig hantiert habe.

In der einen Hand eine Bohrmaschine, in der anderen mehrere Schrauben und sich gleichzeitig noch festhalten, dies alles in sechs Meter Höhe? Meine Frau hat Recht, wenn sie mich immer und

immer wieder eindringlich warnt, dass dies wirklich gefährlich sei. «Für mich doch nicht», denkt wohl jeder, der so arbeitet, besonders ein Sportlehrer. Es wäre nun an der Zeit, in meinem «vorgerückten» Alter etwas vernünftiger zu werden und vorsichtiger zu sein. Deshalb habe ich mir mittlerweile einen Sicherheitsgurt angeschafft und sichere mich damit in Zukunft bei Arbeiten in luftiger Höhe – versprochen! Im Januar 2016 wurde mir eine Broschüre zugestellt: «70+ Stürze vermeiden!» Ich hab's verstanden.

In St. Andreas war die Hierarchie bei Arbeiten im Schlosspark klar geregelt: Als Chef über allem waltete Herr von Schulthess. Unmittelbar ihm unterstellt war Herr Ernst Ast. Dieser erhielt die Anweisungen direkt vom Chef. Wie mir seine Tochter Ursula Ast einmal erzählte, hatte ihr Vater jeden Samstag-

morgen pünktlich um 07.30 Uhr zu einem Arbeitsrapport anzutreten. Da wurden von Herrn von Schulthess die Arbeitsaufträge erteilt. Auf einer Hierarchiestufe tiefer erteilte jedoch Herr von Schulthess bestimmte Anweisungen direkt an Herrn Walter Stuber, Chauffeur und Mann für alles. Mein Vater befand sich zuunterst auf dieser «Leiter». Er erhielt Arbeitsanweisungen, oder aber auch Kritik (was zwar sehr selten vorkam) direkt von Herrn Ast. Der Ablauf in solchen Situationen war immer derselbe: Herr Ast näherte sich meinem Vater, kündigte sein Kommen mit seinem typischen Räuspern «häkhää» an, und sogleich folgte ein neuer Arbeitsauftrag oder allenfalls eine Rüge – diese jedoch meistens wegen uns Kindern!

Die Hierarchie war aber auch deutlich sichtbar: Herr von Schulthess im Anzug, Herr Ast mit einer blauen Schürze, der Chauffeur und Mechaniker Stuber im blauen Übergewand und unser Baba mit grüner Schürze.

Herr Ernst Ast war als Obergärtner verantwortlich für alle regelmässigen Umgebungsarbeiten, aber zusätzlich auch für einzelne Spezialaufträge. Dieser «Spagat» zwischen Befehlen empfangen und Befehle erteilen war sicher nicht immer einfach für ihn. Er trug eine vielfältige Verantwortung, insbesondere auch in der Kriegszeit. In einem Rapport für die Jahre 1939 bis 1946 hat er detailliert geschildert, wie es in dieser kritischen Zeit im Schlosspark St. Andreas zu und her gegangen war.

Das ganze Schlossareal wurde bewirtschaftet. Es wurden Gerste und Kartoffeln im grossen Stil angebaut. Ein Grossteil des Schlossparks wurde als Kartoffelfeld genutzt.

Ich habe diese schwierige Zeit zum Glück selber nicht erlebt, nur oft davon erzählen gehört wie gesorgt wurde, dass alle St. Andreäsler immer genug zu essen hatten. Das war auch



259 Im Jahr 1939 beginnt der St.-Andreas-Kriegsrapport des Obergärtners Ernst Ast.



260 Es wurden im Schlosspark während der Kriegsjahre in grossem Stil Kartoffeln angebaut.



261 Unter einfachsten Bedingungen musste die Gerstenernte eingefahren werden.

ein Glück für meine Eltern, die sich selber und dazu vier Kinder zu versorgen hatten. Als der Krieg vorbei und ich schon zweijährig war, hat Herr Ast seinen Rapport wie folgt zusammengefasst:



262 Schlussbericht des Obergärtners Ast im Jahre 1947.

Zurück in die Friedenszeit. Sonntags war für Baba nicht immer arbeitsfrei. In regelmässigen Abständen hatte er spezielle Aufgaben zu erledigen. Wir sagten jeweils, er hätte «Dienst»,



263 In diesem kleinen Puppenhäuschen spielten die Schloss-Kinder.

Dienst nach Vorschrift, aber auch immer etwas mehr: Nebst den Gärtnerarbeiten «Abdecken» oder «Decken» der Gemüsebeete musste er im Winter heizen, im Sommer die Gewächshäuser beschatten und belüften. Eine besondere Attraktion auf dem Weg zur Gärtnerei war für uns der Schlosskinder-Spielplatz.

Immer wieder bewunderten wir das Puppenhüsli, ein kleines Paradies für Kinder, aber beeindruckt waren wir vor allem vom grossen langen «Ritiseili». Wenn Toni und ich an diesen langen Seilen schaukelten – er stehend und ich sitzend – katapultierte er uns durch seinen starken Schub gefährlich weit hinauf.

Es war für uns spannend, Sonntags-Dienst mit Baba zu erleben. Nicht zuletzt deshalb, weil wir wussten, dass es immer etwas Feines zu essen gab. Auf dem Weg unterhalb des Schlosses stand am Güggelturm ein Mirabellenbaum mit süssen Früchten und in der Gärtnerei gab es eine gut schmeckende, reife Tomate als kleinen Lohn für die Mithilfe. Während Baba im



264 Baba heizte ein, während ich irgendetwas Mutigeres wagte.



265 Ich hakte ein Dachfenster aus. Scherben, nichts als Scherben!

Heizungsraum Kohle in den Ofen schaufelte, schlich ich davon, denn ich kannte Vaters geschickte Tätigkeit, wie er jeweils die Kohle mit einer speziell schmalen Schaufel mit sicherer Hand zielgenau in die Glut schleuderte. Ich wollte stattdessen diese Zeit nutzen um etwas Neues zu entdecken.

Einmal hantierte ich an einem Fenster am Tomatengewächshaus in der Absicht, Baba zuvorzukommen um ihn damit zu überraschen. Ich wollte beweisen, mutig und kräftig zu sein und wagte es, ein Fenster allein hochzuheben, um zu lüften, so wie es Baba immer tat. Ich hob an, stiess kräftig mit einem eigens dafür hergestellten Stab nach oben und liess anschliessend das Fenster ganz langsam nach unten gleiten, um den Fensterahmen an der Einhängung zu fixieren. Die Idee war gut, doch meine Kraft zu gering.

Ich bemerkte, wie das schwere Fenster langsam doch unaufhaltsam gefährlich gegen mich

rutschte, und so gab es nur noch ein Lösung: Nichts wie weg! Baba hörte das Gekirre, stürmte sofort aus der Heizung, rannte zu mir und erkannte sogleich das Ausmass der Beschädigung. Alle Gläser waren zerbrochen und der Rahmen defekt. «Was hesch au cheibs gmacht?» schimpfte Baba. Doch er war sicher auch erleichtert, dass mir nichts Schlimmes passiert war. Wie es in einem solchen Fall sein muss, passiert nicht nur ein Unheil allein, es folgt oft das nächste kurz darauf. So unglücklich verlief es auch an diesem Sonntagvormittag. Noch nie hatte ich Herrn Ast an einem Sonntag in der Gärtnerei gesehen. Ausgerechnet an diesem Tag unmittelbar nach meinem Missgeschick drehte sich der Schlüssel im Schloss des naheliegenden Gartentors und Herr Ast trat von der Seestrasse her in die Gärtnerei ein.



266 Herr Ast kam völlig unerwartet durch diese Türe herein – das Unglück war perfekt!



267 Die Orchideen im Gewächshaus mussten vor der Sonneneinstrahlung geschützt werden.

Er erkannte sofort, was passiert war und verärgert schimpfte er mit meinem Vater. Baba versuchte zu erklären, aber es half nichts. Nach kurzer Zeit knallte der Obergärtner die Holztüre zu und verschwand. Baba und ich sammelten die Scherben ein und trugen gemeinsam den defekten Fensterrahmen direkt zur Schreinerboutique in der Hoffnung, Herr von Schulthess möge uns in diesem Moment nicht begegnen. Und so zog sich der Sonntagsdienst weit in den Nachmittag hinein, bis schliesslich wieder alle Gläser eingesetzt und der Fensterrahmen repariert war.

Jahre später durfte ich dann auch schwierigere Arbeiten allein ausführen. Dazu gehörte auch das «Schatte abelo». Dabei musste ich sorgfältig die fixierte Schnur aushängen, vorsichtig durch die Hand gleiten lassen, damit die Holzlamellenstore langsam heruntergerollt werden konnten. Das Hochrollen der Store war dann viel einfacher und weniger risikoreich.



268 Mit solchen Handbaumsägen wurden die grössten Bäume gefällt.

Die mühevollle Säge-Handarbeit verlief verständlicherweise sehr langsam, doch zu guter Letzt musste es dann schnell gehen, «Schlegel a Wegge», wie ein Sprichwort sagt. Hinter diesem Sprichwort steckt der eben beschriebene Arbeitsprozess. Der Mundartspezialist Christian Schmid erklärt diese Redensart in seinem Buch «Blas mer i d Schue» (s. Abb. 269).

Jeder gefällte Baum wurde anschliessend am Boden ausgeastet, der Stamm nach genauem Meternmass abgesägt, natürlich alles wieder von Hand. Die grossen Holztrümmel wurden mit viel Kraftaufwand auf einem grossen Handwagen zum Bsezziplatz transportiert. Diese wurden mit Schlegel

Auch der gesamte Holzschlag in den Wäldern des Schlossparks war Sache der Schlossgärtner. Sogar die grössten Bäume wurden nur mit Handsägen gefällt. Baba und Herr Gisler führten gemeinsam die mühsame Sägearbeit aus, genauestens beobachtet von Herrn Ast. Zum richtigen Zeitpunkt schlug dieser dann gezielt mit einem Schlegel auf die präzise eingesetzten Bissen ein. Sobald der angesägte Baum sich bewegte und zu fallen begann, ertönte sein Kommando zum schnellen Weglaufen. Uns zuschauende Kinder schickte Herr Ast bereits vor diesem kritischen Moment auf sichere Distanz weit weg.

Will man, dass ein zu fällender Baum in eine bestimmte Richtung fällt, sägt man den Stamm von der Seite an, die der Fallrichtung entgegensteht. Ist der Stamm weit genug eingesägt, treibt man mit kräftigen, raschen Schlegelschlägen einen oder mehrere Keile in die Sägespur, bis der Baum fällt. Auch grosse Holzstücke spaltet man mit *Schlegel* und *Wegge*. Deshalb meint *Schlegel a Wegge* das geschickte, rasche Hineintreiben des Keils mit Schlegelschlägen und im übertragenen Sinn dann «Schlag auf Schlag, rasch, unverzüglich».

269 «Schlegel a Wegge» ist eine bekannte Redensart.

und Bissen – eben wieder: «Schlegel a Wegge» – gespalten. Zu guter Letzt konnte man die gespaltenen Trümmel als wunderbar aufgestapelte Holzbeige auf der Gegenseite des Holzschopfs bestaunen.

An deren Enden wurde diese mit einer fachmännisch geschichteten Kreuzbeige fixiert. Diese Holzbeige diente uns als seitliche Spielfeldbegrenzung beim beliebten Völkerballspiel. Die Äste wurden zu Weiterverwertungszwecken in den Wald unterhalb unseres Waldschlupfs geschleppt und zu hohen Haufen gestapelt. Daraus fertigte Baba wunderbare, exakt gleich grosse Holzbündel. Die kleinen, nicht verwend-



270 Holzbeige als seitliche Spielfeldbegrenzung.



271 So fertigte Baba in der Freizeit Holzbündel an.

baren Äste wurden an Ort und Stelle verbrannt. Der Kohlehaufen glühte noch während Tagen. Für mich ergab sich dadurch eine gute Gelegenheit, mit herumliegenden Ästchen das Feuer immer wieder neu aufflackern zu lassen.

Herr Ast hatte sich spezialisiert in Sachen Baumverpflanzungen.

Es wurden Bäume ausgegraben, die zu gross wurden und deshalb zu viel Platz einnahmen, danach mittels eines Flaschenzuges angehoben, auf Brettern über runde Holzbalken gerollt bzw. transportiert und so an einen neuen Standort



272 Selbst die grössten Bäume wurden unter Leitung des Obergärtners von Hand versetzt.

verschoben. Bei einer solchen Arbeit wurde mein Vater einmal unglücklicherweise unter einem Baum eingeklemmt, ich habe es miterlebt. Dank der Hilfe der anwesenden Arbeiter konnte er bald wieder ohne grössere Verletzung aus dieser Klemme befreit werden.

Als Kinder ersehnten wir den Winter und freuten uns an der weissen Pracht. Es wurde uns erlaubt, vorne im Graben und, falls im Schloss kein Besuch zu Gast war, auch ausnahmsweise hinten am Steilhang vom Kiesweg neben der Rhododendron-Gruppe Ski zu fahren. Unsere Ausrüstung mit viel zu langen und zu schweren Holzskis war für dieses Unterfangen natürlich sehr bescheiden. Es war trotzdem jedes Mal ein besonderes Erfolgserlebnis, eine Schussfahrt sturzfrei zu überstehen. Durch jede Abfahrt wurde die Piste verlängert, und zum Schluss rutschten wir ganz hinunter bis zum Mammutbaum vor dem Bambuswäldli. Ab und zu schauten uns auch Herr und Frau von Schulthess aufmerksam zu, wie wir noch ungeschickt den Hang hinunter flitzten. erinnerte sich Frau von Schulthess wohl in solchen Momenten an ihre aktive Zeit als Skirennfahrerin? Sie gewann doch einmal den ersten Preis an einem bündnerischen Verbandsrennen. Ihr Bruder Tony, an den ich mich nicht erinnern kann, soll sogar an den Olympischen Winterspielen in Bayern im Abfahrtsrennen mitgemacht haben.

Schlitteln beherrschten wir schon etwas besser. Wir vergnügten uns meistens vorne im steilen Graben oder auf dem eisigen Schlüsselrain mit unseren Davoser-Holzschlitten.



273 Unsere Skiausrüstung war sehr bescheiden.

Wenn wir allein schlittelten, dann selbstverständlich auf dem Bauch oder in einer Gruppe als Schlitten-Kolonnie. Jeweils der vorderste als Steuermann lag auf dem Bauch und hakte mit den Füßen beim zweiten Schlitten ein. Der zweite wie auch die folgenden taten dies ebenso. Der hinterste stand mit den Händen am Schlitten zum Anschieben bereit. Dann schob dieser an und sprang gekonnt mit einem Sprung wie beim Start im Skeleton auf seinen Schlitten. Die Schussfahrt nahm mit lautem Gebrüll und Gejauchze ihren Lauf.

Es war uns auch bewusst, dass Schlitteln gefährlich sein kann. Die Freundin meiner Schwester Margrit, Claire Lustenberger (die Schwester des späteren St.-Andreas-Hauswartes Paul Lustenberger), erlitt beim Schlitteln auf dem Schluecht-Hang einen folgenschweren Beinbruch. Deshalb erinnerte mich meine Mutter immer wieder, beim Schlitteln vorsichtig zu sein.



274 Der Davoser Holzschlitten hat sich bis heute bewährt.

«Jooo, ich passe dank scho uuf!» gab ich jeweils etwas unmutig zur Antwort. Insgeheim war ich natürlich überzeugt, dass uns Buben – besonders mir – nichts Derartiges passieren könnte.

In strengen Wintern mussten unsere Gärtner eine besonders harte Arbeit verrichten, nämlich Schnee pflügen. Dafür lagen im Holzschopf zwei Geräte bereit, ein «Zweispänner» und ein Einmann-



275 An Stelle von zwei Pferden zogen zwei Gärtner den Schneepflug.

Pflug. Bei beiden Pflüge befanden sich seitlich je zwei Bretter, die in der Mitte mit Querstangen fixiert wurden. Mit diesem Spitzdreieck wurde der Schnee beidseitig weggeschoben. Der Zweispänner wurde für die Schneeräumung breiter Wege eingesetzt, wobei zwei Männern mit einem Seil das Gefährt zogen und ein dritter den Pflug hinten an einem dicken Balken steuerte.

Der Einmannpflug war jedoch hinten nur mit einem langen Stab versehen, an dem ein Gärtner schieben musste. In beiden Fällen war dies Schwerstarbeit. Inspiriert durch diese Tätigkeit der Gärtner bauten wir Kinder ganz allein eigene kleine Pflüge. Alte Bretter, rostige Nägel, ein Strick oder ein Rundholz zum Ziehen oder Stossen, war unser bescheidenes Baumaterial. Daraus bastelten wir den eigenen Pflug, und damit konnten auch wir beim Schneeräumen helfen.

Wenn früh im Herbst oder auch noch spät im Frühling Schnee fiel und alle Bäume im Laub standen, war es die Aufgabe der Gärtner, bereits in den frühen Morgenstunden die Bäume vom Schnee zu befreien. Baba kam nach diesen Arbeiten jeweils tropfnass und leicht unterkühlt zum Morgenessen.

Frühlingszeit war auch Zeit für Hochzeitsfeste. Beinahe jeden Samstag feierte eine Gesellschaft in der Kapelle St. Andreas. Dieser Anlass bedeutete für uns Kinder besonders eines, nämlich Füürschtei! Da diese Hochzeitsfeiern meistens am späteren Vormittag stattfanden, waren wir zur selben Zeit auf



276 Auf diesen schweren Ketten warteten wir ungeduldig.

dem Heimweg von der Schule. Unten an der Ulmenallee bei der grossen Eisenkette warteten wir ungeduldig auf die Hochzeitsgesellschaft. Eine Verspätung schätzte unserer Mutter gar nicht, da sie immer auf zwölf Uhr das Mittagessen zubereitete. Und zudem legte Baba grossen Wert darauf, pünktlich zu essen.

Wenn die Hochzeitsgäste, meist die Braut im weissen Schleier voraus, sich uns näherten, riefen wir aus vollen Kehlen: «Füürschtei – Füürschtei – ...!», und schon flogen die Schleckwaren im hohen Bogen direkt in unsere Hände, über uns und manchmal sogar in die hinter uns liegenden Stechpalmengebüsche. Doch ein Stich von diesen Dornen wog weniger schlimm als ein verlorener «Füürschtei». Überglücklich und mit



277 Der Privat-Eingang zu unserem Park neben dem Chauffeurhaus.

vollen Säcken, aber mit einem schlechten Gewissen, drängten wir nun ungeduldig durch die Holztüre neben dem Chauffeurhaus mit der Aufschrift «Privat – kein Durchgang», rannten den Zickzack-Weg hinunter, am Obergärtnerhaus vorbei und im Endspurt legten wir das letzte Stück des Kiesweges bis zum Waldschlupf zurück.

Ausser Atem keuchend und zu spät zum Essen, entschuldigten wir uns bei den Eltern. Sie ärgerten sich jedoch nicht allzu sehr, denn sie wussten, dass an Samstagen immer beim Läuten der Kapellen-Glocken eine Hochzeit stattfand. In solchen Fällen warteten sie nicht auf uns. Wir hatten ja ohnehin keinen grossen Hunger mehr, denn wir schleckten im voraus doch schon mehrere Feuersteine.

Zum Schloss St. Andreas gehörten selbstverständlich auch Hunde. Ich erlebte einige ungute Momente und fürchtete mich deshalb immer wieder vor diesen Vierbeinern. Sie bemerkten immer als Erste, wohl instinktiv, dass sich da ein Lausbub unerlaubterweise irgendwo im Schlosspark aufhielt, vorzugsweise am Weiher beim Fischen. Wild bellend stürmten sie dann den Schlosshang hinunter, bis Herr von Schulhess sie wieder



278 Vor dem grauen Schlosshund Carino hatte ich am meisten Angst.

zurückpiff. Einer der gefürchtesten Hunde hiess Carino. Noch sehe ich diesen für mich unangenehmen grauen «Bäzger» mit den langen Haaren, die ihm manchmal beinahe ganz die Augen zudeckten. Trotzdem erspähte er mich mit Sicherheit immer ganz genau.



279 Trauriger Fund: Carino war in diesem Brunnen ertrunken.

Eines Tages erschien Herr von Schulhess ganz betrübt – was bei ihm eigentlich nie der Fall war – bei uns im Waldschlupf und erkundigte sich besorgt, ob wir Carino irgendwo gesehen hätten, er sei nicht ins Schloss zurückgekehrt, was noch nie passiert sei.

Selbstverständlich beteiligten wir uns alle sofort an dieser Suchaktion und riefen laut im Wald und am See «Carino! Carino! ...», aber wir fanden ihn letztendlich doch nicht.

Einige Tage später teilte uns Herr von Schulhess sehr traurig mit, dass Carino im Brunnen unterhalb der Gärtnerei tot aufgefunden worden sei. Kurze Zeit später war der Schlossherr wiederum Besitzer von drei kleinen wilden Hunden. Sie hatten dieselbe Aufgabe, nämlich als Wächter und Aufpasser im Schlosspark fremde Eindringlinge mit lautem Bellen sofort anzukündigen. Und dies taten sie, wie vormals Carino, mit grosser Zuverlässigkeit.

Jedes Jahr fand die Fronleichnams-Prozession statt. Selbstverständlich mussten wir alle daran teilnehmen. Die Hauptstrasse



280 An der Fronleichnams-Prozession nahmen die meisten Chamer Katholiken teil.



281 Oft marschierte ich in der Jungwacht-Kluft an Prozessionen mit.

in Cham blieb während dieser Zeit gesperrt. Viele Fenster und Türen der Strasse entlang wurden bunt geschmückt. Bei einer solchen Prozession nahm halb Cham teil, zumindest die meisten Katholiken. In der Mitte der Kolonne marschierte jeweils Pfarrer Muff mit der Monstranz. An einzelnen vorgegebenen Stationen gab es einen Halt mit Gebet. Am Wendepunkt der Prozession beim Schloss St. Andreas stand immer ein schön geschmückter Altar. Selbst die Fenster des Schlosses wurden mit Blumen geschmückt.

Ich war natürlich sehr stolz, dass ich meinen Schulkameraden erzählen konnte, dass auch mein Vater beim Aufbau des Altars vor dem Schloss tatkräftig mitgeholfen hatte. Eigentlich wäre ich jeweils an diesem Wendepunkt der Prozession meist lieber direkt nach Hause gegangen, als gelangweilt nochmals den gleichen langen Weg zurück in die Pfarrkirche mitzumarschie-

ren, um anschliessend denselben Weg ein viertes Mal zurückzulegen.

Als Jungwächter gab es jedoch kein Ausscheren bei einer Prozession. Ich wäre beim Davonschleichen im grünen Hemd sofort aufgefallen, und dies hätte Folgen gehabt.

Auch wenn ich an solchen Anlässen nicht immer stolz war, im grünen Hemd hinter einer Fahne zu marschieren und laut zu singen «Lasst die Banner wehen – über unser'n Rei-ei-en; alle Welt soll sehen, dass wir neu uns Weih-ei-en ...», bleibt die Zeit in der Jungwacht für mich unvergesslich: Die vielen abenteuerlichen Stunden an Samstagnachmittagen im Städtlerwald, die Scharnachmittage in den Hünenberger-Wäldern und vor allem die Lagerferien wie zum Beispiel in Tinizong. Einmalig eindrücklich bleiben mir die langen Bahnfahrten in Erinnerung – wenn möglich mit dem Kopf aus dem Fenster – dann die Nacht-Spiele, die Schnitzeljagden, die waghalsigen Flussüberquerungen an hängenden Seilen (verbunden mit schmerzenden Brandwunden), das Stauen von Bächen, das Abkochen mit den schwarzen Kesseln, die vielen Wettspiele, aber auch die besinnlichen Momente.

Jedes Mal, wenn ich ins Engadin fahre, lege ich am Dorfbrunnen in Tinizong einen kurzen Zwischenhalt ein und erinnere mich gerne an dieses einmalige Jungwachtlager.



282 14 Ferientage in Tinizong – ein unvergessliches Jungwachtlager.



283 Unser alte Waldschlupf (im Vordergrund) stand bereits um 1900.



284 Zurück ins neue Zuhause.

Die Kindheit ging schnell vorbei, und alle sechs Kinder folgten ihren eigenen Lebenswegen. Auch die Nachbarskinder der Obergärtner- und der Chauffeurfamilie lebten nicht mehr zu Hause. Letztendlich wohnten nur noch meine Schwester Rita und ich im neuen Vierfamilienhaus im Waldschlupf. Anfänglich hatten wir etwas Mühe, uns an die neue Wohnsituation zu gewöhnen.



285 Während der Bauzeit des Waldschlupfs 2 wohnten wir im Bänihaus.



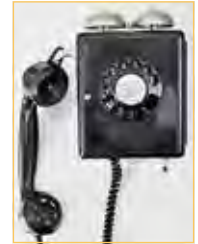
286 Der neue Springbrunnen ist ein Geschenk von Frau und Herr von Schulthess.

Die Mitteilung von Frau und Herr von Schulthess kam überraschend, als sie uns bekannt gaben, dass unser alter Waldschlupf abgerissen und an derselben Stelle ein neues Mehrfamilienhaus gebaut werde. Dies traf uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wir hätten noch weiterhin gerne in unserem alten Waldschlupf gewohnt. Aber dieser Entscheid war zu akzeptieren. Doch wo sollten wir während der Bauzeit wohnen? Zum Glück hatte mein Bruder Toni viele gute Beziehungen in Cham. Es ist ihm gelungen, für die Dauer des Neubaus unmittelbar neben der Pfarrkirche für uns eine Wohnung zu finden.

Ich erinnere mich gut, wie Toni und ich es genossen haben, jeweils am Sonntagmorgen so lange wie möglich im Bett zu bleiben, um dann in letzter Minute den Gottesdienst noch rechtzeitig besuchen zu können. Der Weg zur Kirche dauerte nur eine Minute! Von unserem gemeinsamen Zimmer aus hörten wir sogar das Plätschern des nahe gelegenen Kirch-

platz-Springbrunnens. Dieser Brunnen ist eine Schenkung des Ehepaares von Schulthess.

Der Umzug vom alten Waldschlupf ins Bänihaus brachte uns wenigstens einen Vorteil: Wir erhielten endlich unser sehnlichst erwartetes eigenes Telefon. Mit Stolz gab ich meinen Kolleginnen und Kollegen unsere Telefonnummer bekannt, die ich immer noch auswendig weiss: 041 36 31 69. Der aus heutiger Sicht antiquierte schwarze Telefonapparat war für uns damals sehr modern. Wir konnten nun bequem von zu Hause aus telefonieren und waren somit für andere endlich direkt erreichbar. Im alten Waldschlupf waren wir immer auf den Telefondienst der Familie Ast angewiesen.



287 Wir hatten endlich auch ein eigenes Telefon.



288 Der Umzug vom alten in den neuen Waldschlupf fiel uns anfänglich schwer.



289 Schon bald wurde unser Haus dem Namen «Waldschlupf» wieder gerecht.

Als wir nach einem Jahr vom Bänihäus wieder zurück in unsere vertraute Umgebung und in die neuen Räume samt moderner Infrastruktur einziehen durften, lernten wir die vielen Vorzüge einer neuen Wohnung schätzen.

Es begann ein neues Leben im neuen Waldschlupf. Doch die veränderte Situation, mit drei weiteren Familien im gleichen Haus zu leben, war für uns ungewohnt. Im ersten Stock logierte der neue Hauswart und Schlosschauffeur Paul Haas, im zweiten Stock wohnten wir, in der dritten Etage Oberst Hermann Stocker mit seiner Frau und im Dachstock Frau Landtwin mit ihren beiden Kindern. Nach und nach fühlten wir uns aber auch in diesem neuen Haus wieder daheim.

Ganz speziell verlief eine Begegnung, als ich im Urlaub als frisch gebackener Panzergrenadier-Rekrut auf dem Bseziplatz vor dem neuen Waldschlupf unserem Hausmitbewohner begegnete. Eben erst angekommen, traf ich den Oberst im General-

stab, Herrn Stocker. Elegant gekleidet in hellgrüner Uniform aus feinstem Stoff, breiten schwarzen Streifen an den Hosen und einem Hut mit drei dicken gelben Streifen, so stand er vor mir. Ich dagegen war einfach gekleidet in dunkelgrünen weiten Filzhosen und einem Oberteil, lediglich verziert mit einem gelben Panzergrenadier-Waffenspiegel. Ich salutierte in geübter, strammer Haltung, so wie es uns erst einige Tage zuvor eingedrillt wurde. Ganz kurz nur hielt der Oberst seinen Zeigfinger an den Hut und sagte dann freundlich: «Guten Abend, Herr Bucher.» Der ranghohe Offizier, besonders aber seine elegante Uniform, hatten mich sehr beeindruckt. Einmal nur schlüpfte ich für ganz kurze Zeit in eine Offiziersuniform.

Ein Zeitsprung – 15 Jahre später: Ich litt, trotz sehr viel Sport (oder vielleicht gerade deswegen?) unter heftigen Rückenbeschwerden. Dr. Schlegel, Sportarzt und gleichzeitig Dozent für Erste Hilfe in der Turnlehrausbildung, diagnostizierte einen Morbus Scheuermann und eine leichte Diskushernie. Diese Diagnose zu Beginn meiner Tätigkeit als junger Sportlehrer! Er verordnete



290 Panzergrenadier-Rekrut Walter Bucher grüsst den Oberst auf dem Bseziplatz.



291 Ich trug an einem Kompanieabend eine Offiziersuniform.

mir deshalb Physiotherapie und stellte gleichzeitig ein Arztzeugnis aus, das mich vom Militärdienst dispensieren sollte. Darauf musste ich vor UC antreten und wurde deshalb als dienstuntauglich eingestuft. Doch dies waren denkbar schlechte Voraussetzungen bei Bewerbungen eines Sportlehrers. Was tun? Dank meinen Beziehungen zum damaligen Hauptmann Prof. Dr. Ernst Strupler, Leiter der Turnlehrerausbildung an der UNI Bern, erhielt ich die Möglichkeit, Berufsadjutanten Schwimmunterricht zu erteilen. Ich wurde deshalb wieder als «diensttauglich» zurückgestuft, von den «Gelben» zu den «Grünen» umgeteilt und somit war ich direkt dem damaligen Zuger Kreiskommandanten Oberst Jules Steiner unterstellt. Diesen Spezial-Dienst hatte ich in Thun und Umgebung zu leisten. Nun wechselte mein früherer Waffen- und Exerzierplatz von der Allmend in ein Schwimmbad. Meine Unterkunft befand sich in derselben Kaserne wie zur Zeit meiner Rekrutenschule. Mehr noch: Mein Schlafzimmer war während meiner RS unser Kompaniebüro.

Alle meine Schwimmschüler waren Berufsoffiziere, der höchst-rangige war Brigadier Born. Ich versuchte, ihm einen korrekten Armzug beim Crawl beizubringen, doch er konnte meine Bewegungsanweisungen nicht immer optimal umsetzen!

Als Militär-Schwimminstruktoren genossen wir eine Vorzugsbehandlung. Jeder einzelne von uns erhielt einen Parkplatz im geschlossenen Kasernenareal zugeteilt. Um bei der Wache problemlos passieren zu können, brauchten wir lediglich unseren Parkausweis zu zeigen und schon ging die Schranke hoch. Wenn ich in der Mehrzahl spreche, meine ich in erster Linie Willy Erzer, einen Berufsschul-Rektor aus Basel, und mich. Auch er erhielt die Möglichkeit, Militärdienst auf diese Art absolvieren zu können, und dies hat auch er sehr geschätzt. Häufig hänselte er mich mit der Feststellung, dass ich ja

lediglich Soldat sei, er dagegen wesentlich höher gestellter Gefreiter. Mehr noch, als quasi-Vorgesetzter erteilte er mir Befehle, wenn auch nur auf neckische Art. Trotzdem, das sollte sich ändern. Als ich in einer Theoriestunde über biomechanische Grundlagen referierte, trat unerwartet der Kommandant der Militär-Instruktoren-Schwimmkurse in unseren Theorieraum. Sofort unterbrach ich meinen Vortrag und meldete: «Adjutant, Füsilier Bucher beim Theorieunterricht. Ich habe eine Frage: Wie kann ich Gefreiter werden?» «Verstanden. Das kann nur der Kompaniekommandant entscheiden!» antwortete Adjutant Michel. Meine spontane Reaktion darauf: «Bitte



292 «Gefreiter Bucher. Ich melde mich endgültig ab!»

schreiben sie auf: Adolf Durrer, Bahnhofstrasse 3, 6330 Cham!». Adjutant Michel notierte meine Informationen. Schon am nächsten Morgen, ich wollte eben im Hallenbad Weyermann in Bern mit dem Schwimmunterricht beginnen, kam Adjutant Michel mir zuvor: «Füsilier Bucher, vorträte!» befahl er. Ich stand nun in Badehosen vor der Schwimmgruppe und wartete gespannt, was passieren würde. «Sie sind ab sofort Gefreiter!» verkündete der Adjutant und übergab mir die nötigen gelben Gefreiten-Streifen. Verblüfft realisierte ich, dass ich es nun also mehr oder weniger selber geschafft hatte, doch wenigstens Gefreiter zu werden. Auf diese militärische «Leistung» bin ich heute noch ein bisschen stolz. Einige Jahre später beim Austritt aus dem Militärdienst durfte ich schliesslich alles Militärmaterial abgeben.



293 Gefreiter Bucher fährt mit einem Mercedes vor.

Zur Zeit meiner Militärschwimmkurse kaufte ich in meiner Freizeit defekte Autos und machte diese wieder flott. Am liebsten reparierte ich VW's. Einmal erwarb ich sogar einen Mercedes, das gleiche Modell wie jenes von Oberst im Generalstab, Hermann Stocker.

Mit dieser «Carosse» rückte ich nach einem Urlaubswochenende wieder in Thun ein. Ich fuhr an die Schranke und zeigte meine Parkkarte. Der Ausweis fand jedoch keine Beachtung, denn der wachthaltende Soldat ging davon aus, dass im Mercedes selbstverständlich ein Oberst im Wagen sässe und er deshalb ohne Wenn und Aber sofort die Schranke zu öffnen hätte. Mehr noch, er machte auch eine stramme Achtungsstellung. Ich reagierte sofort und grüsste mit einem Wink an meine Stirn wie damals Oberst Stocker anlässlich unserer Begegnung im Waldschlupf. Dabei hatte ich ein seltsames, aber irgendwie erhabenes Gefühl. Doch ich muss zugeben, mir war viel wohler in meiner Haut als Militär-Schwimminstruktor denn als hoher Offizier.

Die Vorstellung, einmal einen echten Oldtimer-Mercedes zu besitzen und diesen auch selber zu fahren, ging doch etwas weit, aber ich versuchte es trotzdem einmal. So erwarb ich im Jahr 1975 einen alten, rostigen und von Moos bedeckten Mercedes 300, Modell Adenauer. Der desolate Zustand erforderte nichts anderes als eine Totalrestauration. Jede einzelne rostige Schraube musste gelöst und das ganze Auto in Einzelteile zerlegt werden. Alle Teile und Schrauben ordnete ich deshalb sorgfältig in Schachteln und Büchsen und beschriftete anschliessend alles. Auch das Chassis wurde im Jahr 1976 total zerlegt und in der Metallwerkstatt Krähenbühl in Baar sandgestrahlt. Alle rostigen Stellen wurden mit neuem Blech



294 Der Traum, ein Mercedes 300 Modell Adenauer, wurde zum Albtraum.

ersetzt und das ganze Gehäuse letztendlich verzinkt. Doch zu guter Letzt wurde mir trotz grösster Sorgfalt angst und bange, denn ich ahnte, dass mir eine unübersehbar immense Aufgabe bevorstand, alles wieder zusammensetzen zu können.

Mittlerweile lagerten an verschiedenen Orten einzelne Teile: In der Garage Getriebeteile, im Keller die Sitzbänke, in der Garage Schmid in Aettenschwil der Motor, in der Scheune des Landwirts Weiss in Edlibach das professionell total restaurierte, feuerverzinkte Chassis und weitere Teile im Estrich unseres neuen Hauses in Unterägeri. Nun gab es nur noch die Flucht nach vorn. Deshalb erwarb ich 1977 einen zweiten gleichen, noch fahrtüchtigen Mercedes mit demselben Jahrgang als Kopie für den Wiederaufbau des ersten, total in Einzelteile zerlegten Wagens. Das noch fahrtüchtige Auto konnte ich in einer Scheune in Unterägeri unterstellen. 1983 gab ich schlussendlich das ganze Projekt entmutigt auf und verkaufte beide Mercedes einem Interessenten aus Deutschland. Ich erinnere mich noch gut an das erleichternde Gefühl in dem Moment, in dem die zwei vollbeladenen Lastwagen wegfuhr. Trotz vielen interessanten Erfahrungen und unzähligen Arbeits-



295 Irgendwo in Deutschland wurde mein alter Mercedes, Modell Adenauer, entsorgt.

stunden endete das ganze Vorhaben in einem grossen Verlustgeschäft. Jahre später erfuhr ich dann vom Käufer der beiden Wagen, dass er nicht den total zerlegten roten, sondern den schwarzen, noch einigermaßen intakten Mercedes (s. Foto 294), restaurieren liess. Den anderen hätte er notgedrungen auf einem Autofriedhof entsorgen müssen.

Zurück zur Zeitreise in den Schlosspark. Das ganze Areal wurde schon in Zeiten des alten Waldschlupfs von einem Argus bewacht. Dieser erschien in unregelmässigen Intervallen, einmal schon kurz nach dem Eindunkeln, dann wiederum erst in den frühen Morgenstunden. Als Kind hatte ich manchmal Angst, wenn ich nachts hörte, wie jemand über den Bsezziplatz marschierte und die Schritte anschliessend hinter unserem Haus im Wald verhallten. Einmal schlich ich ängstlich, ohne im Schlafzimmer das Licht anzuzünden, ans Fenster und lauschte gespannt, aber erspähen konnte ich keinen «Nachtgeist». Zu meiner Beruhigung erklärte mir meine Mutter am nächsten Morgen, dass diese Person ein Argus sei, eine Art Nachtpolizei. Das bedeutete auch für unsere ganze Familie einen Schutz und wir könnten uns dadurch sicher fühlen vor Einbrechern. Da ich als Kind sehr ängstlich war, beruhigte mich diese Information sehr. Wenn ich dann in meinen Jugendjahren spät nachts nach dem «Ausgang» einem patroulierenden Argus begegnete, grüsste ich ihn ganz freundlich – er mich auch.



296 Der Schlosspark wurde in unregelmässigen Intervallen von Argus-Wachen kontrolliert.

Als Bestätigung, dass der Argus wirklich den ganzen Rundgang durch den Park gemacht und alles kontrolliert hatte, musste er an verschiedenen geheimen Stellen seine spezielle Uhr mit einem Schlüssel aufziehen. Diese Schlüssel waren an verschiedenen Stellen unter einem kleinen, rostigen Deckel im ganzen Schlosspark platziert. Wir wussten nie so genau, was diese kleinen an einer Kette hängenden Schlüssel zu bedeuten hätten, bis ich einmal selber beobachten konnte, wie ein Argus beim Holzschopf stehen blieb, etwas hantierte und von dort gleich wieder mit zügigem Schritt weiter marschierte.

Meine Mutter hatte sowohl Argus-Augen als auch eine feine Nase. Zufälligerweise stellte sie eines späten Nachmittags fest, dass es beim offenen Küchenfenster ungewohnt stark nach

Rauch roch. Ein Blick hinauf Richtung Maienrain liess sie Schlimmes erahnen: «Der Maienrain brennt!» rief sie zutiefst erschrocken. Ich hörte diese Hiobsbotschaft und schon rannte ich, so schnell ich konnte, über die alte Sandsteintreppe den Kiesweg am Kistenmagazin vorbei und den verbotenen kleinen Schleichweg durchs Gestrüpp hinauf direkt zum brennenden und rauchenden Maienrain.



297 Gemeinsam mit Herrn von Schulthess trug ich den schweren Teppich in die Kapuzinerhalle.

Ohne lange zu überlegen, stürmte ich durch den Eingang und sah dort, wie Herr von Schulthess sich abmühte, den schweren und zusätzlich mit Stäben befestigten Teppich von der breiten Holzterrasse zu reissen. Ich eilte sofort zu ihm und fragte, ob ich helfen könne. «Schön, dass Sie auch kommen, Walter. Ja, helfen Sie mir hier!» sagte er mit seiner unverkennbaren Stimme. Wir rollten den vom Löschwasser bereits durchnässten Teppich zusammen und schleppten diesen in die nahe gelegene Kapuzinerhalle. Der Maienrain mit ausgebranntem Dachstock stand danach noch lange leer. Die Herrschaft plante bald darauf einen Neubau.

Die damalige Bewohnerin des Maienrains entdeckte den Brand als Erste. Beinahe zur gleichen Zeit schlug auch Kaplan Langenegger, der gleich gegenüber wohnte, Alarm.



299 Der Dachstock des Maienrains war völlig ausgebrannt.



300 Der neue Maienrain mit drei Stockwerken.

Einige Jahre später wurde der alte Maienrain, in dem Jahre zuvor schon Frau Adelheid Page gewohnt hatte, abgerissen und an der gleichen Stelle ein Neubau errichtet. Das Chauffeurhaus, das mit dem Maienrain zusammengebaut war, wurde ebenfalls abgerissen, jedoch auf dem Walchwilerberg wieder aufgebaut (Seite 58).

Mein Bruder Toni, leider viel zu früh verstorben, hatte immer ein grosses Herz für mich. Oft liess er mir sein Auto aus. An einem Freitagabend fuhr ich stolz mit seinem Peugeot 304 nach Sins. In diesem Moment fühlte ich mich wie der clevere Inspektor Colombo, der sich in seinen legendären Kriminalfilmen immer mit einem solchen Auto zeigte. Dort fand in einem grossen Zelt ein Turnerabend mit Tanz statt. Mit der Vereinsfahne marschierten die Mitglieder ein. Sie wurden von mehreren weiss gekleideten Ehrendamen begleitet. Die jungen Damen waren hübsch, doch eine erregte ganz besonders meine Aufmerksamkeit. Ich tanzte mehrmals mit ihr. So gelang es mir

schliesslich, sie zu einer Ausfahrt einzuladen. Ich prahlte, dass ich als Sohn eines Schlossgärtners in einem wunderbaren Schlosspark wohne, und dass es dort einmalig sei, nachts spazieren zu gehen. Die junge Frau liess sich von der Idee begeistern, und so chauffierte ich sie zügig durch den Herrenwald (damals noch ohne Geschwindigkeitsbegrenzung) Richtung Cham.

Neben dem Eingang zum Schlosspark parkierte ich das Auto und öffnete darauf die schwere, quietschende Eisentüre so leise wie möglich. Wir schlenderten durch den dunklen Wald, am Waldschlupf vorbei, dem See entlang und auf dem Kiesweg Richtung Weiher. Beim Känzeli setzten wir uns gemütlich hin. Wenige Minuten später kam doch tatsächlich ein Argus. Jetzt stellte sich die Frage: Verstecken oder direkt auf ihn zugehen um den Sachverhalt zu erklären. Ich nahm allen Mut zusammen, ging dem Argus entschlossen entgegen und sagte mit doch leicht zitternder Stimme: «Guten Abend. Ich bin der Sohn des Schlossgärtners Bucher und habe einer Freundin den Schlosspark zeigen wollen, doch wir gehen gleich wieder.» Der Argus zeigte grosses Verständnis und sagte: «Alles klar. Noch einen schönen Abend.» Es dauerte nicht lange, und

wir verliessen zügigen Schrittes den Park wieder Richtung Waldschlupf, auf leisen Sohlen am Obergärtnerhaus vorbei, durchs Eisentor zum Auto. Schliesslich fuhren wir auf direktem Weg wieder nach Sins zum Turnerabend.



301 Ich chauffierte nachts meine Ehrendame im Peugeot 403 zum Schlosspark St. Andreas.

Noch zur Bänihäus-Zeit hatte ich meine Lehre als Elektromechaniker in der

Papierfabrik begonnen. Nach dem Umzug in den neuen Waldschlupf kam ich bereits ins zweite Lehrjahr. Diese Jahre waren für mich prägend. Wir lernten in der mechanischen Werkstatt sägen, feilen, hobeln, fräsen, hämmern, meisseln, bohren, schmieden und schweissen. Noch rieche ich die ölgeschwängerte Luft in der mechanischen Werkstatt der Papieri. Die heutige Bezeichnung Polymechaniker wird diesem Berufsbild eher gerecht als die damalige Bezeichnung Elektromechaniker.



302 Hier war mein Arbeitsplatz im Jahr 1963.

Ab dem dritten Lehrjahr erfolgte die Ausbildung in der Elektrowerkstatt im oberen Stockwerk. Nun betrug der Stundenlohn bereits einen Franken, also 20 Rappen mehr als im ersten Lehrjahr. Eine Möglichkeit, etwas mehr Geld zu verdienen, war die Sonntagsarbeit. Die Arbeit begann jeweils um 04.00 Uhr und dauerte bis mittags um 12.00 Uhr. In nur diesen acht Stunden verdiente ich mehr als in einem Monat. Zusätzlich durften wir die Sonntagsarbeit auch noch als Freitage kompensieren.

An Sonntagen nahmen wir jeweils elektromechanische Reparaturen vor oder wechselten alte Schaltungen und Kabelverbindungen aus. Diese Arbeit wäre an Wochentagen nicht möglich gewesen, weil dafür alle Maschinen ausser Betrieb gesetzt werden mussten. Die alten, teilweise verrotteten Kabel waren noch nicht verschiedenfarbig gekennzeichnet, und deshalb gestaltete es sich schwierig, die tatsächlich schad-



303 Salesi Rüttimann (mit Nebelhorn) war oft mein Chef bei Sonntagsarbeiten.

haften Teile zu erkennen. Oft fehlten auch noch die dazu notwendigen Elektro-Schematas. Ab und zu probierten wir deshalb einfach eine Variante aus. Ein Spezialist in Sachen Ausprobieren war Salesi Rüttimann. Als ich einmal die Hilfskraft von ihm war, passierte Folgendes: Wir starteten wie gewohnt um 04.00 Uhr und rissen im Eiltempo alle alten Kabelverbindungen zwischen der Schaltung und einem Elektromotor heraus, zogen neue Drähte ein und schlossen diese wiederum eher gefühlsmässig an. Nach einer solchen Reparatur befahl Salesi jeweils: «Buecher, ischalte!» Lief alles gut, sagte er: «Grandig, Buecher, grandig!» Knallte es aber irgendwo, raunte er: «Was hesch gmacht, Buecher?» Wenn mir heute zu Hause ein



304 Mein Werk-Stück der Lehrabschlussprüfung, angefertigt in den Wasserwerken Zug.

Missgeschick passiert, witzelt meine Frau immer wieder: «Was heisch gemacht, Buecher?»

Dank meines äusserst vielfältigen Berufs bin ich heute in der Lage, die meisten Unterhalts- und Reparaturarbeiten im und um unser Haus selber auszuführen.

Oft bin ich heute mit Gartenarbeiten beschäftigt. Wenn ich jeweils Kies reche, kommt es mir vor, als höre ich Baba bei seiner Arbeit, wie er stundenlang behutsam und sorgfältig die Kieswege im Schlosspark ausebnete.

Mein Lehrmeister Werner Bauder war während meiner Lehrzeit nebenamtlich Badmeister im Chamer Strandbad. Für den Wasserskisport engagierte er sich sehr, doch selber Wasserskifahren sah ich ihn nie. Er war die treibende Kraft bei der Gründung des Seerettungsdienstes Ennetsee und ermutigte mich, die Leitung dieser Organisation zu übernehmen. An der Generalversammlung wählte man mich zum Chef des Seerettungsdienstes. Bei Rettungsaktionen konnte ich vielen in Seenot geratenen Menschen helfen. Für mich stand jedoch nicht immer nur das Helfen an erster Stelle, sondern die verschiedenen abenteuerlichen Situationen. Ein besonderes kribbelig Erlebnis war, mit dem kräftigen Böschboot bei hohem Wellengang und stürmischen Winden hinaus zu preschen.

Gut segeln zu können war bei bestimmten Rettungsaktionen von grossem Nutzen. In einem heftigen Sturm entdeckten wir in der Kollermühle-Bucht ein Segelboot mit stark killenden Segeln. Sofort fuhren wir hinaus und sahen zwei frierende, leicht verwirrte Frauen, die sich am inzwischen gekenterten Boot festklammerten. Ich erkannte sie sofort, die Direktorin der Victoriawerke Baar, Frau Rossel und ihre Tochter. Wir forderten beide auf, in unser Boot zu steigen, um sie sicher ans Ufer zu bringen. Erleichtert nahmen sie dieses Angebot

dankend an. Anschliessend setzten wir sie sicher am Segelsteg ab. Darauf preschten wir bei hohem Wellengang mit dem starken Böschboot zurück zum Segelboot. Dort schwamm ich zum gekenterten Boot, richtete es auf, stieg ein und kehrte alles Nötige vor, um anschliessend – mit etwas Stolz – den ganz neuen Corsar allein an den Steg zu segeln.

Teil meiner Aufgabe war auch, möglichst viele Menschen für das Rettungsschwimmen zu motivieren. Zuerst war ich Assistent des damaligen Dorfpolizisten Zürcher und später leitete ich die Kurse selber als ausgebildeter Rettungsschwimm-Instruktor. In Teamarbeit mit meinem Jugendfreund Toni Trottmann gelang es uns, viele junge Chamerinnen und Chamer für das Retten im Wasser zu begeistern. Beim Unterrichten unter oft sehr schwierigen Wetterverhältnissen, kaltem Seewasser und ganz bescheidenem Übungsmaterial, haben wir uns einige wichtige didaktische Grundlagen angeeignet. Natürlich gehörte bei dieser Tätigkeit ab und zu auch etwas Showtime dazu. Zur Freude vieler Interessierten organisierten wir möglichst spektakuläre Demonstrationen im Strandbad Cham und führten vor, wie man sich beim Retten im oder am

Wasser richtig zu verhalten habe.

Zu unseren Rettungs-Aktivitäten gehörten auch risikoreiche Experimente. So übten wir beispielsweise das Abspringen in voller Fahrt vom Heck des schnellen Bösch-Bootes Zägg. In enger Hockstellung und geschützt



305 Tipps und Informationen zum Verhalten bei einer Wasserrettung.

mit einem Taucheranzug liessen wir uns in voller Fahrt rückwärts ins Wasser fallen. Darauf schleuderte es uns jeweils mehrmals in alle Richtungen. Diese kleine, aber nicht ungefährliche Show gehörte selbstverständlich auch zur Demonstration vor dem Chamer Strandbad dazu. Diese Vorführung beeindruckte die vielen Zuschauer sehr.

Ein wichtiges Rettungsgerät war für uns das «Hawaii Kiki Brett», ein hohles aus Holz gefertigtes Brett. Dank dem runden Bug und dem spitzen Heck dieses Gleitbrettes konnte der Retter bäuchlings mit beidarmigen Armzügen wie beim Delphinschwimmen kurzfristig hohe Geschwindigkeiten

erreichen. Mit relativ geringem Aufwand war es möglich, den zu Rettenden schnell in Sicherheit zu bringen. Mit einem Unterarmgriff von hinten konnte der Retter den Rettling am Brett sichern und wegtransportieren.

Dieses Rettungsgerät benutzten wir natürlich auch als attraktives Spielgerät. Wer auf dem wackeligen Brett am längsten aufrecht stehen konnte, ohne ins Wasser zu fallen, vollbrachte eine meisterliche Leistung. Mit demselben Brett



306 Das Hawaii Kiki Brett war für uns ein Rettungs-, aber auch ein Spielgerät.



307 Mono-Wasserskifahren wurde bereits im Jahr 1935 vor dem Castellino ausgeübt.

Mono-Wasserski zu fahren, glaubten wir neu entdeckt zu haben.

Doch es wurde bereits in den 40er Jahren auf dem Zugersee Monoski gefahren. Aber auch Wasserskifahren war schon damals aktuell. An Stelle von breiten Wasserskis mit Gummibindung, mit denen man sich barfuss bequem anschnallen kann, wurden ganz normale Skischuhe und Holzskis verwendet. Zum Glück hatten die damaligen Holzskis noch keine Metallkanten!

Im Rahmen eines grossen Events der Feuerwehr Zug, der Seepolizei und des Seerettungsdienstes Cham-Ennetsee sollten Toni Trottmann und ich demonstrieren, wie man sich in einem Auto, das in einen See gefahren ist, zu verhalten habe. Es war abgesprochen, dass wir in einem alten, ausrangierten Opel



308 Es war unheimlich, im sinkenden Opel auszuharren, bis er ganz untergetaucht war.

auszuharren hätten, bis dieser ganz untergetaucht und bis zum Dach mit Wasser gefüllt sei.

Unerwarteterweise senkte sich das Auto kopfüber. Sitzen war deshalb nicht mehr möglich, wir waren gezwungen zu stehen. Es wurde zusehends ungemütlicher. Das Wasser stieg an bis zum Hals. Da sich die Türen dieses alten Opels nur nach vorne öffnen liessen, waren auch die beiden Türfallen schon längst tief unter Wasser. Es war unmöglich, diese zu öffnen. Sofort nahmen wir unsere zur Sicherheit mitgenommenen Tauch-

«Man muss die Nerven behalten», so einfach äusserte sich der 22jährige Lehramtskandidat Walter Bucher aus Cham, der zusammen mit einem jungen Chamer Dorfgenossen als Medium in der Unglücksattrappe am Steuer sass. Nachdem das Auto mittels eines langen Seiles von einem starken Motorboot durch das kalte Wasser an die vorgesehene Stelle gezogen worden war, machte es langsam einen Kopfstand auf der Kühlerhaube, um hieraus allmählich in 12 Meter Tiefe zu glucksen. Noch hatte die Intensität der aufsteigenden Blasen nicht merklich nachgelassen, erschien bereits der blonde Haarschopf von Walter Bucher an der Wasseroberfläche. Dann sah das stauende Publikum mit offenem Mund zu, wie die beiden Versuchskaninchen zügig ans bevölkerte Land crawlten und sich bubelnd vor dem bereitgestellten Mikrofon postierten. Abermals ergriff Pilot Bucher das Wort: «Weil am alten Opel dies und jenes klemmte, nahmen wir vorsorglich einen Hammer mit. Sonst muss man einfach warten, bis das Wasser etwa 10 cm unter das Dach angestiegen ist. Erst wenn es so weit

geräte zur Hand und begannen am Lungenautomat zu atmen. Die Sicherheitstaucher, die während des Absinkens des Wagens von ausserhalb alles kontrollierten, bemerkten auf Grund unseres nervösen Gestikulierens schnell, dass etwas nicht in Ordnung war. Kurz entschlossen schlugen sie die Türfenster von aussen ein, rissen die Türen auf und somit gelang es, uns aus dieser misslichen Situation zu befreien.

Die Theorie, dass man im Wasser in einem sinkenden Auto lange ausharren soll, ist völlig falsch. In einer solchen Not-situation gilt es, so schnell wie möglich das Auto zu verlassen. Der Pressebericht von damals entsprach nicht ganz der Tatsache, dass wir genügend Nervenstärke bewiesen hätten um auszuharren, es war zu stressig. Zum Glück sorgten wir bei diesem Experiment im voraus für umfassende Sicherheit.

Die Lehrzeit in der Papieri zog schnell vorbei. Noch während der RS konnte ich zur Lehrabschlussprüfung antreten und wurde bald darauf als Elektromechaniker diplomiert. Jetzt kam die Zeit, genug Geld zu verdienen, um auf eigenen Füüssen zu stehen.

Während der RS gab es jeweils nach dem Besuch des Sonntags-Gottesdienstes ein Treffen der Chamer Jugendlichen vor dem Haupteingang der Kirche. Nicht mit meiner Uniform, sondern mit dem gelben Kennzeichen des Panzergrenadiers beeindruckte ich manche Kollegen. Es wurden nämlich pro Jahr und Jahrgang nur zwei sehr sportliche Stellungspflichtige als Panzergrenadiere des Kantons auserwählt. Bei einem solchen Sonntags-Treffen kam ein Herr auf mich zu, dem ich bis anhin noch nie begegnet war und fragte mich: «Sie haben doch soeben die Lehrabschlussprüfung bestanden. Wären Sie interessiert, bei mir zu arbeiten?» Überrascht von dieser Offerte, doch interessiert, stellte auch ich ihm einige Fragen. Darauf einigten wir uns noch auf dem Kirchenplatz und er bestätigte mir sein Angebot: 1000 Franken Monatslohn.

Das bedeutete 200 Franken mehr Lohn als in der Papierfabrik. Die Firma Heusser in Cham engagierte mich als Pumpen-, Strassenmaschinen-Mechaniker und auch als Mörtelkuli-Spezialist, mit Stellenantritt unmittelbar nach der RS. Mit Zuversicht trat ich die Stelle an, doch schon nach drei Monaten wurde klar, dass mir diese Arbeit für meine Interessen keine Perspektiven bot, zumal ich dauernd unterwegs war und kaum Möglichkeiten fand, Sport zu treiben. Darauf unternahm ich einen neuen Anlauf bei der Landis und Gyr in Zug als Starkstromlaborant, doch bald stellte sich heraus, dass auch diese Tätigkeit mich nicht genügend faszinieren konnte.



310 Ich fühlte mich in der Landis und Gyr auch als Starkstromlaborant nicht wohl.

Mit jugendlicher Neugier interessierte ich mich während dieser L&G-Zeit für die Geschichten und spannenden Schilderungen meines spanischen Arbeitskollegen Fernandez. Er erzählte mir von seinen abenteuerlichen und äusserst gefährlichen Einsätzen als Fremdenlegionär in Afrika. Nach verschiedenen, brutalen



311 Fernandez hat zum Glück die Zeit als Fremdenlegionär überlebt.

Kriegeinsätzen, in denen auch er Menschen erschossen hatte, fühlte er sich jedoch äusserst glücklich, dass ihm die Flucht aus dieser Legion gelungen war und er wieder heil nach Hause kehren konnte.

Die Vorstellung meines Berufsbildes wurde immer klarer: Ich wollte unbedingt Turn- und Sportlehrer werden. Doch dafür war ein Primarlehrerdiplom oder ein Maturitätsabschluss erforderlich. Durch einen glücklichen Zufall erfuhr ich vom ehemaligen Kollegen des KTV Cham, Bruno Freimann, dass es neuerdings in Luzern eine Möglichkeit gäbe,

sich vom Berufsmann zum Primarlehrer ausbilden zu lassen. Mit Freude packte ich diese einmalige Chance beim Schopf und erwarb das Primarlehrerpatent des Kantons Luzern.

Bald darauf stand für mich das Tor zur ETH offen. Täglich pendelte ich vom Waldschlupf nach Zürich und zurück. Mein Studienkollege Bärli Körner holte mich meistens mit seinem alten VW Käfer direkt vor der Haustüre ab und chauffierte mich beinahe bis vor den Eingang der ETH. Dank Beziehungen von Bärli's Vater zum Hochschul-Hauswart durften wir unmittelbar vor der Hochschule parkieren. Viele Studierende haben uns deswegen beneidet. Es war für mich eine erlebnisreiche, unbeschwerte Zeit.

Zeitgleich spielte ich noch Eishockey in der ersten Mannschaft des Eissportvereins Zug (EVZ) und erlebte den Aufstieg in die erste Liga, gemeinsam mit Hans-Martin Oehri, dem heutigen Präsidenten von Cham Tourismus. Nach dem Aufstieg in diese Liga wurde der grosse Trainingsaufwand für mich zu gross. Das faszinierende Sportlehrer-Studium stand für mich an erster Stelle. Deshalb beendete ich meine kleine Eishockeykarriere, die damals auf dem Schlossweiher St. Andreas begonnen hatte, nach dem Aufstieg in die erste Liga.



312 Aufstieg von der zweiten in die erste Liga mit dem EVZ.

Noch während des Studiums bewarb ich mich um die Turnlehrerstelle in Cham und schon wenige Monate später amtierte ich als erster Turnlehrer im Dorf. Die meisten Turnstunden unterrichtete ich gerne in der damals noch neuen Turnhalle Städtli, weniger gerne auch einige Lektionen in der alten Turnhalle Kirchbühl. In diesem alten Gebäude war die Infrastruktur äusserst bescheiden und mit weit weniger Turnmaterial ausgestattet. Beide Chamer Turnhallen waren mir schon seit meiner eigenen Schulzeit bestens vertraut.

Mit viel Engagement versuchte ich, dem Sportunterricht in der Schule neue Impulse zu verleihen, indem ich Sporttage und



313 Wurde wohl früher auch in Cham noch so unterrichtet, als es noch keine Turnhalle gab?

besondere Sportanlässe organisierte (Jugendolympiade, Spielturniere usw.). Im Rahmen des Lehrerturnens versuchte ich, die Kolleginnen und Kollegen mit neuen Ideen für einen abwechslungsreichen, gezielten Sportunterricht zu motivieren.



314 Mein ehemaliger
Primarlehrer
Jakob Müller war
jetzt mein Rektor.

Im Herbst 2014 nahm ich Kontakt auf mit meinem damaligen Lehrerkollegen Christoph Schmuki. Schon nach kurzer Zeit tauchten wieder alte Erinnerungen auf und wir plauderten über alte Begebenheiten unserer gemeinsamen Chamer Lehrzeit. Eine Situation sei ihm besonders gut in Erinnerung geblieben, erzählte Christoph:

Ich war beim Unterrichten meiner Klasse in der Turnhalle Städtli. Aus irgendeinem Grund musst du während meiner Lektion ins Turnlehrerzimmer gekommen sein. Ein Einblick in die Turnhalle durch die Glastüre nebenan war gut möglich. So musst du mich gesehen haben, dass ich lediglich in Strassenkleidern unterrichtete. Diese Beobachtung hat dich sehr beschäftigt und ein diesbezüglicher Ratschlag schien dir dringlichst von Nöten zu sein. Dies hast du mir auf kollegiale aber subtile Art und Weise kundgetan. Als ich nämlich nach der Turnstunde im Lehrerzimmer eintraf, fand ich auf dem Tisch einen Zettel mit einem schönen, treffenden Gedicht. Ich nahm deine Ermahnung sehr ernst und sie wirkte auch nachhaltig! Noch lange habe ich dieses Gedicht aufbewahrt und seither nie mehr in Strassenkleidern Sport unterrichtet!

Eine ganz andere Begebenheit im Zusammenhang mit dem Turnunterricht erinnert mich an den jüngeren Kari Ulrich. Es war wieder einmal Zeit für das Chamer Fussball-Grümpel-Turnier. Vorgängig wurden im Hirsgarten kleine Fussballfelder mit fest montierten Toren eingerichtet. So standen während zwei Wochen allen Chamern zwei kleine Fussballtrainingsplätze bereit. Auch Kari wollte seinen Schülern Gelegenheit bieten, Fussball spielen zu können und ging deshalb mit seinen Schülern ins Hirsgartengelände. Zur gleichen Zeit hielt ich mich zufällig im Turnlehrerzimmer der Turnhalle Städtli auf. Im Ballgestell fehlten zwei der ganz neuen Volleybälle. Ich verdächtigte sofort Kari als Übeltäter, nahm zwei alte Fussbälle und fuhr damit hinunter zum Hirsgarten. Da spielte doch tatsächlich seine Klasse mit den neuen, weissen Volleybällen Fussball. Anständig aber sehr direkt sagte ich zu Kari, er möge doch bitte die Volleybälle mit den Fussbällen austauschen. Er tat dies ohne Widerrede und etwas verlegen bedankte er sich für den sanften Tipp.

In der Zwischenzeit hatte ich mein Sportlehrerstudium an der ETH abgeschlossen. Die Herausforderung, als Seminarturnlehrer

am Lehrerinnenseminar Menzingen unterrichten zu können, nahm ich gerne an. Diese Zeit habe ich in sehr guter Erinnerung. Nicht immer nur zur Freude der Seminaristinnen fand jedoch mein Sportunterricht sehr oft im Freien, auch im nahe gelegenen Wald statt. Doch die jungen Seminaristinnen freuten sich zusehends über die Abwechslung, im Wald sich bewegen und spielen zu können. Ab und zu inszenierte ich ein Spiel aus meiner Kinderzeit, das wir häufig auf dem Bsezziplatz vor dem alten Waldschlupf spielten: Chnebeli um! Die angehenden Lehrerinnen liessen sich dafür begeistern.

Als mein Vater pensioniert wurde, arbeitete er in den folgenden Jahren mit viel Freude bei seinem Sohn Toni in der Firma Bucher Gartenbau. Toni holte meinen Vater jeweils um Punkt 13 Uhr mit seinem VW Pick-up im Waldschlupf ab.

Als Nebenverdienst besorgte Baba den Unterhalt eines Ferienhauses mit Gartenanlage für eine wohlhabende Zürcher



315 Holzfällarbeiten mit meinem pensionierten, freischaffenden Vater.

Familie. Dieses Haus befand sich unmittelbar neben dem Strandbad. Endlich durfte er in diesem kleinen Park am See sein eigener Herr und Meister sein. Grössere Arbeiten haben wir zusammen gemästert, so zum Beispiel einmal das Fällen eines grossen Baumes vor dem Eingang des Ferienhauses.

Zum Inventar des Ferienhauses gehörte selbstverständlich auch ein schnittiges, starkes Motorboot.

Ich besorgte mit Begeisterung die Wartung dieses Schiffes, das natürlich auch immer wieder gefahren werden musste. Bei diesen Ausfahrten mit dem rassigen Schiff mit starkem Z-Motor fühlte ich mich als stolzer aber lediglich fiktiver Bootsbesitzer.

Baba's liebste Freizeitarbeit war die Pflege seines Gemüsegartens, allerdings nicht mehr im Schlossparkgelände, sondern auf einer Fläche des Gemeindeareals in der Nähe des Strandbades. Nach und nach wurde ihm auch dies zu viel. Reisen wurden zusehends ein wichtigeres Thema für meine Eltern. Erstaunlicherweise wagten sie mehrere Male den Flug nach Amerika zu Gertrude, meiner ältesten Schwester. Baba schwärmte jeweils noch lange Zeit von den vielen, eindrücklichen Ausflügen, aber vor allem von den Gartenarbeiten, die er in Gertrudes typisch amerikanischem Hausgarten erledigen durfte.

1968 war der Intensivkurs an der Lehramtsschule Luzern beinahe beendet. Zu dieser Zeit herrschte ein grosser Lehrermangel. Deshalb wurden sogar wir Lehrerstudenten benötigt, um im ganzen Kanton Luzern zu unterrichten. Mir wurden 40 Kinder der Gesamtschule Hämikon oberhalb Hitzkirch



316 Mit einem solchen Kreidler Florett brauchte ich jeden Tag nach Hämikon.

zugeteilt, Klasse 1–4. Doch wie konnte ich Hämikon erreichen? In einem Verkaufs-Inserat des Zuger Amtsblattes entdeckte ich ein gebrauchtes Kreidler Florett, ein hochtouriges, für damalige Verhältnisse schnelles, aber auch sehr lautes Töffli mit 50 cm³. Ich erkundigte mich bei Otti Furrer, ob das Florett den geforderten Preis wert sei. Er bot mir an, beim

Verkauf dabei zu sein. Nach seinem ok habe ich das Florett gleich gekauft und mein Transportproblem war gelöst.

Ich bemühte mich, mit meinem Töffli auf niedrigster Tourenzahl am frühen Morgen den Waldschlupf zu verlassen. Die verlangsamte Fahrt am Obergärtnerhaus vorbei änderte jedoch nichts am ärgerlichen Lärm, sodass wahrscheinlich Familie Ast als auch Familie Weber geweckt wurden.

Noch heute spüre ich den grimmigen Blick im Nacken, den mir Frau Weber von der langen Holzterrasse aus stehend zuwarf, wenn ich frühmorgens vorbeifuhr. Etwas hilflos versuchte ich mich jeweils hinter dem Sturzhelm zu verstecken. Nach drei Monaten war die Aufregung dieses Lärms vorbei und das dröhnende Töffli wieder verkauft.

Wenig später verursachte mein erstes Auto, mein kleiner Opel Kadett, schon wesentlich weniger Lärm.



317 Jeden Morgen früh donnerte das laute Kreidler-Florett am Obergärtnerhaus vorbei.

9 Schlosspark – adieu!



318 Adieu.

Nach 24 Jahren im Schlosspark St. Andreas kam für mich der Abschied. Ein neuer Lebensabschnitt begann. An unserer Hochzeit im Frühling 1971 ging ich zum letzten Mal den Weg hinauf, den ich als Kind hunderte Male zurückgelegt hatte, mit freudigen, aber auch wehmütigen Gefühlen: Freude auf das Zukünftige, Wehmut über das Vergangene.

Mein Studium an der ETH und die «Aktivitäten» als Hobby-Automechaniker beschäftigten mich sehr, erfüllten jedoch mein Leben nicht. Mein Traum war, zu zweit durchs Leben zu gehen und eine Familie zu gründen. Bald war ich überzeugt, die Frau meines Lebens gefunden zu haben. Nach zwei Jahren Bekanntschaft gaben wir unsere Verlobung bekannt, und noch während meiner Studienzeit haben wir geheiratet.

Bucher Walter Johann, Student, von Lengnau AG, in Chaux, St. Andreas 11, und
Amrhein Rita Maria, von Engelberg OW, in Walchwil, ans Rätli.

319 Heiratsanzeige im Zuger Amtsblatt.

Es war für mich eine Selbstverständlichkeit, in der Kapelle St. Andreas zu heiraten, wo auch schon meine Geschwister getraut wurden. Die Erlaubnis, in der Schloss-Kapelle heiraten zu dürfen, musste ich von Herrn Kaplan Langenegger einholen.

Die Anfrage beim damaligen Städtliherr (so wurde der Kaplan im Städtli genannt) wurde abgelehnt mit der Begründung, er sei zum gewünschten Zeitpunkt nicht anwesend. Die guten Beziehungen meines Bruders Willi zu früheren Priesterseminar-Kollegen ermöglichten uns, einen Ersatzpriester zu finden. Somit stand der Hochzeitsfeier in der Schlosskapelle St. Andreas nichts mehr im Wege.



320 Zuerst wollte der Städtli-Kaplan Langenegger keine Bewilligung erteilen.



Am Hochzeitstag, nach einer kurzen Begrüssung der Gäste im Waldschlupf, zog die Hochzeitsgesellschaft den Hügel hinauf zur Kapelle. Zum letzten Mal spazierte ich nun – mit meiner zukünftigen Frau am Arm – auf diesem steilen Weg, den ich als Kind unzählige Male gehüpft, geschlendert, gesprungen oder gerannt war, hinauf.

321 In dieser Kapelle haben in meiner Kindheit viele Hochzeitsfeiern stattgefunden.



322 Abschied vom Waldschlupf 1 – Beginn eines neuen Lebensabschnittes.



323 Zwei Studienkollegen musizierten im Vorhof des Schlosses.



324 Meine Schwester und Brautführerin Rita servierte der Schlossherrschaft den Apéro.

Schon lange hegte ich den geheimen Wunsch, den Apéro im Castellino durchführen zu dürfen. Doch auch hier gab's vorerst eine Absage. Frau von Schulthess begründete, dass es in dieser Jahreszeit im Castellino noch feucht und muffig und deshalb für ein gemütliches Beisammensein ungeeignet sei. An Stelle der Räumlichkeiten im Wasserschloss schlug sie deshalb vor, den Apéro ins Schloss zu verlegen. Dieser Entscheid freute uns und erwies sich im Nachhinein als richtig, da das Wetter an unserem Hochzeitstag nass und kalt war. Es war ein besonderes Erlebnis, im Anschluss an die Trauung eine kurze Zeit in den geschichtsträchtigen Räumen (m)eines Schlosses zu verbringen.

Besonders gefreut hat uns die Teilnahme der Schlossherrschaft am Apéro.

Erst Jahre später erfuhr ich, dass Frau und Herr von Schulthess auch am selben Tag wie wir, allerdings 52 Jahre früher,



325 Ein spezielles Lächeln am Hochzeitstag.



326 Ein warmes Lächeln vor den Mauern des Schlosses – trotz grimmiger Kälte.

ihre Hochzeit feierten. Ich erinnere mich nicht mehr, ob Frau oder Herr von Schulthess dies jemals erwähnt hatten. Das Lächeln von Frau von Schulthess auf dem Foto lässt erahnen, dass sie sich womöglich in diesem Moment an ihre eigene Hochzeitsfeier erinnerte.

Während sich die Hochzeitsgesellschaft beim Apéro im Schloss vergnügte, durften wir im Park einige Erinnerungsfotos machen.



327 Im Huckepack mit meinem nach einem Blechschaden reparierten, farbenfrohen Glückskäfer.

Andreas ab. Doch Frau und Herr von Schulthess nahmen nach der Geburt unserer behinderten Tochter mit uns wieder Kontakt auf und luden uns zu einem Tee ins Schloss ein, was uns sehr freute. An einem sonnigen Samstagnachmittag sassen wir auf der prachtvollen Schlossterrasse und plauderten miteinander in einer herzlichen Atmosphäre über Gott und die Welt.

Zu dieser Zeit wurde für meine Eltern der Weg vom Waldschlupf hinauf ins Dorf oder zur Kirche zusehends beschwerlicher. Immer häufiger besorgte nun Baba die Einkäufe, doch diese Botengänge über den steilen Fussweg via Chauffeurhaus oder Schlüsselrain ermüdeten selbst ihn immer mehr.



328 Baba bei einem seiner letzten Einkaufsgänge von St. Andreas ins Dorf.

Nach der kleinen Feier im Schloss folgte ein schönes Hochzeitsfest. Mit unserem Glückskäfer fuhren wir am folgenden Tag für einige Tage ins Tessin. Als jung verheirateter Turnlehrer stand ich schon eine Woche später wieder in der Turnhalle Städtli Cham im Einsatz.

Nach der Hochzeit brach der Kontakt mit St.

Aus diesem Grund drängte sich ein Wohnungswechsel auf. Wiederum war es Toni, der für unsere Eltern eine gute Lösung fand, wie vor Jahren während des Neubaus unseres Waldschlupfs. Toni vermittelte an der Pilatusstrasse in Cham die oberste Wohnung eines Hochhauses. Baba und Mamma willigten erleichtert ein, jedoch mit etwas Wehmut. Stundenlang hat mein Vater mit seinem alten Feldstecher, den wir schon als Kinder benutzen durften, vom Balkon der neuen Wohnung aus Richtung Zugersee und Pilatus geschaut und sich immer wieder an der schönen Aussicht erfreut. Vater und Mutter erlebten in dieser Umgebung eine schöne Zeit. Oft besuchten wir sie in ihrer heimeligen Wohnung. Mit Baba habe ich dann jeweils Musik gemacht. Beim letzten Besuch und meinem Wunsch, mit ihm wieder Mundharmonika zu spielen, sagte er jedoch traurig:

«Ech mag nümme!»



329 Baba und ich musizierten oft miteinander.

Im Herbst 1988 starb mein Vater nach einem reich erfüllten Leben. Ich hätte nie geglaubt, dass mich dieser Abschied so lange beschäftigen und so traurig stimmen würde. Er war ein lieber, guter Vater. Er bleibt für mich ein unvergessliches Vorbild.

Nachdem ich den Verlust meines Vaters einigermaßen verarbeitet hatte, nahm ich wieder Kontakt auf mit Frau und Herrn von Schulthess. In einem Brief bedankte ich mich bei ihnen sowohl für die Fürsorge von Baba nach seiner Pensionierung

als auch für alles, was wir Kinder im Schlosspark St. Andreas während unserer Kinder- und Jugendzeit erleben und erfahren durften. Nach einem darauf folgenden, interessanten und herzlichen Briefwechsel mit Herrn von Schulthess entstand die Idee, ein Buch über meine Zeit im Schlosspark St. Andreas zu schreiben.



330 Carl Rütli und ich spielten im März 1989 auf dem Vorplatz des Schlosses.

Im Jahr 1989 feierte mein Bruder Willi mit seiner Frau Käthi silberne Hochzeit und gleichzeitig heiratete sein Sohn Willi mit Esther Göldi. Anlässlich dieser Doppelhochzeit spielte ich mit meinem Freund Carl Rütli, der mir vor vielen Jahren die Grundlagen des Alphornspiels beigebracht hatte, ein Alphorn-Ständ-

chen in der Villette. Im Anschluss darauf begaben wir uns auf den Vorplatz des Schlosses St. Andreas. Frau und Herr von Schulthess erwarteten uns mit grosser Freude. Wir spielten einige Melodien – die Überraschung war gelungen.

Dieser musikalische Besuch war meine letzte Begegnung mit Frau und Herrn von Schulthess. Leider starb Herr von Schulthess bereits zwei Jahre später und bald darauf auch seine Frau. Unzählige Verwandte, Bekannte und ganz Cham nahmen von ihnen Abschied. Eine ganz besondere Ära ging zu Ende.

Nach dem Tod meines Vaters fand die Mutter im Alters- und Pflegeheim Rotkreuz ihr letztes Zuhause. Sie durfte dort nach einem arbeitsreichen Leben noch viele geruhssame Jahre verbringen und erreichte sogar das 97. Lebensjahr. Die Besuche ihrer Kinder, Enkelkinder und Urenkelkinder hat sie sehr geschätzt und sich immer darüber gefreut. Gegen Ende ihres Lebens verlor sie langsam ihr Augenlicht und wurde auch körperlich immer schwächer, bis sie uns für immer verlassen hat. Zum Abschied meiner Mutter schrieb ich folgende Verse:

Wo alli Chind wegfluge sind,
hersch's du chli ruige gro;
doh jän sind alli amige geschwind,
dich zooge bueche cho.

Was dini Händ im ganze Läbe,
für us und andri gwärhet hänt;
das chönt' die grösschi woog nid wäge,
doh jeh sind's ruhig, will's nümme wänd.

Denn hersch du s'Angelicht verlore,
hersch jetzt: "Das isch doch nid so schlimm;
ich ha zum Glück ganz guetli Ohre,
drum känn i jedes a de Stimm!"

Am Schluss hersch nur no lüvlig gredt,
bisch müed güt und hersch welle go;
schlof guet, huetter, im Himmelbett,
dies Härz, das MUERN in Himmel cho!

331 Zum Abschied meiner Mutter – Auszug aus meinem Gedicht.

Ich träumte schon als kleiner Bub, Sportlehrer zu werden. Diesen Traumberuf durfte ich dann tatsächlich während rund 35 Jahren an verschiedenen Orten ausüben. Zuerst unterrichtete ich als Turnlehrer in Cham, dann als Seminarturnlehrer am Lehrerinnenseminar Menzingen und bald darauf als Lehrbeauftragter der Sportlehrausbildung an der ETH Zürich. Ich erteilte Lektionen in den Fachbereichen Schwimmen, Tennis, Sportdidaktik vom 1.–6. Schuljahr, leitete zusammen mit Prof. Dr. Konrad Widmer das Seminar Spiel und koordinierte zu guter Letzt als Hauptverantwortlicher die ganze Sportdidaktik-Ausbildung.

1985 kam es für mich zu einem unerwarteten Führungswechsel. Heinz Keller, Leiter der Kurse für Turnen und Sport, verliess die ETH und wurde Direktor der Sportschule Magglingen. Zutiefst bedauerte ich diesen Wechsel, denn unsere Zusammenarbeit war sehr gut. Glücklicherweise durfte ich jedoch einige Jahre später, als Heinz Keller das Bundesamt für Sport führte, unter seiner Leitung das Schweizerische Lehrmittelprojekt Sporterziehung in der Schule realisieren. Seine Stelle in Zürich übernahm der Magglinger Vizedirektor Guido Schilling. Dieser Wechsel bewog mich, eine andere Tätigkeit zu suchen. Ich fand an der Pädagogischen Hochschule St. Gallen eine neue Herausforderung und unterrichtete dort einige Jahre als Dozent für Sport und Didaktik. Den Sportunterricht für die angehenden Sekundarlehrpersonen gestaltete ich neu. Mit meinen Ideen stiess ich



332 Die Ausbildung von angehenden Lehrkräften war mir ein grosses Anliegen.



333 Ich lernte bei Ueli Bodenmann das Handwerk des Ruderns.

beim umsichtigen Rektor Alfred Noser immer auf offene Ohren. Nach Jahren guter Zusammenarbeit treffen wir uns gelegentlich zum gemeinsamen Musizieren: Orgel und Alphorn.

Einer meiner prominentesten Sport-Studenten war der Spitzenrunderer Ueli Bodenmann. Während seinem zweiten Semester an der PH St. Gallen gewann er 1988 an den Olympischen Sommerspielen in Seoul die Silbermedaille im

Doppelzweier. Durch Ueli fand ich den Zugang zum Rudersport. Gerne erinnere ich mich an die ersten Ruderlektionen auf dem Bodensee, die er mir mit grosser Begeisterung erteilte. Der Rudervirus hatte mich sofort gepackt.

Anfänglich bekundete Ueli als Student etwas Mühe, meine Philosophie des spielerischen Sportunterrichtes zu akzeptieren, denn als Hochleistungssportler hatte er eine andere Vorstellung von Sport und Training. 15 Jahre später schrieb er mir in einem Mail:

Zeiten und Personen haben mich geprägt. Du gehörst dazu. Im Sportunterricht und beim Rudern mit Junioren und Jugendlichen sind deine Ideen und Ansätze aktueller denn je. Ich freue mich, dass du Dank mir auch einige (Ruder-)Erfahrungen machen konntest.

Ueli und ich hatten vor einiger Zeit die Idee, das Ruderergometer concept2 als vielseitig anwendbares Trainingsgerät auszubauen. Wir entwickelten einen Bausatz, drehten einen Videofilm dazu und veröffentlichten ein Buch. Das Erlebnis, beim Drehen des Videofilmes mit Ueli in einem Doppelzweier rudern zu können, bleibt mir in bester Erinnerung.



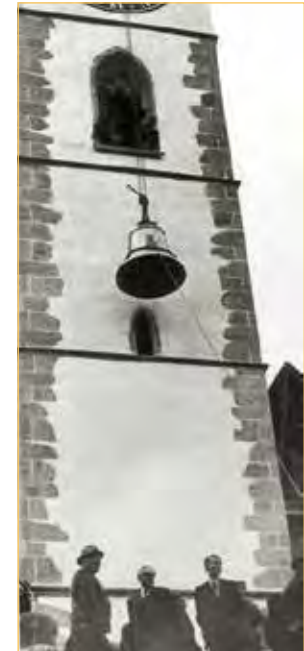
334 Im Doppelzweier mit dem Silbermedaillengewinner Ueli Bodenmann.

Nach meinen interessanten Jahren an der PH St. Gallen durfte ich beim Aufbau der PH Luzern in verschiedenen Funktionen mitwirken: Konzept der Ausbildung Bewegung und Sport; Einführung des Spezialisierungsstudiums Mediation, Aufgaben als Ombudsperson u. a. m. Seit der Gründung der PH Luzern im Jahr 2003 ist Hansruedi Schärer umsichtiger und erfolgreicher Rektor. Ich freute mich, zurückzukehren in vertraute Schulhäuser und Schulzimmer, in denen ich vor 45 Jahren als schüchterner Student meine Ausbildung zum Primarlehrer begonnen hatte.

Während dieser meiner «zweiten Luzerner Zeit» tauchten immer wieder Bilder aus meiner Luzerner Studienzeit auf, und ich erinnerte mich gut daran, wie ich denselben Schulweg wie in meiner Kindheit zurücklegte: den Schlüsselrain hoch, am Ritterhaus vorbei, der Schlossgärtnerei-Mauer entlang bis zum Hirsgarten, unter der Bahnunterführung durch, über die

Fussgängerbrücke der Lorze, dem Bahngeleise und der hohen Kirchenmauer entlang bis zum Bahnhof. Die Sicht zum Kirchturm blieb zwar verdeckt, die Kirchenglocken jedoch waren gut zu hören. Beim Glockengeläut erinnerte ich mich gerne, dass ich als Knabe mithelfen durfte, zwei der insgesamt sieben Glocken in den hohen Glockenstuhl hinaufzuziehen, zuerst die «Bruder Klausen-Glocke» und anschliessend die «Sakramentsglocke». Mit vielen Kindern stand ich erwartungsvoll in der langen Kolonne, fasste entschlossen das Hanfseil, welches über verschiedene Umlenkrollen geführt wurde, und zog auf Kommando mit allen andern kräftig die Glocke langsam hoch.

Kirchenglockengeläut ertönt immer zu bestimmten Anlässen, sei es für eine Uhrzeit, ein hohes Fest, eine Hochzeitsfeier, eine Messfeier und auch bei einem Begräbnis. In meiner Kindheit warnten die Glocken sogar vor starken Gewittern. Wenn sich jeweils bei Wind und Sturm die mächtigen Tannen rund um unseren Waldschlupf bedrohlich bogen und es im Geäst unheimlich rauschte und Blitz und Donner Unheimliches ankündete, sprengte meine Mutter Weihwasser ins Freie.



335 Glockenaufzug mit uns Chamer Kindern im Jahr 1959.

Die Chamer Glocken stimmen mich immer traurig wenn ich auf dem Chamer Friedhof am Grab meines Vaters, meiner Mutter, meines Bruders Toni oder meiner Schwägerin Marlis stehe.

Zurück zu meinem damals täglichen Weg zum Bahnhof. Oft plagten mich auf diesem Weg Zweifel, einerseits den hohen Anforderungen des Lehramtskurses (Umschulung von Berufsleuten zu Lehrpersonen innerhalb von 2½ Jahren) genügen zu können, und andererseits später wirklich ein guter Lehrer zu werden. Geprägt durch negative Erlebnisse in meiner Schulzeit setzte ich mir als angehender Lehrer das hohe Ziel, Kindern und Jugendlichen zu ermöglichen, in einer angstfreien Atmosphäre zu lernen, zu üben und zu leisten.

Ich erinnere mich sehr gut an den 21. November 1965, wie ich am kleinen Bahnhofschalter erwartungsvoll beim freundlichen Chamer Bahnhofvorstand Hans Wermelinger mit Stolz mein erstes Monats-Abonnement für unbeschränkte Anzahl Fahrten Cham – Luzern kaufte. Es kostete lediglich 28 Franken.

Noch sehe ich, wie derselbe Mann mit der leuchtend roten Bahnhofsvorstands-Mütze im kleinen Stellwerk von Hand die Weichen betätigte, wie er mit der Kelle auf dem Bahnsteig bereitstand, die Fahrgäste begrüßte (er grüßte mich mit meinem Namen) und, nach-

dem der letzte Bahnkunde eingestiegen war, dem Lokomotivführer das Zeichen zur Abfahrt gab.

Auch bezüglich Finanzierung meines bevorstehenden Studiums wurden in dieser Zeit Weichen gestellt. Ich verdiente bis anhin nur wenig Geld und war deshalb gezwungen, Wege zu suchen, das Lehramtsstudium selber zu finanzieren. Meinen Eltern war es nicht möglich, mich finanziell zu unterstützen. Deshalb ersuchte ich um ein Stipendium beim Kanton Zug. Die zuständige Instanz bot mir lediglich ein zinsloses Darlehen an. Von Kollegen aus dem Kanton Luzern erfuhr ich jedoch, dass sie ein Stipendium erhalten, mit der Auflage, dass ihnen nach Abschluss des Studienganges mit jedem Jahr Schuldienst im Kanton Luzern Schritt für Schritt das Darlehen erlassen wird. Ermutigt durch diese Nachricht stellte auch ich ein Gesuch in Luzern. Erfreut erhielt ich dasselbe Angebot, nämlich Fr. 6000.–, wie meine Luzerner Kollegen. Somit konnte ich fürs Erste bezüglich Finanzen sorgenfrei das Lehramtsstudium beginnen.

Unmittelbar nach Abschluss der Lehramtsschule begann mein Sportlehrerstudium an der ETH in Zürich. Wiederum stellte sich die Frage, wie alles zu bezahlen sei, denn mich drückte immer noch die Schuldenlast meines Darlehens beim Kanton Luzern. Etwas verzweifelt in dieser Situation fasste ich Mut und meldete mich direkt beim damaligen Regierungsrat Dr. Hans Hürlimann. Überraschend bot er mir ganz unbürokratisch einen Gesprächstermin an einem späten Freitagnachmittag an. Ich erinnere mich noch genau, wie ich etwas verunsichert an seiner Bürotüre anklopfte. Er bat mich freundlich einzutreten, und ich durfte ihm mein Anliegen schildern. Nach einem kurzen Gespräch beruhigte er mich und versicherte mir, dass der Kanton Zug die Kosten meines Luzerner Darlehens übernehmen wird. Mir fiel ein grosser Stein vom Herzen.



336 Bahnhofsvorstand Wermelinger fertigt einen Zug ab.



337 In dieser Zeit wurden die Weichen noch von Hand gestellt.



338 Der Zuger Regierungsrat Hans Hürlimann hatte mein Finanzproblem schnell gelöst.

1973 wurde Herr Hans Hürlimann Bundesrat und 1979 Bundespräsident. Bei seinen Reden und Auftritten erinnerte ich mich immer wieder an das Freitagnachmittagsgespräch, damals in seinem Büro im Regierungsgebäude in Zug.

Während meiner Tätigkeit an der ETH fanden im Restaurant «Au Premier» im Hauptbahnhof Zürich ab und zu Besprechungen mit Vertretern aus anderen Hochschulen oder Sportverbänden statt. Bei einem solchen Anlass erkannte ich an einem Tisch nebenan Altbundesrat Hürlimann. Wie vor

meiner ersten Begegnung mit ihm in Zug fasste ich auch diesmal wieder Mut, begab mich an seinen Tisch, stellte mich vor und schilderte ihm die Freitagnachmittags-Besprechung von damals, als er mich in meiner finanziellen Not grosszügig unterstützt hatte. Verständlicherweise konnte er sich nicht mehr detailliert erinnern, freute sich aber sichtlich, dass sein damaliger Entscheid positive Folgen hatte und wünschte mir darauf weiterhin alles Gute.

Nach diesem gedanklichen Ausflug wieder zurück auf meinem Weg zum Chamer Bahnhof. Zum Bild des Chamer Bahnhofareals gehörte auch das eindrücklich grosse, gelbe Saurer



339 Ein solches Postauto stand damals auf dem Chamer Bahnhofplatz.

Postauto mit Chauffeur Logeri. Dieser Bus war jeweils unübersehbar mitten auf dem Bahnhofplatz parkiert. Cham – Sins – Hochdorf stand auf dem roten Schild seitlich des Postautos. Der Fahrplan war sehr bescheiden, lediglich eine Fahrt morgens, eine mittags und eine abends. Leider war ich selber nie Fahrgast in diesem besonderen Gefährt. Eine Ausfahrt mit einem solchen Postauto – inzwischen ein Oldtimer – durfte ich 50 Jahre später, am 9. Mai 2015, doch noch erleben, anlässlich der Gartentage im Schlosspark St. Andreas.



340 Der Chamer Güterschuppen.

Jeden Morgen marschierte ich am Güterschuppen vorbei. Zur Bahnhofplatzseite hin befand sich eine hohe Rampe zum Ein- und Ausladen. Die Chamer Handwerker – auch mein Bruder Toni – holten dort ihre bestellten Materialien ab oder speidierten ihre

angefertigten Produkte via Bahn irgendwohin. Der freundliche und stets fröhliche Vorsteher des Güterschuppens, Herr Wehrli, erfüllte seine Aufgabe freudig, prompt und zuverlässig.

Für unsere Familie spielte dieser Güterschuppen einmal pro Jahr eine wichtige Rolle. Zu dieser Zeit gab es in Cham Hausierer (auch Reisende genannt), die von der Blindenwerkstätte Blidor in Adliswil verschiedenste Artikel wie Seifen, Bürsten, Waschmittel, Reinigungstücher usw. an den Haustüren zum Kauf anboten. Es waren immer zwei Männer, ein Blinder mit einem weissen Blindenstock, ein Sehender als Blindenführer. Dieses Auftreten machte die Leute darauf aufmerksam, dass das zum Verkauf angebotene Material tatsächlich in einer Blindenwerkstatt weitgehend von blinden Menschen ange-



341 *Blidor-Reisende: Ein Sehender und ein Blinder.*

deshalb meist speditiv. Wir schichteten alle Artikel sorgfältig auf unseren kleinen Handwagen und transportierten die schwere Last mühsam schiebend gemeinsam zum Waldschlupf.

Im oberen Stockwerk unseres Waldschlupf-Hauses deponierten wir das viele, platzraubende Material fein säuberlich, was den Zugang zu den einzelnen Zimmern dadurch wesentlich erschwerte. Wenige Tage später stand die aufwändige Auslieferung an. Wir nannten diese Aufgabe «verträge». Am Mittwochvormittag sortierte unsere Mutter zwecks guter Übersicht das Material nach bestimmten Ortsteilen, zum Beispiel für's Duggeli. Nach dem Mittagessen luden wir all dieses vorbereitete Material auf unseren Handwagen und wir alle, meine Mutter, meine Schwester Margrit und ich, marschierten Richtung Duggeli. Die Mutter bestimmte,

fertigt würde. Diese Reisenden, welche über gute Umgangsformen und Fachkenntnisse verfügen mussten, waren die grossen Arbeitsbeschaffer für Blidor.

Die Käufer bestellten an der Haustüre die Artikel, und einige Wochen später wurde das gewünschte Material ins Haus geliefert. Diese aufwändige Verteils- und Verkaufarbeit organisierte unsere Mutter. Als Erstes mussten wir alles Material beim Güterbahnhof abholen. Der Vorsteher, Herr Wehrli, kannte uns bereits gut, und die Übergabe erfolgte

wer zu welchem Haus gehen sollte, und dort lieferten wir die bestellte Ware ab. Natürlich hofften wir immer, dass nebst dem zu bezahlenden Betrag noch ein kleiner Batzen übrig bleiben würde, den wir jeweils als Sackgeld behalten durften. Wir Kinder waren jedoch keineswegs stolz, eine derartige Arbeit in unserer Freizeit ausführen zu müssen, aber uns blieb keine Wahl. Wenn ich in einem Haus, wo ein Kind aus meiner Klasse wohnte, etwas bringen sollte, bat ich meine Schwester, für mich dorthin zu gehen.

Dies alles hatte auch positive Seiten. Wir verdienten ein kleines Taschengeld und lernten auf diese Weise jede Strasse, jeden Weg und jeden kleinsten Winkel des Chamer Dorfes besser kennen als viele andere Kinder. Es sollte mir auch später als Ausläufer beim Denner wieder zugute kommen!

Nach diesem Abstecher in die Kinderzeit zurück zu meinen Bahnfahrten nach Luzern. Cham – Luzern, von Montag bis Samstag, jeden Tag einmal hin und zurück. Dieser aufwändige Weg während zweieinhalb Jahren hat sich für mich letztendlich gelohnt. Ich wurde Primarlehrer, später Turn- und Sportlehrer, und letztendlich Dozent für Sport.

Einen Teil dieser Wegstrecke habe ich gemeinsam mit Ferdy Firmin zurückgelegt. Wir lernten uns 1963 in einem Kurs «Schwimmen und Spiele» in Magglingen kennen.



342 *Erster Kontakt mit Ferdy Firmin an einem Kurs im Jahr 1963 in Magglingen.*

Zufälligerweise begegnete ich Ferdy erneut beim Vorstellungsgespräch bei Prof. Bannwart in Luzern. Wir beide schafften diese erste Hürde und wurden zur Lehrerausbildung zugelassen.

Nachdem wir auch den halbjährigen Vorkurs bestanden hatten, begann die Ausbildung am Lehramtskurs V1 in Luzern. Zu dieser Zeit wohnte Ferdy noch in Chur und sah sich deshalb gezwungen, irgendwo in die Nähe von Luzern umzusiedeln. Meine Mutter fand für ihn eine kleine Wohnung unweit vom Waldschlupf entfernt an der Zugerstrasse, wo früher unsere ehemalige Haushälterin Frau Pfeifer wohnte. In ihrer kleinen Stube hatte mich Frau Pfeifer jassen gelernt. Das Haus nebenan war die Ufenau, das Wohnhaus des Chamer Kaminfegermeisters Kasimir Kopp. Er war ein Chamer Original, meldete sich – zum Gelächter aller – an jeder Gemeindeversammlung zu Wort, und für uns Kinder war er ein dankbares Opfer für allerlei Streiche.

Auf einem kleinen Zugangsweg zum Haus des Kaminfegers stand auf einem Schild: Privatweg zur Ufenau. Wer dort unerlaubterweise durchmarschierte, musste mit einer gehörigen Schelte von Kasimir rechnen. Deshalb warnte ich Ferdy, diesen Abkürzungs-Weg zu benützen und erzählte ihm einige typische Episoden von diesem «Chomer» Kaminfeger:



343 Kaminfeger Kasimir Kopp war stets mit einem Fahrrad unterwegs.

Kasimir fuhr einmal pro Jahr auf seinem alten, rostigen Fahrrad zu uns in den Waldschlupf und russte unseren hohen Kamin. Schwer beladen mit allem, was er für diese Arbeit benötigte, erschien er unten im Waldschlupf.

Kasimir war ein guter Armbrustschütze und trainierte häufig. Er besass sogar eine eigene Armbrust-Schiessanlage hinter seinem Haus unmittelbar neben dem Bahngelände. Von

der nahegelegenen, erhöhten Passerelle aus, der Bahnüberführung der Bahnlinie Zug – Cham, konnten wir Buben ihn beim Training gut beobachten. Natürlich unterliessen wir es nicht, ihn aus sicherer Distanz – wie wir glaubten – zu foppen. Am selben Tag – Familie Bucher sass friedlich beim Nachtessen – polterte es heftig an der Haustüre. Meine Mutter öffnete, und gleich darauf schon stand Herr Kopp breitpurig mitten in unserer Küche. Mein Vater protestierte heftig, doch Kasimir kam direkt auf mich zu und schimpfte ununterbrochen auf mich ein. Zum Glück sass ich hinter dem Tisch, und so konnte mir nichts passieren. Nach einer weiteren eindringlichen Aufforderung meines Vaters, er solle jetzt sofort unser Haus verlassen, verschwand er murrend. Auf Babas Frage, was ich denn schon wieder angestellt hätte, schilderte ich ihm, was vorgefallen war, allerdings in leicht abgeschwächter Form!

Ferdy und ich pendelten jeden Tag gemeinsam mit der Bahn zwischen Cham und Luzern. Jede Minute dieser Fahrten nutzten wir zum Lernen. Wir bildeten eine gute Lernpartnerschaft, wie ich es schon in der Sekundarschule mit Häsi Doswald positiv erlebt hatte. Nach Abschluss der Luzerner Lehramtsschule trennten sich jedoch unsere Wege. Ferdy absolvierte die Turn- und Sportlehrausbildung an der UNI Bern und ich studierte gleichzeitig an der ETH Zürich. Sowohl Ferdy als auch ich erhielten bald darauf kleine Assistenz-Lehraufträge. Ferdy studierte weiter und doktorierte Jahre später in Psychologie und Pädagogik.

25 Jahre später kreuzten sich unsere Wege erneut. Da ich wusste, dass sich Ferdy in seinen Studien und in seiner Doktorarbeit mit der Pädagogik der Vorschulkinder befasst hatte, war er für mich, für die Mitarbeit beim Schweizerischen Lehrmittel Sporterziehung (Band 2 / Vorschule), bestens ausgewiesen. Im Jahr 2009 beendete Ferdy seine Lehrtätigkeiten an der UNI



344 Daniel Lienhard
schenkte mir zum
50. Geburtstag
das Logo
buchprojekt.

Schulsport viele Impulse vermitteln. Diese Aufgabe ermöglichte mir, bereits mit 50 Jahren mehrheitlich zu Hause zu arbeiten und mich auch früh schrittweise aus dem Berufsleben als Turn- und Sportlehrer zurückzuziehen. Nach meinem 50. Geburtstag leitete ich den administrativ mühsamen Weg zum selbständig Erwerbenden ein. Seither bin ich mein eigener Chef und realisiere verschiedene Projekte.

Das Schweizerische Lehrmittelprojekt war ein hartes und intensives Stück Arbeit. Mit Genugtuung und grosser Erleichterung erlebte ich den Abschluss dieses Projektes. Es war für mich ein gutes Gefühl, zum Abschluss Bundesrat Ogi im Nationalratssaal

Bern. Einmal mehr hatte sich für mich durch diese Zusammenarbeit ein Kreis geschlossen.

Der spielerische Sportunterricht war mir schon immer ein grosses Anliegen. Deshalb veröffentlichte ich bereits während meiner aktiven Sportlehrerzeit eine eigene Sport-Buchreihe beim Hofmann-Verlag (sportfachbuch.de > alle Sportfachbücher > Spiel- und Übungsformen). Als Projektleiter des Schweizerischen Lehrmittels Sport-erziehung konnte ich auch dem



345 Ich durfte im Nationalratssaal
Bundesrat Ogi das Lehrmittel
Sporterziehung überreichen.



346 Toni Wicky
komponierte
für mich die
Alphornmelodie
«s'Turnbuech
isch fertig».

347 Uraufführung
des dreistim-
migen Alphorn-
stücks.



vor vielen Vertretern
des Schweizer Sports
die sechsbändige
Lehrmittelreihe zu
überreichen.

Anlässlich einer der
letzten Lehrmittel-
Tagungen der Eidgenös-
sischen Sportkommis-
sion ESK in Magglingen
hatte ich die Ehre,
neben Anton Wicky,
dem bekannten
Alphornkomponisten,
das Stück «s'Turnbuech
isch fertig», zu spielen.
Er widmete und
komponierte es mir
speziell für diesen
Anlass.



348 *Im Sommer 2015 an meinem 70. Geburtstag stand ich mit dem Alphorn am Titisee; früher wäre es eine Angelrute gewesen!*

Sport bedeutet mir nach wie vor sehr viel. Wenn immer möglich treibe ich jeden Tag Sport. Ebenso wichtig ist mir aber auch das Alphornspiel. Ich freue mich, mit diesem Instrument regelmässig klangvolle Töne zu spielen, sei es allein oder in einer Gruppe. An Stelle von Sportanlagen suche ich immer mehr geeignete Plätze fürs Alphornspiel. Ein Geheimtipp für Alphornspieler ist die Umgebung am Seealpsee. Wo ich früher an solcher Stelle, ausgerüstet mit einer Fischerrute, eher nach Forellen Ausschau gehalten habe, tauche ich heute lieber mein Alphorn ins Wasser und freue mich am schönen Echo.

Heute leben wir in Freidorf in der Nähe des Bodensees. Der Standort unseres Hauses wird dem Strassennamen Seeblickstrasse gerecht, denn wir haben einen wunderschönen Ausblick auf den Bodensee.

Bei Sturm können wir von unserem Balkon aus mehr als 20 blinkende Sturmwarnleuchten rund um den Bodensee zählen. In solchen Momenten erinnere ich mich an meine Zeit am



349 *Der Name Seeblickstrasse stimmt.*



350 Bei roter Ampel musste selbst der Rote Pfeil anhalten.

Schlossgarten entfernt vorbei. Ab und zu musste er jedoch vor dem Rotlichtsignal beim Bauernhof Holzgang anhalten. Ein hastiges Ein- oder Aussteigen wäre in einem solchen Moment zwar verlockend gewesen, doch selbstverständlich verboten. Beim Regionalzug von Zug nach Cham dagegen wagten wir dies oft, wenn dieser «Bummler» an demselben Signal anhalten musste. In diesem Falle kamen wir in den Genuss einer eigenen Haltestelle, nur wenige Meter vor unserer Haustüre.

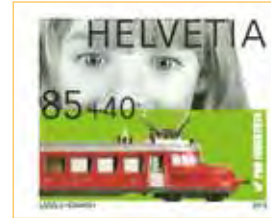
Es kommt mir manchmal vor, als hätte ich in meiner Kindheit an dieser Haltestelle im Abteil eines Roten Pfeils Platz genommen. Diese Zugreise wurde durch meine Eltern, meine Geschwister, meine Schulkameraden, verschiedene Lehrpersonen und nicht

Zugersee, die vielen Aktivitäten im Seerettungsdienst Ennetsee, die unvergesslichen Erlebnisse am Chamer Seeufer und die unzähligen kleinen Abenteuer rund um den Waldschlupf.

In unserer Kinderzeit brauste ab und zu der Rote Pfeil unweit vom



351 Es kommt mir vor, als sei ich in meiner Kindheit in einen Roten Pfeil eingestiegen.



352 Der Rote Pfeil – 2013
Sujet einer Pro Juventute-Briefmarke.

abwärts, mal aufwärts, doch meistens geradeaus. Einige wenige Male standen die Signale jedoch auf Rot, zum Glück nur für kurze Zeit. Heute kommt es mir bei der Betrachtung der Pro Juventute Marke vor, als ob das Kind fragen würde: «Ish das scho sooo lang här?»

Während meiner Zugreise nahmen im gleichen Abteil des Roten Pfeils meine Frau und später auch unsere zwei Kinder Platz. Martin, unser Sohn, ist bereits vor mehreren Jahren ausgestiegen, wohnt in Zürich, arbeitet als selbständiger Architekt und hat eine Familie gegründet. Am 21. Januar 2015 teilte er uns mit grosser Freude mit, dass wir Grosseeltern eines gesunden Mädchens geworden sind.

Unsere Freude war überwältigend. «Gesund geboren und

zuletzt auch durch das abenteuerliche und romantische Umfeld des Schlossparks St. Andreas beeinflusst.

Im Verlauf meines Lebens führte mich dieser Rote Pfeil mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten durch verschiedene Gegenden, durch Tunnels, durch herrliche Landschaften, aber auch durch trostlose Umgebungen, auch mal



353 Hannah ein Jahr später auf Entdeckungsreise.



354 Walterli von damals und Walter von heute.

liebevoll umsorgt» heisst der Titel des zweiten Kapitels dieses Buches, und das gilt jetzt auch für mein Enkelkind Hannah.

Unsere behinderte Tochter Claudia bleibt in unserem Zugabteil. Wir begleiten sie, reisen nun zu dritt weiter und versuchen so lange wie möglich, die gemeinsame Fahrt zu geniessen.

Es ist viel geschehen seit meiner Kindheit. Dies wird augenfällig, wenn man den fünfjährigen Walterli neben dem mittlerweile siebzighjährigen Walter sieht.

Mein Leben ist Bewegung, auch heute noch! Während vieler Jahre übte ich die verschiedensten Sportarten aus. Rudern lernte ich allerdings erst nach meinem vierzigsten Lebensjahr. Ich trainierte erstmals in meinem Leben regelmässig und systematisch, sowohl auf dem Ruderergometer als auch mit meinem Skiff auf dem Alten Rhein. Anstatt wie beim Schwimmen mit den Händen Vortrieb zu erzeugen, tat ich dies nun mit zwei Ruder – immer wieder, immer wieder.

Das Rudern beeinflusste immer mehr meine Sichtweise auf gewisse Dinge, da Rudern eine Sportart ist, bei der man sitzt, rückwärts schaut, sich gleichzeitig vorwärts bewegt und die Ziellinie erst sieht, nachdem man sie passiert hat. Diesen wegweisenden Gedanken nehme ich mit in meine Zukunft und versuche immer häufiger, den Augenblick zu geniessen. Ich bin dankbar für alles, was hinter mir liegt und erwarte gespannt, was noch auf mich zukommt.



355 Mit viel Zuversicht und Gottvertrauen mutig weiterrudern ...





357 Neustart.

Die Zeit im Schlosspark St. Andreas schien eine Weile still zu stehen. Wer sollte dieses Anwesen übernehmen, hegen und pflegen? Der Gemeinde Cham bot sich die einmalige Chance, dieses Prunkstück zu erwerben, doch ihre Befürchtungen waren zu gross, den Unterhalt dieser grossen Anlage langfristig finanzieren zu können. Es entstand ein ungutes Gefühl, dass irgendeine ortsfremde Institution das Schlossgut übernehmen könnte. Doch glücklicherweise eröffnete sich plötzlich eine völlig neue Perspektive.

Mit der jungen Familie Pacher gab es Licht am St.-Andreas-Horizont. Sie bezog das Haus Maienrain und schmiedete Pläne für die Zukunft des St.-Andreas-Anwesens. Zusammen mit meinem Bruder Willi erhielt ich eines Tages die Möglichkeit, Plan-Modelle einer möglichen Überbauung von St. Andreas anzusehen. Herr Pacher erklärte uns begeistert seine Zukunftsvisionen.



358 Herr Pacher öffnete meinem Bruder Willi und mir das alte Tor des Schlosses.

Die wegweisende Idee, mit Neubauten in der Parkanlage die Finanzierung des Unterhaltes der Schlossanlage auf lange Sicht sicherzustellen, war bestechend. Frau und Herr Pacher liessen ein Projekt ausarbeiten, indem das Schloss nach wie vor das Zentrum bildete, und auf den beiden Eckseiten des Schlossareals grosse Wohnblöcke stehen sollten.



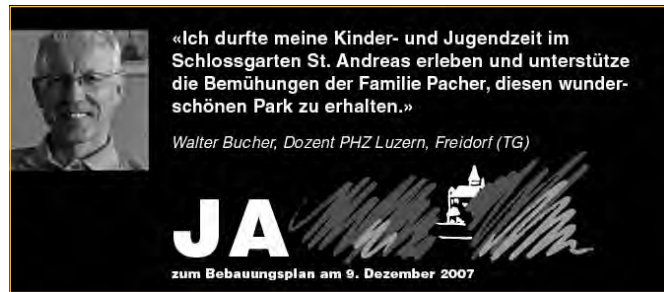
359 Das Bauprojekt der Schlossanlage war für Cham zu wichtig.

Die einzelnen Mietwohnungen in den mehrstöckigen Wohnblöcken hatten denselben Grundriss wie das Schloss. Dieser wurde gegenüber der oberen und der unteren Etage jeweils leicht versetzt. Die Idee dieser Bauweise war, dass sich alle Mieter wie eine «Schlossherrschaft» hätten fühlen können.



360 Jedes Stockwerk hätte dem Grundriss des Schlosses entsprochen.

Es folgten hitzige Debatten und viele kontroverse Diskussionen in der Chamer Bevölkerung zu diesem Projekt. Viele begrüßten die Bemühungen der Familie Pacher und fanden, es sei lobenswert, sich für den Erhalt der wunderschönen Schlossanlage zu engagieren. Auch ich war von der Pacherschen Idee überzeugt und glaubte daran, dass dies ein möglicher Weg sein könnte, den Erhalt des Schlosses und des Schlossparkareals auf lange Sicht sicherzustellen. Deshalb versuchte auch ich im Vorfeld der Abstimmung einen kleinen Beitrag zu leisten.



361 Auch ich versuchte, das Pacher-Projekt zu unterstützen.

Es kam am 9. Dezember 2007 zur Abstimmung. Obwohl der Gemeinderat und viele Chamer Bürgerinnen und Bürger dem Projekt zugestimmt hatten, wurde es von der Mehrheit in einer Abstimmung abgelehnt. Das visionäre Projekt war vermutlich – zumindest für Cham – zu utopisch und doch etwas zu mächtig. Viele Chamer hätten sich nicht vorstellen können, ihre traditionellen Volksfeste auf dem Hirsgartengelände neben einem Hochhaus zu feiern oder den gemütlichen Sonntagsspaziergang am See nicht mehr in gewohnter Umgebung genießen zu können.

Nach diesem Entscheid blieb es wieder längere Zeit ruhig um St. Andreas, jedoch nicht bei Familie Pacher, denn sie planten unentwegt weiter, gaben die Hoffnung nicht auf und suchten andere mögliche Wege.

Bis zu seiner Pensionierung arbeitete mein Vater als Schlossgärtner auf St. Andreas und fühlte sich dort zeitlebens wohl und beheimatet. Mein Wunsch war deshalb, auch einmal erleben zu dürfen, wie man sich als 65-Jähriger in einer Umgebung fühlt, in der man lange zufrieden und glücklich gelebt hat. Ich bat Familie Pacher um Erlaubnis, mit meiner Frau einen Spaziergang durch den Park machen zu dürfen, um alte Erinnerungen aufzufrischen und von meinen Erlebnissen zu erzählen. Dies wurde mir spontan gewährt. Nach unserem Rundgang, auf dem ich an vielen Stellen meiner Frau vor schwärmte, was ich alles erlebt hatte, waren wir im Maienrain eingeladen. Ich erzählte und schwärmte auch dort von meinen Erinnerungen.

Im Garten auf dem Trampolin tummelte sich der 12-jährige Clemens Pacher mit waghalsigen Luftsprüngen. In diesem Moment erinnerte ich mich an meine riskanten Sprünge ins Heu in der Scheune des Waldschlupfs.



362 *Etwa so stand ich mit zittrigen Knien jeweils oben auf dem hohen Balken.*

Bei einem herzlichen Gedankenaustausch kamen wir erneut auf den Brief von Herrn von Schulthess zu sprechen, in welchem er mich vor 14 Jahren ermuntert hatte, ein St.-Andreas-Büchlein zu verfassen. «Das sollten Sie doch wirklich tun!» doppelte nun Frau Pacher nach. Doch es blieb auch nach diesem Besuch wieder nur bei der Idee. Kaum zwei Jahre

später betrückte uns die traurige Mitteilung, Herr Ferdinand Pacher sei verstorben.

Wieder verstrich einige Zeit, bis ich erneut mit Frau Pacher Kontakt aufnahm. Dann schlug ich ihr vor, mit ihr einen Spaziergang in meine St.-Andreas-Vergangenheit zu unternehmen um ihr an verschiedenen für mich bedeutungsvollen Stellen von meinen Erlebnissen und Schlosspark-Abenteuern zu erzählen. Sie freute sich über diese Idee und wünschte, dass sie diese Geschichten auf Tonband festhalten dürfe. Am 2. September 2014 spazierten wir zusammen durch den Schlosspark.

Wir starteten beim ehemaligen Obergärtnerhaus, denn das alte, eiserne Eingangstor zum Schlossgarten war wegen den Bauarbeiten bereits abgebrochen. Nach der Schilderung einiger Kindergeschichten im Zusammenhang mit diesem



363 Vor dem ehemaligen Obergärtnerhaus begann unser Spaziergang.

Riegelhaus schlenderten wir auf dem Kiesweg der Thujahecke entlang und am Holzschopf vorbei bis zum Waldschlupf. Mit gemischten, etwas wehmütigen Gefühlen stand ich nun vor dem Neubau des dritten Waldschlupfs.

Wir spazierten weiter durch unser ehemaliges Waldschlupf-Wäldchen. Ich wünschte mir in diesem Moment, es mögen bald wieder Kinder von Bewohnern des Waldschlupfs 3 hier herumrennen, wie ich dies in meiner Kindheit tun durfte.



364 Der Waldschlupf 3 im Bau.



365 Der Waldschlupf 3 weckt Hoffnung für neues Leben auf St. Andreas.

Weiter ging es am Brüggli vorbei dem See entlang, auf dem gelben Kiesweg beim Bambuswäldchen Richtung Weiher, wiederum dem See entlang bis zum ehemaligen Saustall, der inzwischen in ein charmantes Badehäuschen verwandelt wurde. Anschliessend spazierten wir gemächlich zwischen mächtigen Rhododendrengruppen hinauf zur Schlossgärtnerei und schlussendlich zurück ins schöne, frisch renovierte Schloss. Der Spaziergang mit vielen Schilderungen endete auf der Sonnenterrasse.

Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedeten wir uns nach diesem Spaziergang im Schlosspark St. Andreas und ich versprach Frau Pacher, die eben geschilderten und einige weitere Geschichten aufzuschreiben.

Schon wenige Tage später begann ich, alte Kontakte aufzufrischen. Ich nahm Kontakt auf mit Ursula Ast, Tochter des ehemaligen Obergärtners. Die Idee begeisterte sie sogleich und sie begann sofort, von früher zu erzählen. Spontan bot sie



366 Nach dem Spaziergang in die Vergangenheit auf der Terrasse.



367 Abschied – und gleichzeitig Start des Projektes.

mir an, Unterlagen, Fotos und Dokumente ihres Vaters für das Buch zur Verfügung zu stellen.

Bald darauf nahm ich mit den Töchtern des ehemaligen Schlossschauffeurs Stuber Verbindung auf, die ich seit mehr als 50 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ich erzählte Rosemarie am Telefon von früheren St.-Andreas-Zeiten und sofort realisierte sie, wer mit ihr sprach. Unglücklicherweise entsorgte sie bei einem Umzug ihre alten Fotobücher. Sie bedauerte, dass

sie deshalb nur noch ein paar wenige Erinnerungs-Fotos aufbewahrt hätte. Gleich darauf telefonierte ich mit ihrer jüngeren Schwester Anita. Auch sie erinnerte sich gerne an unsere guten alten Zeiten und begann spontan zu berichten.



368 Die Zeitreise in meine St.-Andreas- und Chamer-Vergangenheit begann.

Zu guter Letzt nahm ich mit meinen drei Schwestern Kontakt auf. Rita, die jüngste,

war begeistert von der Idee eines St.-Andreas-Büchleins und bot mir an, mit einer eigenen kleinen Schloss-Geschichte mit dem Titel «Ich war einmal ein Engel» einen Beitrag zu leisten. Auch Margrit, die zwei Jahre ältere Schwester, schwärmte von unserer unbeschwerten Kinderzeit im Waldschlupf. Zuletzt telefonierte ich mit meiner ältesten Schwester Gertrude, welche seit längerer Zeit in Amerika lebt. Sie besuchte damals mit Mungg (Cornelia von Schulthess) die Chamer Primarschule. Auf unverkennbar typisch amerikanische Art begann sie

pausenlos zu erzählen, dass sie auch hin und wieder von St. Andreas träume und dass sie schon einmal selber die Absicht hegte, ein Buch zu schreiben mit dem Titel «Im Schatten des Schlosses».



369 Umschlag zum Buch *Start ins Leben* – im Schlosspark St. Andreas.



370 Die Fototechnik hat seither grosse Fortschritte gemacht!

Jetzt stand mir die schwierige Aufgabe bevor, alle Erzählungen und Berichte zu ordnen und aufzuschreiben. Bald reihte sich Geschichte an Geschichte, Seite an Seite. Mein Freund Daniel Lienhard gestaltete den Buchumschlag. Auf der Vorderseite bearbeitete er eine Flugaufnahme des Schlossareals, die ich selber im Jahr 1976 von einem Helikopter aus gemacht hatte. Der erste alte Waldschlupf ist auf dem hinteren Umschlag abgebildet.

Dort fand mein Start ins Leben statt.

Kurz vor der Fertigstellung des Buches ergaben sich anfangs Mai 2015 gleich zwei Gelegenheiten, meine vielen Erinnerungen mit zwei speziellen Reisen vom Bodensee an den Zugersee abzurunden.



371 Knabenklasse 2. Sek. Jahrgang 1945.

Am 8. Mai 2015 fand das traditionelle, alle 5 Jahre stattfindende Klassentreffen der 1945er statt. Wir alle besuchten vor rund 63 Jahren gemeinsam den Kindergarten. Dann folgte jedoch die getrennte Mädchen- bzw. Knaben-Primar- und Sekundarschulzeit.



372 Mädchenklasse 2. Sek. Jahrgang 1945.



373 Chamer Klassentreffen der 1945er am 8. Mai 2015.

Mittlerweile sind wir alle 70-jährig. Das Alter hat bei allen Spuren hinterlassen! Einige unserer Schulkolleginnen und -kollegen sind leider bereits gestorben. Nach einigen freundlichen Wortwechseln fanden wir uns sehr schnell wieder zurückversetzt in unsere Schulzeit. Und wie es an einem Klassentreffen üblich ist, wurde auch diesmal eine Klassenfoto gemacht. Im Unterschied zu damals jetzt alle zusammen, Frauen und Männer, vor unserem damaligen Kindergartengebäude.

Die Schulkollegin Margrit Huwyler-Matter sass beim Mittagessen mir gegenüber. Sie erzählte von der Chamer Pfadfinderzeit, nachdem sie sich wieder erinnerte, dass ich im Schlosspark St. Andreas aufgewachsen bin. Sie schwärmte begeistert von «Mungg», die sie als liebevolle, engagierte Pfadi-Leiterin an den Spielnachmittagen im und um den Turm des Schlosses St. Andreas erlebt hatte. Es seien für sie unvergesslicher Erinnerungen.

Zur zweiten Chamer Reise startete ich am nächsten Tag. Die «Gartentage» sind jährlich ein gut besuchter, traditioneller Anlass im Schlosspark St. Andreas. Mein Vater war an einem solchen Tag jeweils beauftragt, nach der offiziellen Besuchszeit dafür zu sorgen, dass alle Besucherinnen und Besucher den Park wieder verliessen. Mit Stolz durfte ich Baba dabei als «kleiner Hilfspolizist» begleiten.

Im Laufe der Jahre erweiterte Familie Pacher das Angebot für die Besucher. Im Mai 2014 spielte die Swanee River Jazz Band aus Cham mit dem Bandleader Ruedi Sidler. In gemütlicher Atmosphäre freuten sich die Gäste einerseits über die musikalische Unterhaltung am Seeufer und andererseits um kulinarischen Angebot. Nach einem Gespräch mit Ruedi, den ich seit meiner Kindheit kenne und der mir immer als erfolgreicher Fischer imponierte, kam mir die Idee, bei einer nächsten

Gelegenheit an derselben Stelle mit Alphornklängen der Alphorngruppe Bodensee die Gäste zu erfreuen.

Frau Pacher zeigte sich von meiner Idee erfreut und empfahl mir ein Gespräch mit dem Organisator, dem Präsidenten von Cham Tourismus, Hans Martin Öhri. Das traf sich gut, denn ihn kenne ich seit unserer gemeinsamen Zeit als Eishockeyspieler beim EVZ (Foto 312). Hans Martin fand die Idee überzeugend und stellte in Aussicht, er werde mein Vorhaben gerne dem Vorstand von Cham Tourismus präsentieren. Dann informierte ich meinerseits unsere Alphorngruppe, und es meldeten sich spontan 15 Spielerinnen und Spieler für diesen besonderen Anlass an. Um diese Reise vom Bodensee an den Zugersee als besonderen Ausflug zu gestalten, charterte ich ein Saurer Postauto aus den Fünfzigerjahren.

Ich wünschte mir für diese Fahrt ein Oldtimer-Postauto, weil ich in meiner Kindheit davon träumte, Postautochauffeur zu werden. Gleichzeitig freute ich mich an der Erinnerung an das gelbe Postauto, das jeweils auf dem Chamer Bahnhofplatz



374 Mein Kindertraum.

Stand, in dem der Chauffeur Logeri geduldig auf einige wenige Fahrgäste wartete. An unserer Klassenzusammenkunft vom 9. Mai 2015 standen mindesten 5 neue grosse moderne Busse auf dem erweiterten Chamer Bahnhofplatz.

Am 9. Mai 2015 reisten 15 Alphornspielerinnen und -spieler erwartungsvoll vom Bodensee an den Zugersee. Der Chauffeur parkierte das alte Postauto direkt vor dem Schloss St. Andreas. Frau Sibylle Pacher, die Schlossherrin, empfing uns herzlich. Nach einem Begrüssungsständchen vor dem Schloss zeigte ich meinen Kolleginnen und Kollegen den Waldschlupf, wo ich meine Kinder- und Jugendzeit im Schlosspark St. Andreas verbrachte. Nach einem Spaziergang durch den Park stellten wir uns an der Seemauer beim «Känzeli» auf und spielten im Verlauf des Nachmittags einige Alphornmelodien. Für mich war das Alphornspiel «Luegid vo Bärg und Tal» hoch oben auf dem Catellino-Turm (begleitet von meinem Musik-Kollegen Jürg Sonderer mit der Trompete) der eigentliche Höhepunkt dieses Tages.

Zum Abschluss dieser Reise spielten wir ein letztes Mal vor der historischen Kulisse des Schlosses St. Andreas. Tief beeindruckt vom Aufenthalt im Schlosspark, erfreut über gute Begegnungen und zufrieden über die Freude der Zuhörer an unserem Alphornspiel, fuhren wir gemütlich mit unserem Postauto wieder zurück in meine neue Heimat am Bodensee.



375 Die Alphorngruppe Bodensee vor einer historischen Kulisse.

Das vorliegende Buch entstand als Geschenk für Freunde, Verwandte und Bekannte. Bei deren Rückmeldungen kam es oft zu äusserst spannenden Gesprächen mit intensivem Austausch von gemeinsamen Episoden in Cham. Einige davon zum «Ausklang» in der 2. Auflage dieses Buches.

Ein schöner Zufall. Ich war zum 80. Geburtstag meines «Gefreiten-Freundes» Willy Erzer nach Basel eingeladen. Zufälligerweise sass ich am gleichen Tisch mit zwei Personen, die ich über 50 Jahre nicht mehr gesehen hatte: Ruth und Kurt Dössegger-Weingand. Nach einer sehr herzlichen Begrüssung war das Gesprächsthema selbstverständlich unsere gemeinsame Chamer Zeit. Ich fragte bei Willy nach, wie er die Dösseggers kennen lernte. «Im Jahr 2002 war ich Generalsekretär am Eidgenössischen Turnfest in Bubendorf BL mit gegen 70 000 Teilnehmenden, und Ruth Dössegger wirkte als Infochefin des Schweizerischen Turnverbandes im Organisationskomitee mit. Seither sind wir befreundet» erklärte Willy.

In der Chamer «Meitli-Pfadi» erlebte Ruth Dössegger viele unvergessliche Stunden im Schlosstümlli von St. Andreas unter der Leitung von «Mungg» (Pfadfindername von Cornelia von Schulthess). Im Sport engagierte sich Ruth für das Mädchen- und Frauenturnen, anfänglich regional und später auch gesamtschweizerisch. Ruth's Vater war der Chamer Turnpionier. Durch sein unermüdliches Engagement prägte er viele Jahre das Vereinsleben des Turnvereins und wurde später sogar



376 Franz Weingand, der Chamer Turnpionier.



377 Die schnelle 10x80-m-Staffel des ETV Cham im Jahr 1965.

erfolgreicher gewesen wäre (S. 66). Wie gerne wäre auch ich in der starken 10x80-m-Staffel des ETV Cham mitgerannt! Bis heute erinnere ich mich noch an alle zehn Sprinter dieser schnellen Läufergruppe.

Fischfang in der Nacht. Päuli Lustenberger amtierte während 25 Jahren als Chauffeur und Hauswart auf St. Andreas. Er wohnte im selben Haus, ja sogar in derselben Wohnung wie damals wir Bucher's. Als Bub bestaunte ich immer wieder seine spezielle Fischertechnik. Wenn alle andern Angler erfolglos ihre Würmer badeten, bissen die Fische bei Päuli an! Nachdem er meine Chamer Geschichten gelesen hatte, erzählte er mir weitere Chamer-, aber ganz besonders St.-Andreas-Episoden. So schilderte er mir folgende, beinahe unglaubliche Geschichte:

Ich wurde vom damaligen Aufseher Josef Twerenbold von der Enten-Volière im Chamer Inseli angefragt, ob ich einige Karpfen

Ehrenmitglied des Schweizerischen Turnverbandes. Anlässlich dieser Auszeichnung wurde er von Frau und Herrn von Schulthess persönlich eingeladen.

Kurt Dössegger war Mitglied des Eidgenössischen Turnvereins ETV Cham. Zur selben Zeit turnte ich im Katholischen Turnverein KTV Cham, also bei der «Konkurrenz». Ich war jedoch schon damals überzeugt, dass ein vereinter Chamer Turnverein

Ausklang ... oder vorwärts zum (Neu-)Start?

fangen könne, da er diese gerne im Entenweiher einsetzen würde, um die Attraktion der Volière zu bereichern. Zusammen mit dem damaligen Obergärtner Wolfgang Weber lösten wir diese schwierige Aufgabe wie folgt: Wir fuhren nachts im Schlossweiher mit dem kleinen Flachboot von Herrn von Schulthess ganz langsam Richtung Seerosen. Ich kniete vorne auf dem Boot und Wolfgang ruderte ganz ruhig in die gewünschte Richtung: «Rächts – links – graduus – haaalt – ...» kommandierte ich ganz leise. Gleichzeitig leuchtete ich mit dem starken Lichtstrahl meiner grossen Taschenlampe den lehmigen Weihergrund aus. Entdeckte ich einen Karpfen, so richtete ich den Lichtstrahl während zwei bis drei Minuten direkt in dessen Augen.

Wie hypnotisiert blieb der Karpfen jeweils sofort stehen. Dann bewegte ich den Lichtstrahl langsam in die Nähe unseres Bötchens. Von dieser Lichtquelle «magnetisiert» steuerte nun der Karpfen in unsere gewünschte Richtung. Fangbereit hielt ich den Feumer schon im Wasser. Kurz bevor der Karpfen diesen erreichte, löschte ich das Licht. Der Karpfen erschrak und schnellte direkt ins Netz. Er war gefangen – ohne Angel!



378 Päuli's Lichtstrahl hypnotisiert die Karpfen.

Mein Chamer Sportarzt. In meiner Kinderzeit gab es in Cham nur zwei Hausärzte: Dr. Jung und Dr. Spiller sen. Jahre später engagierten sich bereits vier Ärzte für das gesundheitliche Wohl der Chamer Bevölkerung: Dr. Meyer, Dr. Gaus, Dr. Spiller jun. und Dr. Kaufmann. Heute gibt es in Cham mehr als 50 Ärzte.



379 Mein Chamer Sportarzt Dr. Kaufmann öffnete mir vor 50 Jahren zu später Stunde sein Guckloch – und 50 Jahre später nochmals für dieses Foto!

gehemmt läutete ich an seiner Haustüre. Dr. Kaufmann öffnete im Schlafanzug das hölzerne Guckloch, erkannte die Situation sofort, öffnete die Türe und nähte Beat's Wunde.

In der Zeit als Chamer Sportlehrer operierte er auch mein linkes Knie. Da sich meine Meniskusbeschwerden trotz verschiedenen physiotherapeutischen Massnahmen nicht wesentlich besserten, wurde eine Operation unumgänglich. Die 7 cm lange Narbe am Knie erinnert mich heute noch an Dr. Kaufmann, die Narbe der linken Hand dagegen an Dr. Jung (S. 74).

Wo, wie und wann hatte ich mich am Knie verletzt? Zug, 1. April 1964: «Aushebung». Die 19-jährigen Chamer Jünglinge mussten in der Neustadtturnhalle in Zug antreten und wurden bezüglich ihrer Wehrdiensttauglichkeit auf «Herz und Nieren» geprüft. Mein grösster Wunsch war Panzergrenadier zu werden. Ich wusste jedoch, dass



380 Die Narbe am linken Knie bleibt – auch 50 Jahre nach der Operation.

hohe Anforderungen zu erfüllen und nur zwei Plätze pro Kanton zu vergeben waren.

Mit Eifer und Ehrgeiz absolvierte ich die vier Disziplinen 80-m-Lauf, Weitsprung, Weitwurf und Klettern und wurde überall mit der Bestnote 1 belohnt.

Auch die ärztliche Untersuchung verlief erfolgreich. Am Nachmittag erwarteten wir gespannt das alles entscheidende Gespräch mit dem Aushebungsoffizier.

Die Mittagspause vertrödelten wir in der Turnhalle. Zum Spass liess ich die Schaukelringe bis auf Reichhöhe herunter und baumelte an den Ringen. Plötzlich und unerwartet zogen die Kollegen am Seil und hieften mich zur Decke hoch. Nach anfänglichem Gelächter erkannten sie jedoch bald meine missliche Lage und wurden sich des gefährlichen Manövers bewusst. Deshalb erlösten sie mich umgehend aus meiner äusserst ungemütlichen Position und liessen die Ringe wieder hinunter. In geringer Höhe über dem Hallenboden liessen sie das Seil unachtsam los und ich landete unsanft auf dem Boden. Ein tiefer, stechender Schmerz durchdrang sofort mein linkes Knie. Nach einigen Minuten konnte ich erstaunlicherweise wieder gehen, doch das Knie schwoll zusehends stark an. Die Beschwerden liessen in den folgenden Tagen etwas nach, doch bei unkontrollierten Bewegungen schmerzte es mich immer wieder. Der Weg zum Arzt war unumgänglich und eine Operation absehbar.



381 *Marschbefehl zur Aushebung am
1. 4. 1964*

Die Operationsmethoden von damals sind nicht zu vergleichen mit denjenigen von heute. In Vollnarkose wurde mir die ganze Innenseite des Meniskus entfernt. Ich erinnere mich noch, dass Dr. Kaufmann mir am Spitalbett den weggetrennten Meniskus zeigte und sagte, er müsse dieses «Beweisstück» zusammen mit dem Unfall- und Operationsprotokoll der Militärversicherung übergeben. Nach der OP folgten 14 Tage Bettruhe. Anschliessend wurde mir eine sanfte Therapie verschrieben. Danach begann ich wieder zu trainieren, und im Herbst startete ich vorsichtig mit dem Eistraining auf der Kunsteisbahn Rapperswil (in Zug gab es noch keine Kunsteisbahn).



382 *Regelmässiges
Training als
Knietherapie,
aber auch zur
Erhaltung meiner
eigenen Fitness.*

Bis heute hat mein linkes Knie viele Belastungen überstanden trotz vielen sportlichen Aktivitäten als Sportlehrer und Marathonläufer. Regelmässig trainiere ich in meinem eigenen «Outdoor-Fitness-Center», und halte damit auch meine Kniebeschwerden in Grenzen.

Das Knie der Nation: Im Januar 2016 verletzte sich Roger Federer, der beste Tennisspieler aller Zeiten, am Knie, jedoch auch nicht beim Sport, sondern bei einer Spielerei mit seinen Kindern. In der Tagespresse vom 5. Februar 2016 war zu lesen:

Roger Federers «Knie der Nation verletzt»! An seinem Knie wurde ein Meniskusanriss festgestellt. Das Missgeschick passierte nicht auf dem Tennisplatz. Federers Management teilte am Mittwoch mit, dass die Operation erfolgreich verlaufen sei. Wie

Ausklang ... oder vorwärts zum (Neu-)Start?



383 Roger Federer gewann 2001 als 19-Jähriger in Wimbledon das Spiel gegen Pete Sampras. (Das war die Titelseite der 7. Auflage meines Tennisbuches.)

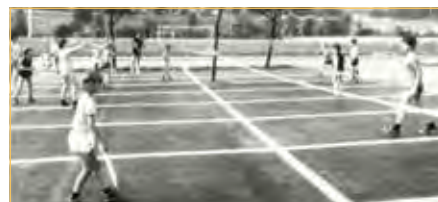
seine weitere Karriereplanung verlaufen soll, sei noch ungewiss. Aber Roger soll bereits in wenigen Wochen wieder zurück sein.

Der Sturz im legendären Spiel gegen Pete Sampras hatte keine negativen Folgen, im Gegenteil. Es war der Beginn eines einmaligen, sensationellen Höhenflugs eines Ausnahmekönners.

Vorwärts zum Start. Im Dezember 2015 erhielt ich von meinem langjährigen Freund Bruno Banzer den Artikel aus der Zuger Zeitung «Auf der Suche nach der verlorenen Zeit in Cham» u. a. mit folgendem Hinweis:

Auf chamapedia.ch soll ein Nachschlagewerk über die Gemeinde Cham entstehen. Im von Wikipedia bekannten Layout sollen Texte, Fotos, Videos und Audiodateien zu verschiedenen Themen (Personen, Strassen, Häuser, Gewerbe etc.) aufgeschaltet und die Sammlung ständig erweitert werden.

Interessiert nahm ich Kontakt auf mit dem Initianten des Projektes, Thomas Gretener. Dieser Name weckte in mir alte Erinnerungen: Kenne ich diese Person? Könnte es sein, dass Thomas als Schüler bei mir im Sportunterricht war? Nach unserem ersten Gespräch bestätigte Thomas meine Vermutungen und ergänzte, dass er bei mir sogar an einem Schul-Tennis-Kurs teilgenommen habe und mittlerweile ein begeisterter Tennisspieler sei.



384 Erster Schultenniskurs 1968 in Cham im Rahmen des freiwilligen Schulsports.

ten schwärmte auch er von eigenen Erlebnissen im Dorf. Darauf diskutierten wir weitere Möglichkeiten, Chamer Ereignisse festzuhalten.

Die Zeit, in der ich mich mit dem vorliegenden Buch beschäftigte, kommt mir heute vor wie das Würfelspiel MONOPOLY, das wir oft als Kinder spielten. Wer mit seiner

Würfelzahl auf dem Feld «Chance» landete, zog das oberste orange Kärtchen. Auf einem stand geschrieben: *Vorwärts auf Start.*

Nach meinen neuen erlebnisreichen Erfahrungen und den vielen spannenden Gesprächen im Zusammenhang mit diesem Buch könnte ich eigentlich nochmals einen (Neu-)Start wagen.



385 MONOPOLY – Erinnerungen an meine Kindheit

Dank

Mein Dank gilt allen Beteiligten, die mich bei der Realisierung dieses Buches unterstützt haben.

Arendt-Bucher Rita	Mit meiner Schwester Rita erlebte ich eine schöne Zeit im Waldschlupf, bis auch wir, die letzten zwei der insgesamt sechs Kinder, auszogen. Rita hat das Manuskript korrigiert. Ihr eigener Beitrag «Ich war einmal ein Engel» fand einen Ehrenplatz im Buch. Den Engel zu ihrer Geschichte haben sie und ihr Mann in der eigenen Schreiner-Kunst-Boutique hergestellt.
Amrhein Hermann	Mein Schwager Hermann Amrhein fand die Nadel im Heuhaufen in Form von Berichten und Fotos der See- grörni 1963 bzw. von einer einmaligen eisigen Standarten-Übernahme in der Bucht des Chamer Strandbades. Er setzte sein Netzwerk ein, sowohl als ehemaliger Redaktor der Zuger Nachrichten wie auch als Offizier.
Amrhein Lisbeth	Meine Schwägerin Lisbeth Amrhein hat das Manuskript korrigiert und Verbesserungen vorgeschlagen.
Bruggmann Beni	Zusammen mit dem Fussballexperten Beni Bruggmann gab ich schon drei Fussballbücher heraus. Man nennt ihn auch «Köbi Kuhn des Schweizer Kinderfussballs». Als ehemaliger Sportjournalist und erfahrener Lehrer stellte er sich spontan zur Verfügung, das Manuskript zu lektorieren.
Bucher-Amrhein Rita	Meiner Frau Rita möchte ich für die grosse Geduld während der Bearbeitung des Buches, aber vor allem für den «Feinschliff», ganz herzlich danken.
Krähenbühl Beat	In den 80er Jahren war das Helikopterfliegen sein Hobby; heute ist es sein Beruf (info@flyingcamera.ch). Auf einem Flug im Herbst 1976 habe ich aus seinem Helikopter fotografiert und nie daran gedacht, dass ein Foto von diesem einmaligen Flug einmal als Titelseite eines Buches verwendet würde. In den 80er Jahren restaurierten wir miteinander einen Mercedes JG 1952 Modell Adenauer (S. 157).
Kronawitter-Bucher Margrit	Meine Schwester Margrit schilderte mir einige Erinnerungen aus ihrer Kindheit.
Lienhard Daniel	Mit dem Grafiker Dani Lienhard verbindet mich eine 30-jährige Freundschaft. Er bearbeitete viele meiner Sportbücher. Unser grösster, gemeinsamer «Brocken» war die Gestaltung und Bearbeitung des viersprachigen Mammut-Projektes «Lehrmittel Sporterziehung». Ebenso gestaltete er für mich unzählige Umschlagseiten von Büchern und Broschüren, auch die des vorliegenden Buches.
Maret Wilfried	Wie sich Kreise schliessen! Anlässlich eines zufälligen Kaufes eines alten VW Cabriolet ergab sich mit Wilfried Maret eine gemeinsame St.-Andreas-Geschichte.
Odermatt-Ast Ursula	Ursula ist zwar einige Jahre älter als ich, aber uns verbinden dennoch viele schöne Erlebnisse als Nachbarkinder im Schlosspark. Sie erzählte mir Kindergeschichten, speziell auch von ihrem Bruder René, meinem Vorbild in der Kinderzeit. Besonders interessant und aufschlussreich waren die Unterlagen und Fotos ihres Vaters.

Dank

Pacher Sibylle	Sibylle Pacher spielte das Zünglein an der Waage, als es darum ging, das St.-Andreas-Buch zu realisieren. Obwohl im Verlauf der Bearbeitung des Buches aus der ursprünglichen Idee vom «Spaziergang in die Vergangenheit durch den Schlosspark St. Andreas» eine Zeitreise durch mein Leben entstand, freut sie sich am vorliegenden Buch.
Palfalusi Michaela	Michaela Palfalusi gestaltete im Hofmann-Sportverlag in Schorndorf schon einige meiner Sportbücher. Es lag daher nahe sie anzufragen, ob sie bereit wäre, das Layout zu gestalten.
Sax Beat	Mit Beat Sax realisierte ich schon mehrere Sport-Projekte. Er erklärte sich bereit, mich auch beim St.-Andreas-Projekt zu unterstützen. Er machte viele Fotos und den Videofilm.
Schmid Anita	Ich lernte Anita Schmid vor rund 40 Jahren als Sportstudentin kennen. Seither gestalteten wir gemeinsam verschiedene Sportbücher. Auch sie hat dieses Buch lektoriert.
Schmuki Christoph	Christoph war zur selben Zeit wie ich Lehrer in Cham. Er hat mich bei der Bearbeitung dieses Buches immer wieder motiviert.
Spindler-Bucher Gertrude	Meine älteste Schwester Gertrude Spindler lebt schon viele Jahre in Amerika. Sie beschreibt in einigen Anekdoten Erlebnisse der gemeinsamen Primarschulzeit mit Mungg (Cornelia von Schulthess).
Trottmann Toni	Toni ist seit 55 Jahren mein ältester Chamer Freund. Es ist schwierig aufzuzählen, was wir zwei in unserer Jugendzeit alles miteinander unternommen und erlebt haben. Er recherchierte bezüglich einiger Fragen und typischen Chamer Begebenheiten, begleitete mich mehrmals mit seinem Boot bei Rundfahrten um das Schlossgelände und machte Fotos und Videoaufnahmen beim Schlossweiher.

Verwendete und weiterführende Literatur

Einwohnergemeinde Cham (Buch 1+2)	Geschichten von Cham, Band I, 1958 und Band II, 1962
Orsouw, M. u.a. (Buch 3)	Adelheid. Frau ohne Grenzen. Verlag NZZ, 2003
Orsouw, M. u.a. (Buch 4)	Georg Page. Der Milchpionier. Verlag NZZ, 2005
Orsouw, M. (Buch 5)	CHAM Menschen, Geschichten, Landschaften, 2008
Penick, H. (Buch 6)	Golf-Weisheiten, BLV, München, 1992
Steiner, H. u.a. (Buch 7)	Vom Städtli zur Stadt, CHAM, Raiffeisenbank Cham, 1995
Schmid, Ch. (Buch 8)	Blas mer i d Schue, 75 Redensarten, Cosmos, 2013
Steiner, H. (Buch 9)	Cham in alten Bildern, Europäische Bibliothek, Zaltbommel / Niederlande, 1980

Foto- und Dokumentationsnachweise

Blidor (Archiv)	341
Bodenmann, H.	333, 334
Bucher, W. und R.	1. Umschlagsseite, 2, 3a, 3b, 15, 17, 24, 25, 26, 28, 34, 35, 36, 38, 39, 40, 41, 42, 45, 50, 52, 53, 54, 55, 59, 64, 67, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 79, 81, 88, 90, 91, 95, 100, 107, 108, 119, 110, 111, 113, 115, 116, 117, 122, 123, 142, 148, 149, 150, 161, 162, 163, 177, 179, 182, 197, 200, 202, 209, 245, 248, 249, 251, 253, 255, 257, 258, 262, 264, 265, 266, 267, 269, 270, 271, 274, 277, 279, 296, 302, 316, 317, 320, 327, 329, 349, 350, 351, 352, 358, 359, 360, 365, 366, 369, 370, 373, 381
Bucher (Familien-Archiv)	4. Umschlagsseite, 1e, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 16, 18, 19, 29, 32, 37, 46, 51, 56, 62, 65, 66, 68, 96, 101, 102, 103, 105, 106, 118, 124, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 135, 136, 138, 139, 141, 144, 145, 152, 154, 155, 156, 160, 165, 164, 166, 172, 176, 180, 183, 184, 190, 194, 199, 204, 205, 206, 207, 209, 216, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 226, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 252, 254, 267, 268, 281, 282, 283, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 303, 304, 305, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 315, 319, 322, 323, 324, 325, 326, 328, 330, 331, 332, 342, 344, 345, 347, 353, 354, 361, 373, 379, 380, 382, 383
Einwohnergemeinde Cham (Buch 1 und 2)	6, 9, 60, 104, 119, 120, 185, 192, 368
Furrer, O.	171
Gemeindeverwaltung Cham (Archiv)	112, 211, 212, 213
Harringer, W.	348
Lehrmittelverlag Zürich	183a
Lienhard, D.	369
Linder, M.	Komponist der Melodie «Em Vatter z'lieb» zum Videofilm «Spaziergang in die Vergangenheit»
Mächler-Stuber, R. (Familien-Archiv)	86, 89
Maret, W.	92, 93
Odermatt-Ast, U. (Familien-Archiv)	30, 43, 80, 84, 186, 188, 189, 256, 259, 260, 261, 262, 272

Foto- und Dokumentationsnachweise

Orsouw, M. (Buch 3 und 5)	104, 238, 276, 340
Pacher, S.	203
Paradisi, J.	355
Penick, H. (Buch 6)	29
raumgleiter gmbh, Zürich	365
Sax, B.	1d, 4, 21, 23, 32 49, 58, 61,63, 78, 82 83, 195, 196, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 246, 250, 263, 299, 321, 363, 364, 366, 367, 369 , 372, 374, 375, Filmaufnahmen und Herstellung des Videofilms «Spaziergang in die Vergangenheit»
Schmid, Ch. (Buch 8)	269
Schmuki, Ch.	356, 379
Sidler-Wilhelm, V. (Archiv)	372
St. Andreas (Archiv)	3, 3a, 3b, 20, 33, 48, 85, 87, 153, 198, 210, 278, 280, 297, 298, 307
Stiftung@st-andreas.ch (Flyer)	1, 1b
Steiner, H. (Buch 7)	1a, 7, 8, 59, 104, 112, 121, 146, 157, 164, 167, 168, 169, 170, 174, 236, 237, 280, 285, 286, 335, 336, 337
Steiner, H. (Buch 9)	185, 169, 236
Trottmann, A.	Filmaufnahmen zum Videofilm «Spaziergang in die Vergangenheit»
TV Cham 1848 (Jubiläumsschrift)	158, 376, 377
Unbekannt (Internet)	5, 22, 27, 31, 44, 47, 57, 76, 77, 89, 92, 93, 97, 98, 99, 114, 125, 126, 127, 134, 137, 140, 143, 147, 151, 159, 173, 175, 178, 181, 187, 191, 193, 201, 208, 217, 225, 227, 247, 268, 273, 275, 287, 295, 300, 301, 306, 338, 339, 343, 362, 378, 384, 385
Wicky, A.	346 (Komponist der mir persönlich gewidmeten Melodie «s'Tuenbuech isch fertig»)
Zuger Nachrichten (Archiv)	214, 215